3 1761 07165189 7

Waldemar
Bonsels

*

Menschenwege

Aus den Notizen eines Vagabunden

*

Rütten & Loening
Frankfurt a/M

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/menschenwegeaus00bons

Waldemar Bonsels

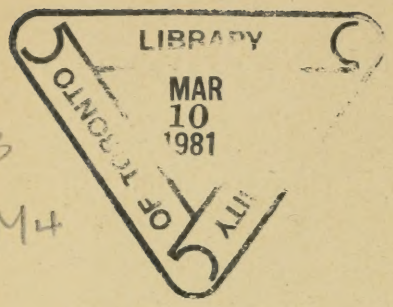
Menschenwege

Aus den Notizen eines Vagabunden

56. bis 67. Tausend

1 9 2 0

Literarische Anstalt
Rütten & Loening
Frankfurt a. M.



PT
2603
O65M4

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1917 by Literarische Anstalt Rütten & Loening
Frankfurt a. M.

Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

Kapitelfolge

Holler 6

Die Sommernacht 41

Penina 81

Das erste Abendmahl 91

Nächtliche Begegnung 132

Teja 157

Scholander 208

Erſtes Kapitel

Holler

Eines Tages im Verlauf unſeres Lebens kommen die Menſchen unſerer Jugend wieder zu uns, einer nach dem anderen, jeder zu ſeiner Stunde, und reden zu uns, auch die Toten. Aber nicht allein im Geiſt, wie in einer heimlichen Erinnerung der Vergangenheit, ſondern oft auch leiblich, in Perſon, und für gewöhnlich ſind es diejenigen, die uns nicht allein nahe geſtanden haben, ſondern deren Einfluß auf unſer Leben von entſcheidender Bedeutung geweſen iſt. Wer es als Erſcheinung im vergänglichen Daſein Zufall nennen will, der möge es tun, in jenen tieferen Gründen, in denen die Quellen des Weltweſens als reine Flut entſpringen, ſpiegelt ſich dem ahnungsvollen Geiſt unſerer Liebe der Sinn der Dinge in zugleich wunderbaren und einfachen Zuſammenhängen, und der Glaube an Zufälle verliert ſich vor dem Glanz, den das Bild unſeres recht verſtandenen Geſchicks ausſtrahlt.

Die tiefere Bedeutung dieſer Wiederkehr liegt in ihrer Mahnung. Es iſt die letzte Mahnung aus einem verſunkenen Abſchnitt unſeres Lebens, ſie ruft unſere Erinnerung an und zugleich das Gedächtnis wach, ſo daß wir genötigt werden zu forſchen und zu vergleichen, bis wir erkannt haben, welchen Wert für den Weg unſerer Seele das zurückgelegte Stück Weg unſeres Leibes gehabt

hat. Ob wir gesunken oder gestiegen, reicher oder ärmer geworden sind, und ob unsere Bahn gerade oder in verhängnisvollen und gefährlichen Windungen verlaufen ist. Denn oft messen wir das eigene Wachstum oder die eigene Verkümmerung mit glückbringender oder grausamer Deutlichkeit am Wesen solcher Menschen, die uns einst nahe gestanden haben und die nun nach langer Trennung plötzlich im neuen Lebenskleid vor uns hintreten.

Ich habe mir diese Gedanken gemacht, seit ich meinen alten Gefährten aus unruhigen Jugendtagen in neuen Verhältnissen wiedergefunden und seine Geschichte erfahren habe, die mir einen bleibenden Eindruck zurückgelassen hat. Dieser merkwürdige Mensch hieß Heiliger, aber ich nannte ihn damals Holler, weil er es aus eigener Gewöhnung her so wollte und weil sein eigentlicher Name in einem gar zu ungewöhnlichen Gegensatz zu seinem Charakter und zu seiner Lebensart gestanden hätte. Er gehörte zu jenen behinderten Naturen, die unausgesetzt unter anspruchsvollen Forderungen dahinleben, die nie anders als mit kritischer Geringschätzung an alles herantreten können, was nicht ihrer Art und ihres Besitzes ist, und die doch keine Kraft haben, ihre oft bis zur Anmaßung gesteigerten Wünsche in sich selbst und anderen gegenüber zu erfüllen. So entsteht eine ruhlose Mischung von Kritik und Schwäche, von Ungenügen und Überhebung in ihnen, und wenn auch unser aller Seelen sicherlich nicht völlig frei von diesem Zwiespalt sind, so liegt doch ein Unterschied darin, ob solch ein innerer Gegensatz uns erhebt und fördert, oder ob er uns reine Genüsse verdirbt und Selbsttäuschung als Element einer qualvoll errungenen

Daſeinsluſt zurückläßt. Mein Gefährte verſtand es nicht, die Schuld an ſeinem Mißgeſchick bei ſich ſelbſt zu ſuchen; ich habe über ſeinen Bemühungen und über ſeiner ſpöttiſchen Überheblichkeit damals zum erſtenmal empfunden, daß der tiefere Grund vieler Mißverhältniſſe im Haushalt unſerer Seele der iſt, daß wir nicht hoch genug von den Menſchen denken. Damit verbindet ſich noch nicht die Notwendigkeit, ſich ſelbſt zu erniedrigen oder gering einzuſchätzen, vielmehr liegt die erhebende Genugtuung darin, nicht an etwas Geringem oder Unvollkommenem zu leiden, ſondern an einer getrübten Schönheit.

Ich ſprach damals unter vielerlei anderem auch hierüber mit ihm, aber er lachte mich aus, und das Ungeſchick meiner Beweisführung mag ihm berechtigten Grund dazu gegeben haben. Auch war meine Lebenslage nicht dazu angetan, meinen Worten Nachdruck zu verleihen, denn meine Stiefel waren nicht weniger durchgelaufen, mein Rock nicht weniger zerſchliſſen als der ſeine, und wir ſuchten beide vom dunklen Grund der Großſtadt aus einen helleren Platz, um einmal wieder, gegen das Entgelt irgendeiner Tätigkeit, ruhig ſchlafen und ſorglos eſſen zu können.

Wir trafen uns vor einer Anſchlagtafel in der Hafengegend Hamburgs, dort waren Stellenangebote ausgeſchrieben. Er betrachtete mich, die Hände in den Taſchen, eine Weile von der Seite, wir gaben uns beide den Anſchein herablaſſender Unbeteiligtheit, als ſuchten wir ein Unterkommen für einen verarmten Bekannten. Als ich mich aber abwandte, ſagte er zu mir:

„Du suchst Arbeit? Was kannst du tun? Was bist du?"

„Ich weiß es nicht," antwortete ich, „es soll sich erst zeigen."

„Mit mir ist es umgekehrt," sagte er ernst und skeptisch, „ich weiß, was ich kann und was ich bin, aber es soll sich, scheint's, niemals zeigen."

Das gefiel mir, wie überhaupt sein ganzes Gebaren. Ich hatte damals und habe heute noch eine unbegrenzte Hochachtung vor dieser unbestürmbaren Sicherheit gewisser Menschen, deren Selbstbewußtsein niemals zu weichen scheint, und obgleich ich wohl weiß, daß sie es sehr oft allein den Beschränkungen ihres Wesens verdanken und der glücklichen Blindheit für alle Hindernisse und für die Hemmungen der Andächtigeren, bleibt die Wirkung im Augenblick doch bestehen. Die Unfähigkeit solcher Menschen, einen Fehler bei sich vermuten zu können, gibt ihnen in den ärmlichen Schranken einer praktischen Frage oft einen Halt und Kraft zu raschen Entscheidungen, wie überhaupt nun einmal im Lauf der Welt ein mit Geschicklichkeit verbundener Nachteil oft weit mehr gilt und ausmacht als ein mit Ungeschick gepaarter Vorteil.

Wir schritten miteinander zum Hafen hinab, ließen uns in der Sonne auf einer der Steintreppen nieder, die zum Wasser nieder führten und sprachen mit der Reserve unseres jugendlichen Stolzes über das Elend unseres Daseins. Dabei waren wir anfänglich beide bemüht, nur so viel einzugestehen, als ohnehin erkennbar war. Wir versprachen uns gegenseitig gesicherte Lebensstellungen, sobald wir nur erst wieder selbst auf die Bahn unseres Rechts und unserer

Bestimmung gelangt wären. Ich bewunderte den unbestürmbaren Ernst meines Nachbarn:

„Sag' nur Holler; so hieß ich schon immer. Hast du noch Geld?"

Ich nannte die Summe, die ich den Umständen entsprechend zu nennen für vernünftig hielt. Damals hatte ich schon Bedrängnisse genug überstanden, um zu wissen, daß ich mich gegen den Überschwang meiner leichtherzigen Stimmungen schützen mußte, wenn nüchterne Augenblicke es mir erlaubten. Er wollte das Geld sehen. Wie ruhig und sachlich er eine solch schamlose Bitte des Mißtrauens und der Begierde aussprechen konnte. In diesen Dingen hatte die Kälte der Gasse sein Herz schon bis zur Rohheit verhärtet. Ich zeigte das Geld und zählte es auf die Steine. Mein Lächeln nahm er durch einen flüchtigen, kühlen Blick zu Notiz und senkte die Lider halb, wie in Nachdenklichkeit darüber, was es hier zu lächeln geben möchte, und wie einer den Ernst des Geldes und den der Lage nicht zu würdigen verstünde.

„Du bist wohl von oben her oder . .?" fragte er.

Ich leugnete meinen Stand mit Eifer, und da er nicht begriff weshalb, sagte er listig:

„Also hast du etwas auf dem Kerbholz!"

Das bestritt ich um so weniger, als ich gern etwas derart vorzuweisen gehabt hätte, das wäre doch etwas gewesen, meinem Bekannten Achtung einzuflößen. Aber er fragte nicht einmal, was es sein möchte. Das Geld erhielt ich übrigens vollzählig zurück, nachdem es eine Schüttelkur in seinen Fäusten durchgemacht hatte. Er schien meiner sicher zu sein.

„Du lügſt," ſagte er freundlich, „du biſt in keinem Keller geboren."

„Wie willſt du das wiſſen?" fragte ich, „vielleicht in einer Dachkammer."

„Erſt recht nicht. Ich ſeh' es an den Händen, an den Händen ſieht man alles. Ich habe mich zu lange abgemüht, aus den meinen etwas zu machen, als daß ich nicht wüßte, daß man mit ſolchen Händen, wie du ſie haſt, geboren werden muß. Waſchen nützt nichts. Wenn ich mir die Nägel reinige, ſo ſieht es aus, als hätte ich mir die Pfoten in Lauge gekocht; auf die Form kommt es an, verſtehſt du? Wenn die deinen dreckig ſind, ſo ſind ſie immer noch beſſer, als die meinen im gewaſchenen Zuſtand. Und wie dir die Schnauze im Kinn ſitzt! Dich nimmt keiner, weil niemand glaubt, daß er dir etwas zumuten kann. Bei den niedrigen Stellen ſehen die Herren bei unſereinem immer zuerſt darauf, daß ihm das Dienen in den Knochen hockt; das wird wohl ſo in Ordnung ſein, ich mache es ſpäter auch nicht anders. Jeder an ſeinem Platz. Aber du wirſt beſſer daran tun, dich an ein Mädchen heranzumachen. Hab' ich auch verſucht, es iſt aber nicht das Rechte für mich, denn ich will nicht nur leben, einfach ſo dahinleben, ſondern ich will etwas erreichen. Hinauf, du wirſt ſchon wiſſen. Das geht nur allein. Weshalb biſt du nicht geblieben, wo du warſt?"

Ich begriff über ſeinen Fragen und im weiteren Verlauf unſeres Geſprächs, daß ich etwas aufgegeben hatte, das wertvoller ſein mußte, als es mir bisher erſchienen war. So viel wurde mir klar, was ich dahinten gelaſſen hatte, was mir geboten worden war, ſtand hier weit höher

im Wert als selbst das letzte Ziel meines Gefährten. Mich befielen Sorge und ein tiefes Mißbehagen. Mein Nachbar war bei seinem liebsten Thema angelangt, dessen Gedanken ihn ganz erfüllten.

„Woher ich meine Bildung habe?" wiederholte er eine Frage von mir. „Ja, die fällt dir auf, natürlich. Ich habe eine Weile Zeitungen ausgetragen, drei Monate lang, dann einen Lesezirkel, der nur in den besten Häusern gehalten wird. In solchen Mappen findest du Bildungsstoff für alle Lebenslagen, von allen Seiten wird der Geist angegangen, mit Witz oder Belehrung, Unterhaltung oder Illustrationen, vor allem aber mit Gemüt und feinstem Ton. Ich habe auf den herrschaftlichen Treppen gesessen und mich gebildet, auf roten Läufern, zwischen Messingstangen, mit Eifer, mein Lieber, bis man mich aus meiner Anstellung fortjagte, weil die Leute ihre Mappen nicht mehr rechtzeitig bekamen. Ich habe damals acht oder zehn Romane, die in Fortsetzungen erschienen, zu gleicher Zeit gelesen, ohne ein einziges Mal eine Person zu verwechseln. Und dabei war jeder zweite Mann ein Leutnant und jede dritte Dame eine Gräfin. Leider ließ ich mich verleiten, aus einzelnen Heften herauszuschneiden, was mir gefiel, damit ich es daheim gründlicher durchlesen konnte. Das behagte den Abonnenten nicht, und es liefen Beschwerden bei meiner Buchhandlung ein. Man kam mir auf die Spur und setzte mich vor die Tür, statt mir einen Posten einzuräumen, der meinen Kenntnissen und meinem Wert entsprach. Was der Buchhalter dort, der alte Esel, zu Wege brachte, das hätte ich noch zehnmal gekonnt. Ich sagte es meinem

Chef und fügte hinzu, mit der Hälfte des Gehaltes, das jener Mann bezöge, wäre mir gedient; er fragte aber nur, wo ich meinen Hut hätte. So sind die Menschen."

Ich gab zu der seinen meine Meinung über die Menschen ab, die ihm bestätigte, was er bestätigt haben wollte. Es war mir unmöglich, ihm zu widersprechen, und ich glaube, nicht allein deshalb, weil die Aussicht zu überzeugen mir gering erschien, sondern weil ich das Bild nicht beeinträchtigen wollte, das sich mir in seiner Person und in seinen Anschauungen darbot. Es lag mir daran, nicht zu stören, eine selbstsüchtige Nachsicht, die mir später den Vorwurf der Falschheit eintrug. Holler gehörte zu jenen Menschen, die keinen Widerspruch ertragen können, ihn aber heimlich überall vermuten, und die nie verfehlen, später die Rücksichtnahme auf ihre Empfindlichkeit als Schwäche oder Hinterhältigkeit auszulegen.

Die kleinen und größeren Dampfboote des Elbhafens vor uns durchfurchten das trübe Flußwasser in einer für ihr schmales Gebiet scheinbar viel zu großen Hast, es gab kaum ein ruhiges Wasserfleckchen vor uns, das nicht die Spuren dieses erregten Treibens aufwies. Über dem lauten, bunten Bild lag ein blendender Mittagssonnenschein, das weiße Licht blinkte in den kleinen, eifrigen Wellen der trüben Flut in seinem untrübbaren Himmelsglanz und erfüllte mein Herz mit der Heiterkeit seines bewegten Wesens, während es zugleich eine wache Müdigkeit und einen schläfrigen Lebenswohlstand auf meine Lider und in meine Sinne senkte, wie nur die Jugend sie kennt, der alle Müdigkeit noch frei von Leere und Gram ist.

Mein Gefährte dieser beschaulichen Mittagsstunde sah starr und tief mit seinen Gedanken beschäftigt in die Weite. Ich betrachtete sein gebräuntes, mageres Gesicht mit den klugen Augen, die zugleich frech und gutmütig dreinschauen konnten, überlegen und ratlos. Sein blondes Haar war kurz geschoren, und der schwarze steife Hut, viel zu weit, bestaubt und abgegriffen, ließ die Stirn bis an die Haare frei und schien seinen Halt auf den großen Ohren zu finden, die wie beleidigt und in Übereilung vom Kopf abstrebten. Die schweren, roten Hände standen in merkwürdigem Gegensatz zu Augen und Stirn, die zweifellos nicht ohne eine gewisse Vornehmheit waren, ja, die für Augenblicke geradezu schön wirken konnten. Aber die Ohren, diese Ohren . . . Ich möchte dein Elternpaar einmal sehen, dachte ich.

„Wir wollen essen gehen", sagte Holler plötzlich und erhob sich, als sei längst darüber beschlossen worden. Er rückte seinen Hut zurecht und nach vorn, aber er fiel wieder in seine alte Lage zurück, rasch und sicher, als habe man sich an seinen Rechten vergangen.

In St. Pauli, dicht an der Altonaer Stadtgrenze, lag Hollers Stammlokal. Ein alter Seebär bediente uns, es gab gebratene Fische und Pellkartoffeln, Bier und endlich einen Schnaps. Holler verließ nach der Mahlzeit für einen Augenblick das dunkle Lokal, nachdem er mich zuvor um Geld angegangen hatte, kehrte aber bald zurück und brachte eine Handvoll Zigaretten mit, die er auf seine Art verteilte.

„Dies muß für heute genügen," meinte er und legte sich auf die Holzbank, „wir müssen unser Geld einteilen."

Gleich darauf schlief er ein, und der Wirt machte mir die bescheidene Rechnung. Kaum eine Mark kostete alles zusammen, da sah ich ein, daß Holler im Recht war, sich mit mir an einen Tisch zu setzen, dessen nützlichen Wohlstand ich seiner Erfahrung verdankte.

Das Lokal war fast leer, und die Nachmittagssonne legte aus einem Häuserspalt einen Lichtstreifen auf das Fensterbrett, auf dem ein Goldfisch in einer dicken Bierflasche hauste, eine große Menge Fliegen von verschiedenen Größen und das Modell eines Segelschiffs, ebenfalls in einer Flasche. Der Wirt setzte sich zu mir, brachte in einer henkellosen Tasse einen Rest Milchkaffee, den er mir hinschob, und begann eine Unterhaltung, der ich mich nicht gewachsen zeigte. Er meinte endlich:

„Du machst dein Glück nicht auf der Straße."

„In meinem Stand ist es mir auch nicht gelungen," antwortete ich, „so muß ich es hier versuchen."

„Hier? Hier ist nicht auf der Straße. Ich hab' die Straße hinter mir, sie führte über See. Dies Haus ist mein. Wie kommst du an Holler?"

Ich erzählte es.

„Du kannst mit ihm gehen," sagte der Wirt, „es ist Verlaß auf ihn, er treibt es bescheiden, und du kannst von ihm lernen. Aus ihm wird einmal etwas. Aber du? Sie erwarten wohl, daß ich ‚Sie' zu Ihnen sage?"

Ich wehrte ab, aber viel zu höflich und umständlich, als daß ich ihn nicht in seiner Meinung bestärkt hätte. Er lächelte nachsichtig.

„Nur los, mein Jung', die Welt hat schließlich eine Lücke für jeden; aber täusch' dich nicht. Ihr glaubt

immer, eine Stiege tiefer geht es besser, wenn ihr in der Beletage Schiffbruch gelitten habt. Es ist aber viel leichter für einen von unten her, etwas höher oben festen Fuß zu fassen, als umgekehrt. Das Lehrgeld, das die Gasse fordert, ist viel höher, es nimmt immer, außer dem guten Rock, auch ein Stück Haut mit, und auf solchen Narben wächst kein Bart. Bei mir kommen viele zusammen, denn ich hab' noch keinem das Fell abgezogen, und wem ich das Zuchthaus ansehe, der bleibt mir draußen. Du bist erst bei der Portokasse angelangt, aber gib acht, daß es nicht der Geldschrank wird."

So seid ihr, dachte ich, wenn ihr mit der einen Hand einmal eine Wohltat bietet, so reicht ihr mit der anderen eine Demütigung dar. Was wißt ihr von dem Verlangen der Jugend, alle Schranken zu zerbrechen, um die Welt neu zu erbauen! Aber ich fühlte, bitterlich aufgestört, daß dieser Mann dort recht hatte, wo seine Erfahrung herrschte und wo er sich sein Haus gebaut hatte, er, wie auch Holler und wie alle seinesgleichen, denen ich mich aus Not zugetan fühlte und zu denen ich doch nicht gehörte. Aber sie machten tiefen Eindruck auf mich, denn ich hielt sie für stark und lebenstüchtig, mich dagegen für schwach, und ihre Welt war die erste Lebenserfahrung meines bedrängten Gemüts, mein erster Geschmack von den Fluten des großen Stroms. Ich vermochte den Umfang und die Bedeutung dieses Machtbereichs noch nicht zu ermessen, aber sein plumper, sicherer Bau schüchterte mich ein. Vielleicht war mein Fehler im Grunde nur, daß ich noch niemanden und nichts verachten konnte, denn diese Fähigkeit erhebt sich für gewöhnlich nur in niedrigen Seelen frühzeitig.

Als Holler erwachte, gingen wir zum Segelschiffhafen hinab.

„Mit dir kann man verkehren", sagte er ruhig, als er erfuhr, daß die Zeche bezahlt sei. Seine roten Ohren leuchteten aufmunternd.

Ich lobte seine Erfahrungen und seine Kenntnisse der Verhältnisse.

„Gib dir keine Mühe," sagte er, „ich habe dir ja schon gesagt, daß man mit dir verkehren kann."

Als ich davon zu reden begann, daß ich eine Arbeit suchen wollte, hielt er auf dem Wege inne und sah sorgenvoll in das Treiben der Gasse.

„Dann dürfen wir nicht zum Hafen gehen, denn dort findest du welche. Wozu willst du jetzt schon arbeiten, da du doch noch Geld hast, das für uns beide eine Woche reichen wird, wenn du dich mir anvertraust? Später werde ich dir etwas verschaffen, auch über See, wenn du willst."

Als ich einwandte, daß ich es ungern bis aufs Letzte ankommen ließe, meinte er nachlässig:

„Ich würde jetzt nur arbeiten, wenn es nicht anders ginge. Was soll dir denn eine Arbeit nützen, die du hier oder dort findest und die du nur ungeschickt und für kurze Zeit ausüben kannst? Sie hält dich auf und bringt dich zurück, vielleicht verpaßt du darüber die Gelegenheit, an den Ort deiner Bestimmung zu kommen. Ist es dagegen erst einmal die richtige Stellung, dann ist es allerdings gut, auszuhalten, nicht locker zu lassen und emporzuklimmen. Aber so . . . nein, ich werde lieber mit dir reden und dir zeigen, was alles sich machen läßt. Zuerst müssen wir über deine Kleider sprechen."

Ich war nicht dieser Meinung, aber ich widersprach meinem neuen Kameraden auch nicht. Was ich noch zu verlieren hatte, war keinen Einwand wert, aber Hollers Art und sein derbes Geschick, seine schnodderige Hoffnungsfreudigkeit und sein gewissenhaftes Schmarotzertum zogen mich an. Auch versprach ich mir Erfahrungen, deren Wert ich zugleich anzweifelte und suchte; meine Zukunft lag so dunkel vor mir wie eine undurchdringliche Nebelnacht.

„Würde einer mit Holzschuhen in einen Salon gehen, wo Vorhänge und Ölgemälde an den Tapeten hängen?" sagte Holler und sah an mir auf und nieder. „Nein, weshalb gehst du also mit einem Papierkragen und Manschetten durch den Rinnstein? Was seh ich? Eine Weste sehe ich, einen Schlips, eine Nickelkette, und wahrscheinlich hast du sogar ein Taschentuch und eine Uhr. Schau mich an: einen Bibi, ein Halstuch, den Rock, Hosen aus Küfersamt, einen Gürtel. Du wirst wahrscheinlich Hosenträger haben, Gott steh mir bei! Sieht mich einer, so denkt er: Der kennt seine Lage, weiß sich zu bewegen und hat keine Bremsen im Kopf. Der rührt sich, wo er hingehört, und gehört hin, wo er sich rührt. Was sonst, das andere wird sich zeigen."

„Aber weshalb bist du selbst auf der Straße, wenn du dich vor Vernunft und Geschicklichkeit nicht zu lassen weißt?" Allmählich verdroß mich diese Sicherheit, die sich nur da bewährte, wo es galt, von ihr zu reden.

„Frag nicht so dumm," sagte er ruhig, „soll ich auch noch für die Einfalt der Menschen verantwortlich sein? Und wie hast du denn deine Hände in den Taschen?

Die Hände muß man von hinten her in die Taschen einschieben, so daß die Rockzipfel nach vorn stehen, unter den Armen durch. Umgekehrt ist es falsch. Wer den Rock nach hinten drückt, wenn er die Hände einschiebt, der riecht auf hundert Meter nach der geheizten Stube oder nach gesichertem Einkommen. Wir machen's so, schau her, der Rock muß hinten straff anliegen, wie ein Gürtel, das gibt Fasson und Wärme; so schiebt man seinen Weg mit Sicherheit und kommt voran, aber wie du den Frack nach hinten baumeln läßt, da sieht jeder auf den ersten Blick, daß du nicht bis an die nächste Ecke kommst."

Jetzt war mein Groll verflogen, und ich mußte lachen. Nichts überzeugte mehr als diese Weisheit, und nichts erschien mir zugleich belangloser. Holler blieb ernst wie immer und sah mich neugierig und zweifleriſch an. „Nun, wir werden ja sehen," beruhigte er sich dann selbst; er schien nicht viel auf mich zu setzen.

Am fünften Tag unsrer Bekanntschaft war mein Geld zu Ende; ich muß gestehen, daß ich selber schuld daran war, denn so sehr Holler zur Sparsamkeit anhielt, so sehr forderte er mich ungewollt zugleich heraus, meine letzten Groschen auf seine Sicherheit zu wagen. Vielleicht kam etwas wie Neugierde hinzu, nun zu erfahren, wie er es weiter treiben würde, und gewißlich auch ein gut Teil Schadenfreude, ihn endlich dort am Ende seiner Kraft zu sehen, wo ich am Ende meines Geldes war, denn ich hatte die letzten Stunden unsrer Gemeinsamkeit hart unter seiner anmaßenden Überlegenheit gelitten. Er hatte sich's nun schon die zweite Nacht auf dem Lager meiner Schlafstelle bequem gemacht, trug einen Teil meiner Kleider

und unternahm heimlich den Versuch, mir das Rauchen abzugewöhnen. Die beiden ersten Erscheinungen nahm ich ziemlich gelassen hin, aber bei der letzten machte meine Geduld halt. Wovon lebt man denn, wenn man nichts zu leben hat, wenn nicht vom Tabak? Und wenn es einem gut geht, so braucht man ihn erst recht, denn wie soll man sich seinen Wohlstand anders zu Gemüte führen als durch Rauchen? Das Geld, ja, das will ich zugeben, ist kein rechter Maßstab für die Freundschaft, denn es hat nun einmal die merkwürdige Eigenschaft, vor allem dann zwischen zwei Leute zu treten, wenn es nicht da ist, aber ein Kamerad, der den letzten Tabak nicht ehrlich teilt, ist stets ein schlechter Gefährte in der Not.

Abends fand Holler sich müde und durchnäßt bei mir ein, das Wetter war umgeschlagen, und Regentage ohne Geld und Nahrung sind in den norddeutschen Hafenstädten bedrückender als überall anderswo. Das Meer, das sonst wie ein lieblicher Ausblick in helle Weiten voller Taten und Schätze wirkte, liegt nun trüb und schwer wie eine vergessene Bahn in grauer Öde, und der Weg ins Land zurück scheint wie vermauert und sinnlos. Die Meerstädte haben ihre Augen alle aufs Wasser zu geöffnet und führen zu ihm hinaus; wer lange Zeit am Meer verbracht hat, dem erscheint der Weg in die unbewegte Enge des Landes zurück wie eine feige Flucht und zugleich wie ein mühsames Schwimmen gegen den Strom.

Holler sah mich spöttisch an, als ich darüber sprach.

„Bremsen," sagte er, „du hast Bremsen im Kopf. Wo ist denn hier überhaupt das Meer? Im Bierpalast bekäme man, unten, für einen Zehner seinen Seidel und

Konzert umsonst. Wenn du noch irgendwo Geld hast? Ich treffe dort Bekannte, man knüpft Beziehungen an; da wird sich schon ein Weg für morgen zeigen."

„Ich habe kein Geld mehr."

„Und morgen?"

„Du wirst Rat schaffen."

„Ich?" fragte Holler erstaunt, aber dann schwieg er und besann sich. Es mußte ihm doch in den Sinn gekommen sein, daß die Ablehnung, die in seiner Frage lag, in einem gar zu schroffen Gegensatz zu allen Versprechungen stand, die er mir gemacht hatte.

„Es ist gut", sagte er bedächtig und ließ sich auf der Bettstatt nieder. Im Nebenraum schrie ein kleines Kind, und die tröstende Stimme einer Frau fiel abgebrochen und traurig in den beharrlichen Jammer des feinen Lebensstimmchens ein. Holler erhob sich:

„Hör also, du wirst deiner Mutter schreiben, oder besser ich — nun, so hör mich doch erst zu Ende — ich werde schreiben, du seist erkrankt und lägst mittellos und ohne Hilfe danieder. Dann kommt Geld, oder ich müßte keine Mutter kennen."

„Du kennst keine Mutter," antwortete ich, „wenn du von ihr nur weißt, daß man sie ausnutzen kann."

Er stellte sich nach diesen Worten gleichmütig, ohne weiter auf die Ausführung seines Vorschlags zu drängen, aber ich spürte doch, daß sie ihm ins Herz gesunken waren. Wir schlenderten ratlos in den trüben Abend hinaus, hungrig und frierend. Spät in der Nacht, als wir im Lokal seines alten Seebären aus Gnade ein Unterkommen und einen Grog auf Kredit erhalten

hatten, sagte er plötzlich, als begänne er ein ganz neues Thema:

„Ich habe stets die größte Achtung vor meiner Mutter gehabt, solange sie lebte, ich wäre ihr nicht davongelaufen wie du!"

„Hast du auch vor mir Achtung?" fragte ich.

„Das kann ich nicht gerade behaupten", meinte er zögernd, neugierig, worauf ich hinaus wollte.

„So wird dich nichts hindern, mir davonzulaufen."

„Nein", sagte er wichtig, ohne ganz zu verstehen, wie ich es meinte, „ich werde dich deinem Schicksal nicht überlassen."

* * *

Am andern Morgen ging ich mit der aufsteigenden Sonne auf Kiel zu. Ich war acht Tage unterwegs, fand aber dort bald eine Anstellung auf einem Raddampfer, der über Korsör nach Kopenhagen fuhr. Holler sah ich nicht mehr wieder, bis ich ihm vor nun etwa einem Jahr, nach einer fast fünfzehnjährigen Trennung, wieder begegnete, und so komme ich nun zur Erzählung dieser merkwürdigen Erneuerung seines Bildes, die nicht allein jene Tage in Hamburg in meiner Erinnerung auferstehen ließ, sondern mir auch die seltsamste Wandlung zeigte, die ich jemals bei einem Menschen erlebt habe.

Nun glaube ich nicht, daß ein Menschenwesen sich im Grunde jemals ändert, so verschiedenartig sein Geschick sich gestalten mag, und so unterschiedlich eine Natur in dieser oder jener Umgebung, in guten oder schlechten Verhältnissen wirken mag. Und so fesselt meine Gedanken bei diesem Vergleich weniger der Unterschied der beiden Er-

scheinungen, als vielmehr das Bemühen, in jenem ersten Bild die Züge des zweiten zu suchen und umgekehrt. Die Erfahrung, daß Lebensumstände selbst gute oder edle Eigenschaften völlig in den Hintergrund drängen können, hat mich in gleichem Maß beschäftigt, wie die Gewißheit, daß ein einziger bewußter Willensakt nicht allein das äußere, sondern auch das innere Ergehen eines Menschen umzugestalten vermag. Es sind ohne Zweifel in einem solchen Fall eher unentschiedene, schwächere, und in ihren Anlagen wenig ausgesprochene Naturen, bei denen Wohl oder Wehe ihres Daseins nur von Verschiebungen ihrer Betrachtungsart abhängt, denn alle großangelegten Seelen erleben ihr Schicksal nicht durch Wandelbarkeit, sondern durch ihre Beharrlichkeit, nicht durch die gefällige Gunst einer Abkehr, sondern durch den Eigensinn ihrer Standhaftigkeit.

Ich durchschritt an einem warmen Herbsttag die bewaldeten Höhenzüge eines süddeutschen Vorgebirges, um so endlich über Rosenheim nach München zu gelangen, wo ich damals meinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Nahe der Stadt begannen vereinzelte Häuser sich zur Rechten und Linken der Straße zu erheben, nicht eben herrschaftliche Landsitze und auch nicht Bauernhäuser, sondern Bauten jenes Gemisches von kleinstädtischem Wohlstand und ländlicher Nutzbarkeit, wie man sie, besonders im Süden Deutschlands, im Umkreis der Provinzstädte fast überall findet. Ich kann nicht eben sagen, daß das Häuschen, vor dem ich stehenblieb, mich sonderlich anzog, aber es hatte in seiner Anlage, seinem Vorbau und seinem Gärtchen etwas von jenem unverkennbaren Ge-

präge bescheidener Daseinsfreude, wie sie uns bei manchen Dingen, fast wie Wesenszüge ihres Besitzers, fesseln können. Es kam bei mir zweifellos ein wenig selbstquälerische Neugier hinzu, die nicht frei von einem arglosen Neid ist, in der ich zuweilen diese gesicherten Lebensplätze eines beschaulichen und kampflosen Daseins betrachten muß. Eine spöttische Genugtuung kann mich dabei bewegen und etwas wie eine boshafte Seligkeit an meiner Freiheit. Meine neugierige Bewunderung für Leute, die glauben, sich ohne ein Zugeständnis ihrer Seele eine irdisch gesicherte Lage geschaffen zu haben, wird niemals aufhören.

Ein paar Tannen erhoben sich noch zwischen mir und dem freien Ausblick auf den Vorgarten, und ich war eben im Begriff, den Schutz meines Beobachtungsplatzes aufzugeben, um meinen Weg fortzusetzen, als ich einen Mann hinter einem treibhausartigen Gartenhäuschen hervortreten sah, der, eine lange Pfeife in der halb erhobenen Hand, den Kiesweg vor dem Hause auf und ab zu schreiten begann. Er näherte sich meinem unfreiwilligen Versteck, wandte mir den Rücken und schritt den Weg wieder zurück.

Nun, das wollte betrachtet sein. Es lag allzuviel behäbiges Wohlbehagen in diesem Hin- und Herschreiten, die Pfeife schlug in der leicht geschwungenen Hand einen mäßigen, frommen Takt, und der ein wenig schräggehaltene Kopf predigte geradezu seinen Wohlstand zwischen den breiten Schultern. Ja, man hätte glauben können, selbst das Gehen bereitete diesem Manne heimlich Genuß; es lag etwas zugleich Forsches und Friedliches darin.

Ich gestehe, daß dieser Anblick mir mißfiel. Daseins-

luſt an kleinen Selbſtverſtändlichkeiten zur Schau zu tragen, iſt immer erbärmlich, ſelbſt im vertrauteſten Umgang, und beſonders in der Jugend, niemals wird ein hochgeſinntes Herz es dulden. Aber dieſe Freudigkeit hatte zugleich etwas Bedächtiges, und um Stirn und Augen des Mannes lag eine Reſignation, die das Kleinliche ſeines Gebarens zwar nicht aufhob, aber milderte, und die den Beſchauer auf Nachſicht ſtimmte.

Als der vergnügte Spaziergänger mir ein drittes Mal ſein Angeſicht zuwandte, das einen großen braunen Vollbart trug, ſah ich plötzlich in tiefen Fernen meiner Erinnerung das Elbwaſſer von Hamburg, die Hafenſtraße und ihre ſchmalen, hohen Häuſer. Die Sonne glitzerte über der ärgerlich erregten Flut, und die Signalpfeifen der Dampfſchiffe riefen durcheinander; und noch ehe ſich mir die Beziehung dieſes Bildes zum gegenwärtigen geklärt hatte, ſah ich, daß ſein Auftauchen ſich mit den beiden großen roten Ohren verband, die ſich meinen Augen in der Sonne darboten, und nun wußte ich, daß dieſer Mann vor mir Holler war.

Eine ungeſtüme Heiterkeit ergriff mich ſo ſtürmiſch, daß ich mich ihrer faſt ſchämte, ich mußte mir Gewalt antun, um den würdigen Hausbeſitzer nicht mit einem Gelächter zu überfallen. Es iſt troſtlos, wie ſehr empfindſame und zugleich temperamentvolle Leute zu Übereilungen neigen, ja zu Taktloſigkeiten; ſie ſetzen ihren Zuſtand überall voraus und erregen Erſtaunen und Ablehnung, wo ſie Zuſtimmung erwarten. Die Beſchaffenheit der Durchſchnittsſeele ruht für gewöhnlich in einem geordneten Mittelmaß der Weltbetrachtung, und jede Abweichung

von ihm wird zumeist und zuerst nur als eine Störung empfunden, sei sie nun höher gestimmt oder tiefer.

Holler erkannte mich sofort, als ich ihm auf dem Gartenweg entgegentrat.

„Du? Ach du! So treffen wir uns im Leben wieder! Das hätte ich niemals gedacht, und noch dazu hier, hier in Bayern!"

Er war augenscheinlich verlegen und sprach laut und etwas polternd, mir war, als übereilten sich seine Bemühungen, rasch und auf einmal alles klarzulegen, was ihn in jener langen Zeit unsrer Trennung bewegt und geführt hatte. Dabei trat deutlich ein seltsames Schuldbewußtsein bei ihm zutage, das anfänglich fast rührend auf mich wirkte und in einem komischen Gegensatz zu seiner sehr würdigen und unterstrichen bürgerlich-männlichen Erscheinung stand.

„So ist es also gekommen . . . wie geht es dir? Hast auch du . . . hast du etwas erreicht?"

„Nein," sagte ich, „ich gehe immer noch bald hierhin, bald dorthin und verweile, wo es mir gefällt. Ich habe mein Haus nirgends gebaut."

„Du siehst aus, nun, als wärst du lange unterwegs." Er sah an mir auf und nieder und schien ein wenig peinlich berührt. „Aber so tritt doch ein, ich bitte dich, sei willkommen in meinem Hause."

Wie er die beiden letzten Worte betonte!

„Bitte schön, bitte schön", sagte er eifrig, verbeugte sich am Eingang ein wenig und schritt dann selbst zuerst ins Haus.

Damals auf der Straße warst du sicherer, dachte ich.

Es schien mir, als ränge er innerlich um den rechten Standpunkt, den er mir gegenüber einzunehmen hätte, und als kämpfe er mit sich, ob es in dieser seltsamen Situation des Wiedersehens mit einem alten Kumpanen von der Gasse richtiger war, seine Ehre zu betonen oder die meine. Er schwankte deutlich zwischen dem Stolz, dem heimatlosen Fremdling ein Plätzchen am eigenen Herd anweisen zu können und dem Wunsch, durch erkennbare Bescheidenheit seinen Errungenschaften einen doppelten Wert in meinen Augen zu verleihen.

Im Hausflur stand ein eigenartiges Gerät, das nach allen Seiten Gamsbockhörner ausstreckte, und Holler wollte meinen Mantel an diesen für solche Kleidungsstücke auf das zweckmäßigste eingerichteten Apparat hängen, ich hatte aber keinen. „Ach so . . ." sagte er, beruhigte sich jedoch, da ich seinem Gamsbockgalgen Beachtung schenkte.

„Ein hübsches Ding", sagte ich.

„Und nützlich, nützlich!" rief er fröhlich. Es schien, als kämen wir einander näher. Die Wohnstube, in die ich geführt wurde, entbehrte der Gemütlichkeit nicht, obgleich ihre Einrichtung auf geringen Geschmack und ein Übermaß kleinlicher Sorgfalt schließen ließ. Ein wohltuender Schein von Geborgenheit ging von dem grünlichen Dämmerlicht aus, das eine hohe Tannenwand vor den Fenstern verbreitete. Ein anderes Fenster eröffnete einen schönen, freien Fernblick auf die Alpenkette und ihr Vorland, das im Silber des Tageslichts erglänzte.

„Hier hast du es gut", sagte ich. Irgend etwas mußte gesagt werden, denn Holler wurde sichtlich immer be-

fangener, und ich bemerkte nun zum erstenmal zu meinem Erstaunen, daß er sich des Vorzugs seiner Lage zu schämen schien, als täte er mir ein Unrecht damit an. Ich glaubte deutlich zu sehen, daß ich mich in dieser Wahrnehmung nicht täuschte, und sagte deshalb:

„Es ist mir immer recht gut gegangen in den langen Jahren unsrer Trennung. Zwar habe ich kein gesichertes Heim, wie du es dir errungen hast, aber dafür habe ich viel von der Welt gesehen. Auch dir wird es nicht auf einen Anlauf gelungen sein, so viel geordneten Bestand in dein Leben zu bringen, damals in Hamburg sah es für uns noch nicht nach Ruhe aus."

Mit dieser Erwähnung der Vergangenheit schien der Bann gebrochen.

„Ja, Hamburg ..." sagte Holler langsam, „zwischen jenen Tagen und den Jahren, die ihnen gefolgt sind, und heute, da liegt etwas an Erlebnissen! Du sollst alles wissen," fuhr er plötzlich in neuem Eifer fort, „gerade du, denn du kannst es ermessen, weil du mich und meine Lage damals gekannt hast; die Menschen meines jetzigen Lebens wissen es nicht, und es lockt mich nicht, mit ihnen darüber zu sprechen, weil die Leute die Gasse nur kennen und verstehen, wenn ihr Lebensweg sie hindurchgeführt hat. Ich war im Gefängnis . . ."

Er schwieg jählings und sah sich im Zimmer um, als fürchtete er, ein Lauscher möchte ihn gehört haben. Es ging etwas in ihm vor, wie eine plötzliche Rückkehr, er schien von einer Welt in die andere zu springen und keinen Ausgleich zwischen ihnen herstellen zu können. Aber dann lachte er in so deutlicher Erleichterung auf, als habe er

jahrelang unter Qualen auf den Tag gewartet, an dem er einem Menschen seines alten Lebens dieses Geständnis machen konnte.

Aber bevor er zu erzählen begann, zeigte er sich als Gastgeber besorgt und erwies mir eine Reihe von Aufmerksamkeiten von verschiedenem Wert. Er trug aus einem Eckschrank eine kantige Flasche herbei, streichelte sie unterwegs, wahrscheinlich weil sich Staub auf ihr niedergelassen hatte, und sah mich mit glänzenden Augen an, als er zwei kleine Gläser mit der Flüssigkeit anfüllte, die diese Flasche enthielt.

„Fichtennadelschnaps", sagte er und betrachtete mich abwartend, wobei er voll freundlicher Herausforderung nickte.

Es war ein selbstbereiteter Fichtennadelschnaps. Nun habe ich jedoch gegen Fichtennadelschnaps eine Abneigung, ganz besonders gegen solchen, der „hausgemacht" ist, wie einige Leute es nennen. Es sind gewöhnlich Leute aus der Druckereibranche oder auch kleinere Handwerker- oder Beamtenfamilien in auskömmlichen Lebensverhältnissen, die sich mit der Zubereitung dieses Getränks beschäftigen und die sich geneigt zeigen, es bei jeder Gelegenheit anzubieten. Erblicken sie den Gast, so eilen sie auf ihn zu, und er wird genötigt, ihrem Hausprodukt aus Fichtennadeln Ehre zu erweisen, und sie legen große Freigebigkeit an den Tag, weil sie selbst sich längst davon überzeugt haben, wie unangenehm Fichtennadelschnaps schmeckt und wie selten er sich als bekömmlich bewährt.

So ließ auch Holler sein Glas unberührt vor sich stehen, aber er rühmte sein Getränk mit gewählten Ausdrücken,

wie ich sie vorher niemals bei ihm beobachtet habe. Es war von grünlicher Farbe. Auch brachte er Zigarren herbei, die mich erschreckten, denn sie waren hellbraun und ziemlich dünn, von einer schüchternen und stillen Form; es ist schwer sie zu schildern, weil man nicht überall Verständnis für Tabak voraussetzen darf, aber diese Zigarren waren schrecklich. Man erhält solche Ware bei Nichtrauchern vorgesetzt, besonders wenn sie kirchlich gesinnten Kreisen angehören, und sich mit ihrer Gabe zugleich der Großmut einer seltenen Freiheitlichkeit verbindet; sie dulden das gehaßte Laster nicht nur bei anderen, nein, sie erweisen sich auch als weitherzig und vielseitig, indem sie sich herbeilassen es darzureichen. Aber ungewollt bewirken sie, daß auch der Beschenkte das Rauchen nach kurzer Zeit für ein Laster erklärt.

Während ich die Erinnerung an diese Augenblicke niederschreibe, verfalle ich bei der Darstellung der Einzelheiten unwillkürlich in einen Ton, der ganz der Stimmung entspricht, in der ich mich damals befand. Die Unausgeglichenheit eines Gemütsanspruchs in seiner Umgebung läßt oft ein Ungenügen in uns zurück, das nur den Ausweg in Zorn oder in unwiderstehlicher Spottlust kennt, weil kein vernünftiges Mittel ausreichen würde, um Harmonie herzustellen. Wenn ich Hollers neue Lage während unsrer Unterhaltung mit seiner ehemaligen verglich, so war mir zumute, als sei er so unbewußt und innerlich unbeteiligt in die eine wie in die andere geraten. Aber doch blieb es mir geheimnisvoll, auf welche Art diese seltsame Umwandlung sich vollzogen hatte. Ich kannte Holler vor seiner Erzählung noch nicht gut genug, um ohne weiteres

begreiflich zu finden, daß er und Menschen seiner Art zu wenig innere und geklärte Beziehungen zu den Dingen haben, als daß sie nicht jede Stellung ohne Skrupel einzunehmen vermögen, die das Schicksal ihnen am Rand des Lebens anbietet. War mir vor Jahren Hollers gewissenhaftes Schmarotzertum der Gasse aufgefallen, so lernte ich ihn nun als einen schmarotzenden Gewissenhaften kennen, überredet von der neuen Lebensform, aber nicht überzeugt. Für die Abweichungen der Menschen in die Unsicherheiten der Gasse hat die Gesellschaft Verachtung oder Strafen, für die Abweichungen in die Sicherheiten ihrer Schranken aber Anerkennung, und beides ohne Prüfung. Im Licht der menschlichen Natur aber können beide Schritte sowohl vernünftig als unvernünftig sein, und in ihrem Geist machen sich beide gleich bestraft, wenn es Abweichungen von der natürlichen Bestimmung des Handelnden sind.

Während Holler mit allerlei verworrenen Mitteilungen begann, sah ich mich im Zimmer um, und seine Gegenstände wirkten auf mich wie Illustrationen zu seiner Geschichte, wie dekorativ gehaltene Bildwerke eines Zeichners, der das Wesen dieses Mannes mit treuer Hingabe erforscht und mit Sicherheit erkannt hatte. Vor mir erhob sich von einer froschgrünen Tapete die hochfahrende Rückenlehne eines Sofas ab, die von glänzendem, dunkelbraunem Holz angefertigt war und in deren Verschnörklungen der Verfall der Naturgesetze triumphierte. Mehrere Kugeln, sinnlos auf gekerbten Leisten gelagert und von Rillen umzogen, schlossen die Ornamente nach oben hin ab, sie stellten Sinnbilder der Weltkugel mit verschiedenen Äquatoren dar und wiesen nur insofern einen

Reiz auf, als man in seiner Hoffnung, sie möchten herabrollen, durch die gute Art ihrer Befestigung enttäuscht wurde. Nach rechts und links holten zwei geschwungene Ornamente mit großer Wucht aus, sie hatten Schneckenform und erinnerten an die Fangarme eines schlafenden Polypen. Zwischen ihnen war ein gruppiertes Beet steiler Tulpen angebracht, die sich, je vier nach zwei verschiedenen Seiten, neigten und sowohl in ihrer Politur wie auch in der Schnitztechnik die Bewunderung des Beschauers herausforderten. Die Mannigfaltigkeit des Gesamteindrucks erschöpfte sich jedoch nicht in diesen Anlehnungen an den Reichtum der schaffenden Natur, sondern es war Gelegenheit geboten, neben diesen ästhetisch gedachten Genüssen auch noch praktischen Bedürfnissen Genüge zu tun, denn sowohl zwischen den geschnitzten Tulpen als auch bei den Weltkugeln waren Nischen und kleine Borde angebracht oder Raum gelassen, um allerhand Nutz- oder Gebrauchsgegenstände abzustellen oder dauernd unterzubringen. Hiervon hatte eine sorgende Hand hinreichend Gebrauch gemacht, denn ich erblickte mancherlei Gerätschaften, darunter eine japanische Vase und eine Bibel, ein Tonschwein, das durch den vertrauten Rückenschlitz als Spartopf gekennzeichnet war, eine Pfauenfeder und einen Pfeifenkopf mit dem farbigen Bildnis Martin Luthers. Ich habe die anderen Gegenstände nicht im Gedächtnis behalten, auch waren sie zum großen Teil hinter Sträußen von Papierblumen verborgen, nur ein Wetterhäuschen weiß ich noch, mit einem Dach aus Baumborke und zwei munteren bunten Gestalten, die auf einem beweglichen Brettchen um eine Achse zu kreisen vermochten.

Die übrigen Einrichtungsgegenstände des Zimmers paßten sich diesem Sofa und seinem Stil an, ich will sie nicht beschreiben, denn die meisten Menschen kennen den seltsam vielseitig bewegten und so gar nicht gesicherten Anspruch der bürgerlichen Gesellschaft dieses Standes auf Ausschmückung ihres Heims. So gering nun Hollers persönliche Beziehungen zu allen Einzelheiten seiner Stube gewesen sein mögen, so entdeckte ich doch bei ihm ein ausgesprochenes Behagen am äußerlichen Wesen aller Dinge, eine bis zur gedankenlosen Weichlichkeit herabgesunkene Preisgabe an vergänglichen Besitz, die mit jenem süßlichen Wohlstandsgefühl am Leben verbunden war, das das Licht jeder Idee auslöscht wie ein lauer Wassersturz ein Fünklein in der Asche. Aber mehr noch als aus dieser Erscheinung ging die Wandlung seines Wesens mir aus den Andeutungen über den Verlauf seines Lebens hervor. Er rieb sich weich und sacht die großen roten Hände, während er sprach, und kam eine Stelle, der er Bedeutung beilegte, so sah er mich, etwas von unten her, mit seelenloser Innigkeit an. Das Ärgste aber war seine Überlegenheit, in der er sich mehr und mehr gehen ließ, immer wieder sog er ihre Erneuerung aus meinem Schweigen, meiner Befangenheit oder meinem verstaubten Gewand. Einmal unterbrach er sich, unsicher gemacht durch den Ausdruck meiner Bestürzung, die er sich durch die Gelegenheit, bei der sie ausbrach, nicht unbedingt zu seinem Vorteil auslegen konnte, senkte weit von oben her seine große Hand langsam auf meine Schulter und rief in nachsichtiger Ermahnung:

„Viele kommen zu mir, um sich Lebensrat zu holen, so

dient nun selbst die Verirrung meiner Jugend mir und anderen zum besten. Aber nur auf diese Art gedenke ich bisweilen der damaligen Tage, ich war ein schlechter, verlorener Mensch."

„Nun bist du also ein guter?" fragte ich in einem verzweiflungsvollen Anlauf zur Heiterkeit, aber in Empfindungen, mit denen man in einer dumpfen Stube ein Fenster aufstößt.

„Gut?" wiederholte er bedeutungsvoll und mit einem erkennbaren Vorwurf gegen meine Überheblichkeit. „Wer darf sich gut nennen, alter Kamerad?" Er tat, als hätte ich es von mir gesagt.

„Ich war im Gefängnis", fuhr er in gemachter Besonnenheit fort und, als käme ihm in den Sinn, daß er mir noch Erklärungen schuldig sei, fügte er hinzu: „Da trat eines Tages ein ehrwürdiger Mann in meine Zelle. Gesegnet sei sein Andenken! Ich hatte mir nämlich einen Diebstahl zuschulden kommen lassen, einen, der entdeckt worden war."

„Ein Pfarrer?"

„Ja," antwortete Holler entschieden und mit Bekennermut, „es war allerdings ein Pfarrer. Er hat sich nicht allein für mich verwandt, so daß mir ein Teil meiner Bestrafung erlassen worden ist, sondern er hat mir auch den Weg zu einem ganz neuen Leben gewiesen und mir den Eintritt in den Stand der Gebildeten eröffnet. Ich habe nun Frau und Kind, ein Häuslein mit größerem Gärtchen, eine treffliche Imkerei, die ein gutes Bröcklein abwirft, Halt und Sicherheit, und bin allewil frohen Sinns, seit ich weiß, daß ich auf dem rechten Wege bin. Ich

gestehe dir ein, damals hörte ich jenen braven Mann zunächst nur in der Hoffnung an, mich seiner bedienen zu können, ich ging scheinbar auf ihn ein, sprach und handelte wie er wollte und erwartete, und lachte heimlich über ihn. Aber langsam lernte ich einsehen, wie gut es ihm in der Welt ging, für die er eintrat, wie wohl er sich in ihr fühlte und begriff, daß er die wahre Bildung besaß, mit der man es zu etwas bringt. Alles, bis auf Halstuch und Schuhe war zwar einfach, aber so ordentlich, so wohlbestellt an ihm, er wußte den Wert aller Einrichtungen zu schätzen, verstand und pflegte sie, wirklich, er hatte die Gefahren des Lebens überwunden und war siegreich daraus hervorgegangen, stets war er vergnügt."

Ich denke noch heute bisweilen darüber nach, was mich abgehalten haben mag, Holler zu verlassen, es war eine selbstquälerische Neugierde, eine etwas bedenkliche Genußsucht an Besonderlichkeiten und ein sicherlich verderblicher Hang dort zu verweilen, wo meine Verachtung, entgegen jeder Nachsicht, Wurzeln schlug und sich zu einem üppigen Unkraut im Garten meiner Erfahrungen entwickelte. Ich weiß, daß ich Holler ohne Humor ertrug, und daß er mich je länger je mehr nicht belustigte, sondern nur peinigte, aber es lockte mich, ihn gewähren zu lassen, ich genoß ihn in erbittertem Ekel und wie einen süßlichen Trank, der, ohne schädlich zu sein, Übelkeit verursacht, und dieses wachsende Unwohlsein in mir beachtete ich mit steigender Genugtuung. War es mein einziger Erweis berechtigten Widerspruchs, den ich, wenn auch nur mir selbst, erbringen konnte?

„Wollen wir einmal die Bienlein betrachten?" fragte

Holler plötzlich, strich sich über den Bart und stand auf. Im wiegenden Schritt durchmaß er das Zimmer. „Auch von ihnen kannst du lernen, es ist ein emsiges, munteres Völkchen, das auf seine Art Ordnung hält, soweit der Mensch es fördert und ihm Anleitungen gibt. Ich habe bald fünfzig starke Stöcke, achtundvierzig, um die Wahrheit zu sagen."

Wenn ich nur einen hätte, dachte ich.

Und während wir durch schmale Wege über eine Wiese hinter dem Haus schritten, über sauberen Kies zwischen einem winzigen Bodengitter dahin, das das Gras abhielt, seine Befugnisse zu überschreiten, und die Menschen, das Gras zu betreten, dachte ich an das mächtige, gefährliche Leben. An das Leben mit seinen Sturzbächen und Todesschluchten, seinen schwindelnden Höhen, deren blendende Helligkeit das Licht der Augen unter dem Entzücken der Seele erblinden läßt, an das Leben mit seinen Meeren und Gluten, seinem Sturm und seiner herrlichen Sonne. Ehe ein Schatten deiner Welt, Holler, meine Seele verfinstern soll, will ich sie in Schmach und Erniedrigung ersticken, will ich sie unter Martern schänden und mit den letzten Tropfen meines Bluts im Laster vergeuden.

„Tü, tü, tü", rief Holler weich und zärtlich und lockte mit gemächlich bewegten Fingern irgend etwas aus der Luft. Seiner Lockung wurde jedoch keine Folge geleistet.

„Was ist denn?" fragte ich, bereit ihn zu erwürgen.

„Meine Bienlein kennen mich gar wohl," belehrte mich mein Begönner im vollen Genuß dieses Wohlstandes, „aber du — tritt zurück und habe acht! Kürzlich erst entnahm ich Honigseim, mit Maß zwar und wohlbedenkend, wessen die Tierlein selbst noch bedürfen, aber

das vergessen sie uns Menschen nicht so bald, und ihr Zorn trifft oft den Falschen. Jedoch auch nicht zu viel darf man ihnen belassen, sonst werden die Bürschlein träge und lassen sich wohl sein."

Er lachte laut und andauernd, überwältigt von der Berechtigung seiner angewandten Erkenntnis. Es fiel mir übrigens bei dieser Gelegenheit auf, daß seine Hose zu kurz, aber doch bis auf die Stiefel niedergelassen war. Das verlegte die Rundung ihres Bodens etwas tiefer, als der wohlbestellte Schöpfer dieser Ausbuchtung sich befand, und diese Verschiebung, in Gemeinschaft mit Hollers kleinen, genußsüchtigen Schritten, verlieh seiner bewegten oder ruhenden Erscheinung eine so bedürftige Selbstbeschränkung, daß ich tiefes Mitleid empfunden haben würde, wenn nicht jede Teilnahme, selbst nur dieser Art, durch seine Befriedigtheit am Erbärmlichen verscheucht worden wäre.

Er betrachtete mit schräg gehaltenem Kopf die stattliche Anzahl seiner Kästen, die mit Nummern versehen und alle von einem Format und einer Größe waren. Dabei rieb er mit gebogenem Zeigefinger sacht an seiner äußeren Nasenwand auf und ab, etwa dreißigmal und ziemlich rasch. Nun ja, das wollte nicht vergessen sein, er hatte ja da eine eigene Nase. Endlich öffnete er mit zimperlicher Vorsicht einen Bienenkasten von hinten und ließ mich durch eine kleine Glasscheibe in das Innere des Baus schauen, und während ich allerhand zu hören bekam, von köstlichem Süßstoff und munterer Emsigkeit eines braven Völkleins, tat sich meinen Blicken und Gedanken für einen Augenblick das Wunder des Bienenstaats auf und aus irgendeinem Grunde wurde ich zornig.

Draußen brauſten die Sommerſtimmen der Bienen im Sonnenſchein, durch einen kleinen Spalt zwiſchen den Käſten ſah ich die grüne Landſchaft erſtrahlen, Schneegipfel der Alpen in freier Ferne und ein Stück des ſilberblauen Himmels.

„Nicht wahr?" fragte Holler, „nicht wahr?" Ich gab ihm recht, in allem, was er hören wollte. Er hantierte an einem Verſandkäſtchen für Honig herum, ſich der Nützlichkeit jeden Inſtruments mit geradezu ſträflicher Andacht bewußt. Die Schnüre und Hölzer, die das Blechgefäß ſchützten, waren mit dem Anſtand verwahrt und gefügt, mit dem ein altes Mütterchen ſeine Häkelarbeit verſieht, jede Bewegung, in der er ein Gerät handhabte, ſchien weich und freundlich zu verkünden: wie ſchön iſt es doch, daß es unter uns Menſchen ein Scherlein gibt, ein Hämmerchen, haltbare Schnur, ein ſachgemäßes Knötchen oder auch Schleifchen und endlich eine treffliche Reichspoſt, zu der ein geſicherter Weg führt und die alles redlich an den Ort ſeiner Beſtimmung beſorgt.

Aber wie im Grunde ſolche Art niedrigen Behagens am äußerlichen Befinden der Dinge nicht allein jämmerlich, ſondern auch ſinnlos iſt, ſo fand ich überall die peinlichſte Genauigkeit neben Unordnung und Vernachläſſigung, ängſtliche Sauberkeit neben Schmutz und Verwahrloſigkeit, es lag beieinander wie geputzte Handgriffe an ſchiefen, verfaulten Türen, oder wie ſein von ihm ſelbſt umſchmeichelter Körper in der herabgerutſchten Hoſe.

Er ſprach mit der ſatten Sicherheit eines beſchränkten Beherrſchers über die Nützlichkeit der Bienen, deren Völker er je nach ihrer Leiſtung tadelte oder lobte, und plötzlich erkannte ich in ihm den alten Holler von der Gaſſe

wieder. Immer noch sprachen Neid und Zurückgesetztheit aus ihm, so gewichtig er das Gegenteil betonte und hervorhob.

Die Lebensgüter, die er mir einst vor Jahren vorgewiesen und mit Eifer empfohlen hatte, waren nicht weniger gestohlen und rechtlos in seinem Besitz gewesen, wie diejenigen, die er heute als sein Eigentum ausgab. Und er empfahl sie mir um so eifriger, je mehr er mich glauben machen wollte, daß er sie wirklich besaß. Bestahl er nicht heute die kleinbürgerliche Gesellschaft, wie er damals die Gasse bestohlen hatte? Er ließ immer noch andere für sich arbeiten und schätzte alle Wesen und Dinge nach ihrer Verwendbarkeit ein. Beherrschte er nicht seine Bienen auf jene gebrechliche Art, die die Freiheit seiner Untertanen verkannte und ihre Leistung für sein Verdienst hielt? Wie einst sein seichter Frevel der Gasse sich an ihm mit der Einbuße seiner Freiheit in Kerkerhaft gerächt hatte, so machte sich heute die frevelhafte Seichtheit seiner Beziehung zu den Erscheinungen seines Lebens in einer erneuten Gefangenschaft bestraft, er blieb im Äußerlichen aller Dinge hängen, wie im Spinnennetz ein Insekt, das sich für frei hält, weil es schwebt, und das nur deshalb nicht fällt, weil es hängt.

Es drängte mich fort in stürmischer Übereilung, ich hörte keinen Wunsch und keinen Abschiedsgruß mehr. Der Kies unter meinen Füßen schien zu knirschen wie in gequältem Pflichtbewußtsein, die Gartenpforte klirrte streng und zweckbegrenzt. Aber draußen blies Wind von den Bergen, und das geringste meiner Güter erschien mir in Sinnen und Gemüt wie ein unendlicher Reichtum, ich nannte das Elend mit edlen Namen, und die Schmerzen der Menschen erglänzten mir wie im Tau und Himmelsgold des heraufziehenden Abends.

Zweites Kapitel

Die Sommernacht

Ich erinnere mich der Eichen, unter denen die alte Straße dahinführte, auf der Geschlechter über Geschlechter gewandelt sein mögen, des weißen Hauses hinter dem ebenen Rasen, der sich wie ein grüner Teppich vor der Freitreppe ausbreitete, und der Rosen, die in Blüte standen. Der Schatten der Eichen lockte mich vom staubigen Band der Landstraße, obgleich es gegen Abend war und nicht mehr heiß. „Geh hier", sagte eine Stimme in mir, und nichts hinderte mich daran, ihr zu folgen. Du tausend und tausendmal beschrittener Weg, dachte ich. Ich sah zu den Kronen der Eichen auf und redete mit den Bäumen. Nach einer Weile tauchte ein Stückchen der hellen Hausmauer aus dem wirren Grün der Eichenzweige auf, wie ein blasses Frauenangesicht unter einem Schleier, und der Duft von Rosen drang mir in der Abendluft entgegen. Es erklang eine singende Frauenstimme von großer Innigkeit und Trauer. Die Sonne schien noch . . .

Der dichte Park war von einer hohen Steinmauer umzogen, die von der Witterung grau und rissig geworden war, aber nur in ihrer Verkleidung, sie stand schwer und unerschüttert in ihren Grundfesten, und die Gartensträucher drängten sich in grünen und blühenden Wolken über ihre Ränder. Ich sah Goldregen und Jasmin, auch die weißen

Teller des Holunder und verwilderte Rosen. Das Einfahrttor war zur Rechten und zur Linken von zwei Pfeilern gestützt, auf denen Steinkugeln lagerten, alt und grau, zwei bemooste Häupter aus der Vorzeit. Das eiserne Tor wies in kunstvoller Schmiedearbeit Ranken von Lorbeer- und Eichenblättern auf, stark und anmutig verschlungen, und der Durchblick, den es auf das Haus und seinen Vorplatz gestattete, entzückte mich wie eine Wohltat. Die Abendsonne spiegelte sich in den hohen Scheiben der Fenster, die einfach und groß waren und in einem Verhältnis voller Harmonie zu der weißen Glastür und dem nur wenig abgeschrägten Schieferdach standen. Was den Wohlstand dieser Wohnstätte erhöhte, war der Rahmen von Baumkronen, die das Haus weit überragten. Dieser Umstand erst gab ihm sein wahrhaft wohlbestelltes Ansehen, erst wenn die Bäume ein Haus überragen, zwischen denen es steht, ist die Harmonie zwischen der Natur und dem ihr eingefügten Menschenwerk hergestellt, und erst dann strahlt eine Ansiedelung den Glauben an Geborgenheit aus, der uns anzieht und die Gewißheit in uns erweckt, sie möchte Menschen eine Heimat bieten.

Da erhob sich der singende Ton aufs neue und ich vermochte nicht zu unterscheiden, ob ich eine Geige oder eine Frauenstimme hörte. Mein Schritt stockte, ich sah durch das Holzgitter einer Einfahrt tief in den Park hinein und gewahrte zur Seite des Hauses auf einem Rasenplatz, unter hohen Ahornbäumen, eine helle Tischrunde fröhlich bewegter Menschen in Festkleidern. Der Tisch war mit Weingläsern und feinem Geschirr bedeckt und die Feiernden gruppierten sich mit heiterem Anstand, nach

ihrem Gefallen hier in Sesseln und Korbstühlen, dort stehend oder im Grünen lagernd, um sein glitzerndes Bild von Fülle, Reichtum und Genuß. Ein wenig abseits stand vor einem Strauch von blühenden Juniroſen ein Mädchen in einem weißen Kleid im Abendlicht und geigte. Ihr Gewand war schlicht und fast ohne Falten, so daß es wie ein Lichtstrom wirkte, der aus dem Rosenhimmel niederbrach, um am Boden wieder in die von der Musik verzauberte Erde zu sinken.

Mein Herz beflügelte sich und ich zitterte vor Glück. Ich verstand es nicht, irgendeinen dieser Menschen zu mustern oder zu prüfen, die ganze Erscheinung überwältigte meine Sinne wie ein Bild, auf dem die Liebe des Meisters dem beseligenden Wesen des Sommers herrlich Gestalt verliehen hatte. Ich vergaß die Armut meines Lebens und alles Elend meiner Tage, und die Hoffnung brach in meinem Gemüt wie eine Quelle auf. Ich weiß zuversichtlich, daß ich frei von allem Neid war und daß ich mir keines der Glücksgüter wünschte, die mich überraschten, sondern daß es der Lichtschein von Menschenfreude war, der mich überwältigte. So wurde ich, in Betrachtung versunken, nicht gewahr, daß sich mir auf einem schmalen Buschpfad, jenseits des Gitters, die Gestalt eines Menschen nahte, und erschrak heftig, als ich plötzlich mit den herablassenden Worten angeredet wurde:

„Nun, Handwerksbursch, was meinst du zu den Leuten da, sind sie glücklich, oder bist du es?"

Ich glaubte der Erscheinung des Fragestellers anzusehen, daß er mich schon längere Zeit beobachtet hatte, auch schloß ich es aus seiner Frage, die mir gefiel, da er

mit ihr kundtat, daß er aus meinen Zügen gelesen haben mußte, daß ich bewegt war, und auf welche Art. Auch fesselte sein Gesicht mich, das, alles andere als frisch oder gesund, den Ausdruck einer gedankenvollen Resignation trug. Er war ausgezeichnet, aber ohne kleinliche Sorgfalt gekleidet, das schwarze Tuch seines Rocks trat in der grünen Wirrnis der Büsche seltsam ausdrucksvoll und würdig geschieden hervor, eine schwere Goldkette rahmte das blendend weiße Hemd mit dem Rand der Weste zugleich ein und seine empfindsame Hand war durch einen prachtvollen Ring mit einem großen Opal geschmückt.

Der Fremde schien sich zu wundern, daß ich mit der Antwort zögerte, obgleich ich ihm keine Verlegenheit verraten haben mag, aber weder für eine übereilte Antwort, noch für eine Befangenheit schien mir ein Grund vorhanden. Die scheinbar benachteiligte Lage, in der ich mich ihm gegenüber befand, nahm ich aus keinem anderen Grunde ein, als weil ich es wollte, und was ich für mich begehrte und suchte, erschien mir wertvoller als das, was mich an seiner Erscheinung hätte blenden können. Nun glaube ich zwar nicht, daß eine solche Gewißheit immer einen Schutz gegen Befangenheit bietet, denn die Sicherheit unseres Auftretens ist nicht abhängig vom Verhältnis unserer selbst zur Außenwelt, sondern sie erwächst uns allein aus dem Stand der Ordnung und Klarheit im Haushalt des eigenen Gemüts, der stets wechselt. Deshalb findet die eine Lage uns heute bei Kräften und gefaßt, während eine verwandte oder ähnliche uns morgen als völlig hilflos überrascht. So muß es wohl frei und leicht in meiner Brust geschlagen haben, denn ich antwortete ruhig und ablehnend:

„Wenn Sie wirklich eine Antwort auf Ihre Frage erwarten, so müssen Sie sie anders stellen."

„Du bist gut," antwortete er rasch, „wirklich gut! Da sieh einer den Handwerksburschen. So also denkst du . . ."

Er trat mir näher und sah mir in die Augen. Es erschien mir, als wäre er, ohne es recht zu wissen, dankbar, daß ihn ein Widerstand aus seiner Beschäftigung mit sich selbst risse. „Wie müßte ich denn meine Frage stellen?"

„Du darfst mir die Frage nicht aus der Schulter klopfen", sagte ich. „Bei solchen Fragestellungen, wo immer sie geschehen mögen, wird nicht viel mehr als Staub herauskommen, oder eine Antwort, die nur den Rock des Fragenden ehrt oder die klopfende Hand mit dem goldenen Ring."

Der Fremde sah mich einen Augenblick kühl und abwartend an, dann fragte er rasch:

„Willst du den Ring?" Er löste ihn wirklich vom Finger.

Da lachte ich ihn aus. „Was für leichte Siege mußt du gewohnt sein", sagte ich zu ihm, und schickte mich an meines Wegs zu gehen.

Aber er öffnete das Tor der Einfahrt, schritt mir nach und hielt mir die Hand hin.

„Treten Sie ein," bat er, „ich bitte Sie. Gehen Sie nun nicht fort, da Sie mich in dem Bewußtsein zurücklassen würden, Ihnen Unrecht getan zu haben."

Da nahm ich seine Hand, erwiderte ihren Druck, und wir betraten miteinander den Garten. Auf einem schmalen Seitenweg, der über und über begrünt war wie eine

Laube, stand eine Bank, von der aus uns ein Blick auf das weite Rasenrund und auf die Tischgesellschaft vergönnt war, ohne daß wir selbst gesehen werden konnten.

„Ich weiß nicht, was mich veranlaßt, Sie um Ihre Gesellschaft zu bitten", hub mein Nachbar nach einer Weile in verändertem Ton an. „So wenig ich voraussetzen durfte, in Ihnen einen menschlichen Gefährten zu finden, so sehr bitte ich Sie, mir zu erlauben, Sie jetzt als nichts anderes zu betrachten. Entschuldigen Sie, ich drücke mich ungeschickt aus, aber vielleicht fühlen Sie, was ich meine. Lassen Sie mir für eine Weile in Ihnen die Fremde vertraut werden, da ich das Vertraute soeben wie ein Fremder verlassen habe. Aber fürchten Sie nicht, daß ich Sie mißbrauche. Ihr Wort hat mich tief ins Herz getroffen, es ist wahr, ich bin leichte Siege gewohnt, aber wie Sie mich hier gefunden haben, betrauere ich die Niederlage meines Lebens, und habe das Glück meiner leichten Siege mit derselben Gebärde von mir geworfen, mit der ich Ihnen vorhin diesen Ring anbot."

„So wünsche ich, daß es zu Ihnen zurückkehrt, wie dieser Ring."

„Verzeihen Sie mir, aber ich betrachte diesen Ring als Ihr Eigentum."

„Sie wollen mir dadurch zu verstehen geben, daß Sie keinen Wert darauf legen, jenes Glück der leichten Siege möchte zu Ihnen zurückkehren."

Er nickte in Gedanken, schien aber nur die Zustimmung meiner Worte zu verstehen und nicht die Absage darin. „Vielleicht wundern Sie sich," sagte er nach einer Weile der Einkehr, „daß ich so offen gegen Sie bin?"

„Es wird Ihre Gewohnheit sein, dort, wo Ihnen Siege schwer werden."

Mir schien, als bedürfe es in der Seele des Betroffenen nach dieser Entgegnung eines Aufwands von Kraft, um ruhig hinzunehmen, was ich ihm bot, aber dann sagte er doch freundlich und langsam:

„Sie sollten sich nicht unterschätzen."

Da beschloß ich, mich nun nicht mehr gegen diesen Mann zu wappnen, weil ich erkannt zu haben glaubte, daß er unglücklich war. Ich sollte erfahren, daß ich hierin nicht irrte. Die Blicke meines Nachbarn hingen ruhig und gedankenvoll an der Tischrunde, das heitere Bild in seiner Helligkeit schien seine Augen anzuziehen wie ein Lichtschein, und meine Blicke folgten den seinen. Ich gewahrte bald, daß jenes Mädchen, das die Geige gespielt hatte, nicht allein der Mittelpunkt des Kreises war, sondern daß sich auch mit ihrer Person die Gedanken meines Nachbarn beschäftigten. Ich empfand, daß er sich in jenem gefährlichen Schwanken zwischen Kummer, Verzweiflung und Selbstverachtung befand, das oft schon mehr aus dem Grund einer Seele emporgeworfen hat, als auch der ehrlichste Wille zu freien Geständnissen.

„Immer wieder verführt Ihr Aussehen mich, zu vergessen, daß Sie nicht sind, was Sie scheinen, Gott weiß aus was für Gründen Sie so herumlaufen, Sie merkwürdiger Mensch. Als ich Sie zuerst sah, dachte ich, der ist mir willkommen, sein Neid soll mich trösten, er glaubt, wie er dort hinüberschaut, an den Wert einer Welt, derer ich überdrüssig bin. Gewiß, es ist eine kleinliche Genugtuung, sich dadurch zu beruhigen, daß man

einen Bettler begehren sieht, was man mit Schmerzen, Ekel und Enttäuschungen verwirft, aber man fühlt sich doch gewissermaßen entschädigt, weil man glaubt, verachten zu dürfen. Als ich Sie dann jedoch sprechen hörte, und empfand, daß Sie, vielleicht ohne es je besessen zu haben, leichten Sinns auf etwas verzichten konnten, dessen Überschätzung mich verdorben hat, beschloß ich in einem ganz anderen Geist von Ihnen Gebrauch zu machen. Denken Sie was Sie wollen, aber lassen Sie mich sprechen. Dort drüben behauptet man, das ‚Andere' fehlte mir. Wissen Sie vielleicht, was das ‚Andere' ist? Man schätzt meine Eigenschaften, aber das ‚Andere' soll fehlen, ... es käme überhaupt auf Eigenschaften nicht an."

Ich merkte nun wohl, daß hiermit im Grunde keine Frage an mich gestellt worden war, sondern daß es eine Aussage war und daß ich keine Antwort hätte geben können, die mein Nachbar nicht längst aus eigenem Verstand wußte. Sein Gesicht war gradezu verzerrt vor Hohn und erbitterter Achtung, als er diese Worte aussprach. Ich fragte:

„Seit wann kennen Sie dieses Mädchen?"

„Ja," antwortete er; „ja, es handelt sich um dieses Mädchen." Da sah ich zu ihr hinüber und betrachtete sie aufmerksam, während mein Nachbar fortfuhr:

„Sie feiert heute ihre Verlobung mit jenem Herrn, dessen grauen Kopf Sie neben dem Lakaien, der eben Wein einschenkt, am Ende des Tisches, von der Seite erblicken. Zu diesem Fest sind Sie gerade rechtzeitig gekommen, und ich gewissermaßen zu spät, wenn ich mich so ausdrücken darf, um Ihnen und mir die peinliche Ausführlichkeit in

Dingen zu ersparen, bei deren Erörterung der Beteiligte doch endlich nur ja oder nein heraushört. Mir wurde über die Klarheit des Nein kein Zweifel gelassen, aber da wir von Kindheitstagen her Freunde waren, ergab es sich, daß ich Begründungen forderte, über deren Sinn ich bis heute keine rechte Sicherheit habe gewinnen können. Schaun Sie mich an, wie ich hier an Ihrer Seite sitze, alles ist da, auch das Wichtigste, nur das Andere nicht, so lautet das Urteil. Verstehen Sie, was mit dem Anderen gemeint sein könnte?"

„Ich müßte doch wohl die Dame kennen, wenn ich Ihnen eine Antwort geben sollte."

„Das wünsche ich. Erlauben Sie mir, meine Gründe für mich zu behalten. Haben Sie den Mut, mit mir zur Gesellschaft hinüberzugehen?"

Ich antwortete: „Es gehört kein Mut dazu, aber ich werde dort stören und niemandes Gefallen erregen, es wird die Damen und Herren befremden." Dies sagte ich ruhig, aber mit meiner Sicherheit war es plötzlich zu Ende. Mein Begleiter lächelte erwartungsvoll und boshaft, aber nicht über mich. Wir schritten miteinander über den Rasenplatz, zwei Wolfshunde erhoben sich und stürzten sich uns entgegen, beruhigten sich aber auf einen Zuruf meines Führers sofort und schlossen sich ihm an, ohne mich noch zu beachten. So wird er vielleicht der Herr dieses Hauses sein, dachte ich und nahm meine Entschlossenheit zusammen, denn es galt einer großen Schar erstaunter Angesichter und fragender Augen zu begegnen. Ein Diener machte beflissen ein paar schnelle Schritte auf uns zu, wahrscheinlich um mich seinem Herrn abzunehmen,

aber mein Beschützer lenkte ihn mit den Augen beiseite, es sah aus, als umschritte der Betroffene plötzlich ein unsichtbares Hindernis und er drückte sich zur Seite mit einem hochmütigen und anmaßenden Lächeln, in dem mehr Geringschätzung lag, als jemals ein Mensch wird aufbringen können, der ein Recht dazu hat. Obgleich ich in nicht geringer Erregung war, entsinne ich mich doch genau aller Einzelheiten, die nun folgten.

„Ein neuer Gast für unser Fest", sagte mein Begleiter ziemlich kurz und in einer sympathischen Entschiedenheit, die um so angebrachter war, als neben Neugierde oder Anteilnahme deutlich auch Ablehnung, ja sogar Erstaunen und Entrüstung in den Gesichtern zu finden waren. Dies muß als um so verständlicher angesehen werden, als der Aufzug, in dem ich daher kam, mich in einen auffälligen Gegensatz zu den Standesmerkmalen dieser feinen Gesellschaft brachte. Ich trug einen offenen Kittel, ein Halstuch und darunter ein farbiges Hemd, meine Hose war durch einen Gürtel gehalten, ihre unteren Ränder gingen in den Staub meiner Stiefel über, wie Eiszapfen an einer Dachrinne mit dem Erdboden Fühlung suchen, und mein Hut war mir von einem Dorfgeistlichen verabfolgt worden, der keinen besonderen Wert mehr auf ihn gelegt hatte, obgleich er sehr groß war. Ich trug einen selbstgeschnittenen Weidenstock, und an der Seite hing mein Bündel unter dem Arm, das von einem Stück Wäscheleine gehalten wurde. Diese war geflickt und der Knoten hockte mir auf der Schulter wie eine große, behaarte Wanze. Ich entsinne mich, daß ich auf dem Wege mit diesem Schulterreiter Zwiesprache gepflogen hatte, wie so die Einsamkeit

zu allerlei Narrheit verführen kann, es mag auch daran gelegen haben, daß ich ihn einmal für einen Käfer gehalten hatte, als ich noch nicht an sein Dasein gewöhnt war.

Ich gewann Sicherheit in einer Art Verzweiflung. Schlimmer kann es nicht mehr werden als es jetzt in mir aussieht, dachte ich und nahm an, ohne nach einer Begründung für diesen Schluß zu suchen, daß es also besser werden müßte. Der ältere Herr mit grauem Bart, den mein neuer Freund mir als den Bräutigam genannt hatte, erhob sich etwas in seinem Korbsessel, hielt mir mit jovialem Winken seine Hand entgegen, aber augenscheinlich, ohne die meine zu erwarten und wies auf einen roten Plüschstuhl mit weißen Beinen.

„Nehmen Sie Platz, junger Mann, seien Sie willkommen . . ." Er holte mit ärgerlichem Kopf einen Bedienten heran, aber statt daß jener mich an den Stuhl führte, wie er es wahrscheinlich sollte, lief er zu seinem Gebieter und steckte unterwürfig ein ziemlich deutliches „Esel" ein, womit er sich still und ohne die Miene zu verziehen, entfernte.

Ich kam neben eine alte Dame zu sitzen, die ganz in schwarze Seide gekleidet war und sich mit einer ungewöhnlichen Fülle von Spitzen, Krausen und Rüschen behangen hatte, so daß es den Eindruck erweckte, als sei sie befiedert. Sie bog sich kaum merklich zur Seite, als ich mich niederließ und versuchte mit ihrem Lächeln das Lächeln Anderer einzufangen. Offenbar war sie mißtrauisch, auch hatte sie bei ihrer Beängstigung das Unglück, mit ihrer um Anhang werbenden Verlegenheit an die schöne Freundin meines Gönners zu geraten, an deren ruhigem Angesicht

ihr Lächeln abprallte und erstarb, wie ein Falter an einer Scheibe, nur viel schneller. Eine dicke Faust in weißem Handschuh schob ein Glas vor mich hin und füllte es etwa bis zur Hälfte mit Wein. Ich antwortete dem alten Herrn mit einem Blick auf meinen Beschützer:

„Wir begegneten einander auf der Straße, und ich folgte der Einladung, mit der mich der Genosse Ihres Familienfestes überraschte. Ich hoffe, daß ich die kurze Weile niemanden störe, in der ich diesen Wein auf das Glück der Glücklichen dieses Tages leeren will."

„Bravo!" sagte der alte Herr.

Dieser Ruf gab mir meine Sicherheit völlig zurück, aber nicht um der Anerkennung willen, die er enthielt. Ich würde, als Herr einer frohen Runde, einen liebenswerteren Gastgeber darstellen, dachte ich, ich würde einen armen Lumpen von der Gasse, für den ihr mich haltet, vor allem eins zu fühlen geben, den Glanz und die Freude meiner Freiheit. Die Seele und das Recht meiner bevorzugten Lage würde ich kundtun, und nicht ihren äußeren Schein, die freie Gelassenheit meiner Herrschaft, die sich in nichts zu erweisen vermag, als in jener Bildung, die im Menschen immer zuerst nur den Menschen zu sehen vermag und die nicht die Sorge verrät, den eigenen Stand recht zu vertreten und den fremden recht einzuschätzen.

Oben am Tisch sagte eine alte Dame, deren es manche in dieser Runde gab, zu ihrem Nachbar:

„Wie der Bursche spricht! Nein, da sieh doch einer . . ."

Einige junge Herren, die eine offene Gruppe um die schöne Braut bildeten, erwiesen ihren Takt so auffällig,

daß es beinahe peinlich war. Sie wollten mir offenbar durch ihr erkennbares Interesse an meiner Person meine Sicherheit nicht rauben und sprachen deshalb mit würdiger Anstrengung von etwas Fernliegendem, ich merkte aber, daß es auch ihnen fernlag, und daß keiner auf den anderen hörte. Es war kein Zweifel, mein Freund hatte einen unbedachten Schritt getan und niemanden mit dem Eifer seiner Menschlichkeit erfreut. Aber ich glaube zugeben zu müssen, daß vielleicht manche fühlten, daß ihn ganz andere Beweggründe als die eines einfachen Hangs zur Wohltätigkeit geleitet hatten, auch mag es wahr sein, daß die Stimmung der Festfreude, die diese Gesellschaft vereinte, ohnehin unter dem Druck einer heimlichen Sorge oder Entfremdung litt und schon vorher gezwungen gewesen war.

Meine Nachbarin wandte sich mir zu, aber nur oben, unten blieb sie haften:

„Wollen Sie nicht ablegen?" fragte sie und hielt sich eine gestielte Brille vor die Augen.

So legte ich denn ab, wozu ich nur mein Bündel wählen konnte. Ein Diener nahm es mit spitzen Fingern bei seiner Knotenwanze und legte es mit einer Sorgfalt ins Gras, die mich tief entzückte.

Nun wurde mir eine Kiste mit Zigarren dargeboten, es ist wahr, man zeigte sich aufmerksam. Aber als ich schon zulangen wollte, sah ich mich mit inneren Augen plötzlich in meinen Straßenlumpen auf einem gepolsterten Stuhl sitzen, zwischen den Lippen eine Zigarre, die mehr wert war als mein Rock und größer als mein Ansehen. Ich fühlte, daß diese ausländische Zigarre mir die Umrisse

meiner Erſcheinung zerſtört haben würde, und daß ich lächerlich geworden wäre, wo ich Gelegenheit hatte, im Rahmen meiner eigenen Verhältniſſe etwas Ganzes zu bleiben. Da beſchloß ich, in einem Aufwallen von Kraft und Abwehr, mich in meiner Rolle ſicherer zu zeigen, als jene ſich in der ihren erwieſen, winkte die Kiſte zur Seite und holte mit zwei Fingern aus meiner Weſtentaſche einen ausgezeichneten Stummel, den ich mir vom Mittag her für die Abendſieſta im Walde aufgehoben hatte. Ich fand dort auch ein mageres Bündel altmodiſcher Streichhölzer, riß eines gelaſſen an der Hoſe an, ſteckte die Reſte meines guten Krauts in Brand und ſah mich, eingehüllt in Qualm und Schwefel, dankbar gegen Gott, im Kreiſe um, aber ohne jemanden mit meinen Blicken herauszufordern.

Neben mir bebten die Knie des Bedienten, ich half ihm aus ſeiner Not, indem ich ihm mein geleertes Glas mit einer ſtummen Bitte zuſchob. Er nieſte dezent und füllte es, diesmal ganz.

In der bemerkbaren Stille, die für einen Augenblick entſtand, fühlte ich mich glücklich, ohne damals ganz zu begreifen, inwiefern. Aber ich empfand unbeſtimmt, daß ein Gelächter der Tafelrunde die Wirkung meiner Handlungsweiſe abgeſchwächt hätte und daß ich genötigt geweſen wäre, Rückſicht auf ſeinen Grund zu nehmen, wenn ich mich nicht takloſer als meine Kritiker hätte erweiſen wollen. Die gefiederte Dame an meiner Seite erhob ſich und begann auf dem Raſen Blumen zu pflücken. Eine andere Dame, die jung und blond war, erhob ſich aus meiner Nähe und ſuchte das Weite. Ich ſah ihr voll Beſorgnis nach, dann trafen meine Augen die meines

Führers. Er schaute mich ernst und abwartend an, aber nicht ohne eine heimliche Anspannung. Es gefiel mir, daß er schwieg. Es hätte mich verletzt, wenn er mir nun, nachdem sein Vertrauen zwischen uns ausgesprochen war, zur Hilfe gekommen wäre. Aber es schien mir, als wüßten er und ich, daß die Gesellschaft im Augenblick uns beiden feindlich gesinnt war, das knüpfte ein flüchtiges Band erneuter Gemeinschaft zwischen mir und diesem klugen und bewegten Mann, der mir fast von Minute zu Minute lieber wurde. Wie er dort, schwarz und sehr schlank, an einem Baum lehnte, mit ruhigen Augen und einer zweifleriſchen Müdigkeit im Gesicht, erschien er mir schön und besonders. Ich fühlte, daß es ihm ein leichtes gewesen wäre, die Lage zu unsern Gunsten zu ändern, auch glaube ich, daß diese Menschen gewohnt waren, sich ihre Stellung zu den Erscheinungen von ihm vorschreiben zu lassen, und daß ein gut Teil ihrer ratlosen Bedrücktheit somit im Augenblick sein Verschulden war. Wollte er sie durch mich strafen und überführen, um den Genuß ihrer Hilflosigkeit wie eine heimliche Rache an ihrer Mittelmäßigkeit zu erleben?

Wer will es mit Sicherheit sagen? Einige der Gäste zerstreuten sich in Gruppen und Paaren in den Gartenwegen, ihre Gestalten schimmerten hell und dunkelten schwarz aus der Dämmerung, hoch in den Wipfeln der alten Bäume erlosch das Abendlicht. Eine Weile waren nur der alte Herr und seine junge schöne Braut am Tisch, zwei Damen, die offenbar zu ihren Freundinnen gehörten, die ihr aber eine fast ergebene Aufmerksamkeit erwiesen, und nicht nur ihr, sondern auch meinem Freunde, der sich

zu mir gesetzt hatte, und dem ich erzählte. Aber je mehr nun die Abenddämmerung herabsank, um so mehr versammelten sich die Gäste dieses Festes wieder um den geschmückten Tisch, die Diener brachten bunte Papierlaternen, die sie in den Baumzweigen befestigten, es wurden in freier Folge kalte Speisen herumgereicht, ohne daß man solchen Genüssen besondere Beachtung schenkte oder besonders Zeit einräumte. Über dem Gras glänzten die hoch gestellten Nickeleimer mit Schaumwein, langsam erlosch um uns her die Welt, in einer beschienenen, warmen und luftigen Blätterhöhle entstand eine von buntem Licht durchflutete, laute und heitere Welt für sich. Man hatte sich ein wenig anders gruppiert, einige der älteren Damen waren nicht mehr erschienen, ich saß unter meist jüngeren Leuten und die Dämmerung und der Wein hatten meine Bewegungen und meinen Geist mit natürlicher Freiheit erfüllt, ich hatte nicht mehr die Empfindung, unter fremden oder gar feindlich gesinnten Menschen zu weilen, vielmehr nahm die Feststimmung, die wieder in ihrer ganzen heiteren Unbefangenheit zu walten schien, mich in den Strom ihrer geselligen Freude. Ich hatte mich, einer einfachen, etwas kategorischen Aufforderung meines Freundes zufolge, sogar zu einer der großen Zigarren entschlossen, ihr Gegensatz zu meinem Gewand wurde durch das Halbdunkel aufgehoben und zu meinen Bewegungen und meinen Worten stand sie nicht im Gegensatz.

Aber so sehr es den Anschein erweckt haben mag, als sei ich mit Eifer an allem beteiligt, was mich in Rede und Antwort betraf, so sicher weilten meine Augen und Gedanken im Grunde ohne Aufhör bei der Gastgeberin dieses

merkwürdigen Festes und bei dem alternden Mann ihrer Wahl, der wohl ihr Vater hätte sein können. Zwischen ihnen erhob sich in meinen Erwägungen und Befürchtungen die schlanke Herrenfigur meines Gönners, seine Resignation, sein unendlich feiner, melancholischer Spott, sein verborgener, erbitterter Anspruch und jenes Seltsamste an ihm, das mir so gar nicht in sein Gesamtbild stimmen wollte, sein Verzicht. Zuweilen hielten die Blicke der beiden jungen Menschen sich für einen Augenblick fest, er sprach dann wohl fröhlich und immer gehalten ein paar Worte, denen stets eine höfliche, beinahe bescheidene Antwort folgte, die keine Kälte verriet, sie redeten einander mit du an, er sagte Mechthildis, und wenn sein Name, Paul, von ihren Lippen fiel, so klang er gewohnheitsmäßig und fast besorgt, schwesterlich und sicher, ja warm.

Boten so die Erscheinungen des Verkehrs mir wenig Aufschluß über Gemeinschaft oder Feindschaft dieser beiden so liebenswerten und wahrhaft feinen Menschen, so gewährte mir das Wesen der Dame anfänglich noch weniger Einblick in ihre Natur, ihre Besonderheit oder ihren Wert, am wenigsten in ihre Stellung zu ihrem jungen Bewerber, dessen kurz angedeutete Geschichte mich in meinem Urteil merkwürdig befangen machte. Ich wünschte mir geradezu eine ruhige Stunde als Pause, um in ihr meine Gedanken und Eindrücke sammeln zu können und um mir Klarheit zu verschaffen. Die unbestimmte Empfindung, daß ich durch meinen neuen Freund berufen schien, im Verhältnis der Beiden irgendeine Rolle zu spielen, erleichterte mich nicht eben, noch weniger die zurückhaltende, ein wenig steife Würde des älteren Herrn, der in diesem

feierlichen Lebensbild von äußerſter geſellſchaftlicher Haltung und erſchütterten Gemütern die Rolle des Begünſtigten ſpielte. Es iſt wahr, er nahm dieſe Stellung liebenswürdig und in gemeſſener Gelaſſenheit ein, ſicher, ohne allzu gefeſtigt zu erſcheinen, anſpruchsvoll, ohne jenen anmaßenden Frohſinn, der dem ergrauten Liebhaber ſo übel anſteht, und ein klein wenig lebensmitleidig, auch gegen ſich ſelbſt. Dabei zeigte er einen ruhigen Stolz auf Mechthildis, aber zugleich eine fremdartige, entſchloſſene Zuverſicht, deren Kraft aus keinem Vorzug ſeines Gemüts ſtammte, ſondern aus einem Machtbereich, das hier ohne Berechtigung über das blühende Meer der Leibesjugend und des Liebesfrühlings herrſchte. Zuweilen war ich geneigt ihn für angeſehen und reich zu halten, aber wenn die Wahl dieſes jungen Mädchens um ſolcher Schätze willen auf ihn gefallen war, wie wäre dies mit den Worten in Einklang zu bringen, mit den Anſprüchen und der Erbitterung, die mein Bekannter mir nach unſrer Begegnung als Grund ſeiner Enttäuſchung, oder der ihren, zu verſtehen gegeben hatte? Beſaß etwa jener bereits alternde Mann „das Andere", von dem ſo leidenſchaftlich und gebieteriſch die Rede geweſen war, ſo voll ſtrengen Begehrens und voll nachdenklichen Bedauerns? Ich konnte es nicht glauben, auch erſchien es mir, als ob äußerliche Güter auch des jungen Bewerbers Teil im Leben ſeien, vielleicht auch bedachte ich anfänglich in meinen Vergleichen und Schlüſſen zu wenig, daß womöglich die Werte, die mein Freund bei ſich vermißte, im Grunde nur dem Gegenſtand ſeiner Liebe fehlten.

Die beſeligende Herrſchaft des Weins und ihre bunte

Falterfreiheit entführte allgemach die Gemüter in ein Bereich planloser Erhobenheit. Ich empfand den heimlichen Widerspruch gegen mich nicht mehr, der mich anfänglich bedrückt hatte, ich war zu jung, um jene Haltung der Bedachtheit noch zu wahren, die vielleicht um so mehr meine Pflicht wurde, je unbefangener man mir, dem völlig Fremden der Landstraße, entgegenkam, aber mein Nachbar ermutigte mich zusehends darin, mich loszulassen. Er tat es nicht durch oberflächlichen Beifall oder in leichtherziger Anerkennung jener belangloſen Scherze aus meiner Vagabundenerfahrung, die ich zum besten gab, sondern er tat es immer dann, wenn die aufrichtige Ergriffenheit, in die das Glück dieser schönen Stunde mich versetzte, in einem Ausdruck meines Gemüts oder meiner Gedanken, mehr von meinem Wesen zeigte, als darzubieten nach gesellschaftlichen Regeln üblich ist. Ich empfand unter dieser vornehmen Maßnahme unbestimmt, daß, wenn überhaupt ein Zweck sich mit seinem Tun verband, dieser unmöglich unedler oder leichtfertiger Natur sein konnte, und in Hintergründen einer vagen Empfindung war mir zuweilen, als hielte er wenig vom Seelenreichtum und vom Gemütswert seiner Freundin.

Ich fand den Mut sie anzureden und bat sie, noch einmal zu ihrer Geige zu greifen. Da sah sie mich zum erstenmal voll und ruhig an und es überflutete mich wie ein goldener Strom. Der mystische Aberglaube der Jugend an ihr ewiges Recht zur Freude zog wie Heldentaten durch meine Seele, das Größte, Schönste und Höchste, was je ein Mensch getan hatte, vermeinte ich nun in diesem Augenblick tun zu können, und kein Opfer

erschien mir groß genug, um es nicht ohne Bedenken zu bringen. Ihr Haar lag schwer wie eine weiche, goldene Kappe und klar begrenzt um die helle Stirn, und die Augen, rein und ernst, als öffneten sie sich in diesem Augenblick zum erstenmal über der wirren Glut der Menschengeschicke, spiegelten die weite Nacht und mein verwirrtes, ungeschicktes Herz. Ich glaubte niemals etwas so Schönes gesehen zu haben wie ihr Gesicht, und als ich nun, da sie sich erhob, um die Geige aus den Händen eines Dieners in Empfang zu nehmen, ihre Gestalt sah, erfaßte mich ein Schwindel von Mädchenwesen, Liebe, Wein und Nacht, daß ich die Augen schließen mußte, um nicht den ganzen Überschwang meiner Bewegung zu verraten.

Ich wurde etwas gefragt. Was ich denn hören wolle, wiederholte mein Nachbar freundlich. Da kam mir die Erinnerung an eine Musik zugeflogen, wie ein verirrter Vogel, an eine Musik, die ich in Tagen der gesicherten Liebe meiner Heimat oft gehört hatte, ich wollte ihren Schöpfer und ihren Namen nennen, als meine Augen einem kühlen, abwartenden und spöttischen Blick des Mädchens begegneten. Und ohne mich noch einen Augenblick zu besinnen, sagte ich trotzig: „Einen lustigen Tanz, einen Walzer, so was . . .“

Über das Licht ihrer Stirn huschte ein feiner Schatten, ach, nicht der Enttäuschung, sondern der Genugtuung. Sie wandte leicht den Kopf, in einer Geringschätzung, wie sie nur bei schönen Frauen anmutig zu sein vermag, ein kleiner, feiner, unhörbarer Seufzer und eine gütige Ungeduld waren in dieser Wendung und eine fast traurige, aber

unendlich stolze Überlegenheit. Ich bin ein Narr, dachte ich, ein rechter Narr. Ich hielt dem Diener mein Glas hin. Ihr sollt mich heute noch alle verlachen!

Aber da setzte die Menschenstimme der Geige ein und mein Sinn wurde dankbar. Der Dom der Nacht über uns öffnete sich und der Himmel wurde hell. Das junge Weib erschien mir durch die Klänge ihres Spiels so schön geziert, wie es Pflanzen im Frühling durch ihre Blüten sind. Der lang entbehrte Genuß einer Darbietung edler Musik erhob mich bis zur Verzücktheit, und in den Wogen der reinen Bewegung, die mich mit sich forttrug, wurde alles groß und gut, die Vergangenheit, wie sie hatte sein müssen, die Zukunft reich und strahlend, und ich fühlte die Quellen meiner besten Kräfte aufbrechen. Hätte nicht die klare Ruhe der Sommernacht das ausklingende Spiel aufgenommen, so wäre die Ernüchterung sicherlich herber gewesen, die sich mit jeder Rückkehr in die Gegenwart verbindet. Man zollte der Darbietung ziemlich unmittelbar und begeistert Beifall, nur mein Nachbar schwieg und sah in die beschienenen Gartenbüsche vor sich. Mechthildis warf einen langsamen, forschenden Blick in sein Gesicht, schürzte die Lippen an die Zähne und ließ sich rasch und scheinbar befreit nieder.

Ihr Verlobter sagte ruhig und liebevoll:

„Du kommst in deiner Auffassung dem Geist dieser Musik langsam näher. Aber keine Gefahr erscheint mir grade bei diesem Komponisten größer als die, zuviel Gefühl in die Wiedergabe zu legen."

Das war ein Tadel. Das junge Mädchen sah ihn mit klaren Augen an und bestätigte seine Meinung ruhig

und ohne den kleinsten Groll. Dann wandte sie sich meinem Nachbar zu und fragte herablassend:

„Du bist wohl, wie immer, ohne Einwand zufrieden?"

Obgleich diese Worte im scherzenden Ton, fast wie in arglöser Neckerei ausgesprochen waren, verletzte mich der Unterton von Geringschätzung tief, zudem war mir, als habe sie Furcht vor seinem Lob. Ich erwartete mit Bangen eine schroffe Antwort, aber der Angeredete schwieg und nickte freundlich. Irgend jemand nahm für ihn Partei, jedoch der Ernst dieser Mühe ging in einem Gelächter unter, das über einem Scherzwort am Tisch ausbrach. Da sagte das junge Mädchen zu mir:

„Sie schließen sich wohl auch in diesem Fall Ihrem Nachbarn ohne viel Skrupeln an, oder war Ihnen der Tanz nicht heiter genug?"

Ich war tief erbittert. „Ich verstehe nichts von Musik", sagte ich und wandte mich ab.

„Ich dachte es mir", warf sie beiläufig hin.

Aber da nahm der neue Freund dieser kurzen Nachtstunden, der für sich selbst nicht gesprochen hatte, für mich Partei und sagte zu ihr:

„Dachtest du dir das wirklich? Es ist sonst nicht deine Art, um jemandes willen zur Geige zu greifen, dem du nicht mehr zutraust als den Wunsch nach gelegentlicher Unterhaltung."

„Du meinst . . .?" fragte sie mit kühlen Augen. „Ach so, unser Gast, nun gewiß, gewiß . . . aber er sagt es ja selbst." Und indem sie sich an mich wandte, fügte sie mit einem entschuldigenden Lächeln hinzu: „Es ist doch so, nicht wahr, oder liegt Ihnen daran, ein Urteil abzugeben?"

Nun, daran lag mir nicht. Ich wurde in der Erschütterung meines Gemüts nicht gewahr, wie wenig ich bei dieser Rede und Gegenrede gemeint war, und daß die Beiden über meine Achsel hin im Grunde einen alten, eigenen Streit austrugen. Aber ein hoher, zorniger Stolz war in mir emporgeschlagen, mochte er seinen Grund gehabt haben, wo er wollte. Ich war aus dem Bereich meines bewegten Gefühls herabgeschleudert worden, und es gibt keine Stätte, in der das Bewußtsein unseres Werts mit größerer Kraft lebendig zu sein vermöchte. Mir war, als sei ich aus jenem Himmel verstoßen worden, in dem ich mich eben noch als beheimatet empfunden hatte, und als gäbe es nun nichts mehr zu verlieren. Wenn euch die schmerzvollen Behinderungen nichts gelten, dachte ich in grimmiger Trauer, die das Gemüt dem Empfindenden auferlegt, so gilt mir eure Freiheit nichts, denn sie ist ein Widerschein vergänglicher Macht. Ich stand auf und sagte mit zitternden Lippen, grade in das liebliche, feine Angesicht hinein:

„Sie richten Fragen an mich, von deren Beantwortung Sie eine Enttäuschung erwarten, weil Sie in Ihrem herablassenden Urteil über die Menschen recht behalten wollen, aber Sie vergessen, daß Sie diese Fragen an einem Ort und unter Menschen stellen, in deren Gegenwart eine Antwort Ihre bitteren Wünsche bestätigen muß. Wie aber wäre es, wenn ich Ihnen antworten könnte, ohne Sie oder andere schonen zu müssen? Und indem Sie so jene begehrte Enttäuschung leichtherzig einstreichen, vergessen Sie, daß Sie sich selbst darin betrügen und daß Ihre hochmütige Einsamkeit von Almosen lebt. Ich beneide Sie

nicht um diese Art, recht zu behalten, und ich werde Ihnen meine Anteillosigkeit dadurch beweisen, daß ich Ihnen von nun an nichts mehr entgegne. Das Begehren, auf die Menschen herabschauen zu können und sie verachten zu dürfen, ist auch dann noch armselig, wenn es aus hohen und oft enttäuschten Ansprüchen geboren wird, denn kein hochgesinntes Herz wird Forderungen an Andere stellen, die es nicht zuvor gegen sie erfüllt hat."

In der Stille, ja Erstarrung, die meinen unbedachten Worten folgte, knisterte es neben uns in den Zweigen und eine der Papierlaternen ging in hellen Flammen auf. Offenbar war die Kerze unvermerkt niedergebrannt und hatte den dünnen Stoff entzündet. So lag für einen kurzen Augenblick ein Fackelschein über den Gesichtern und Gestalten, alle schienen eine Drohung in ihrer Haltung zu verbergen und die anmutige Weichheit der Erscheinungen wich einer düsteren Rauheit. Niemand blickte dem anderen ins Gesicht. Ein Diener sprang im Flammenschein über den Rasen, wie ein Räuber, und zerschlug die brennenden Papierfetzen zwischen den flachen Händen, dann sah er sich mit verlegenem Lächeln nach uns um, wieder in seinem alten, arglosen und vertrauenerweckenden Umriß. Aber niemand nahm die Überraschung dieses Vorfalls zum Anlaß einer Ablenkung aus jener Schwüle, die meine Worte hervorgerufen hatten, vielmehr mochte der Vorfall wie eine seltsame Bestätigung der Willkür wirken, mit der mein Trotz die äußerliche Harmonie der Runde zerstört hatte. Da wandte sich mir der alte Herr, der Bräutigam der scheinbar so arg angegriffenen Dame, mit nachlässiger Sorgfalt der Bewegung zu und sagte kalt:

„Es wäre angebracht, junger Mann, wenn Sie sich bemühten, den Ton, der in unserer Gesellschaft üblich ist, beizubehalten, wenigstens so lange, als sie noch unser Gast sind."

Seine Worte fuhren mir an die Gurgel, wie ein Panther. Was war das für ein Gesetz, nach dem hier selbstherrlich geboten wurde und das die Ergriffenheit der Schande preisgab? Hatte ich Übles auf dieser Stufe der Sitte und Lebensart begangen, so gab es doch ein Bereich, in dem eine andere Gerechtigkeit heimisch war, als die, welche ich mißachtet hatte. Ein wilder Wirbel verzweifelter Energie faßte mich. Du mußt diese Eilande entdecken, rief eine innere Stimme mir zu, und allen sichern, die jemals diesem Krampf von Wut, Ohnmacht und Schmach ausgesetzt sein werden. Ich empfand jedoch deutlich, daß ich jetzt kein verständiges Wort mehr zu reden in der Lage war, da trafen die Augen der Bescholtenen und Verteidigten mich und ich begriff mein tiefes Unrecht. Wie ein Strom von unterdrückten Tränen quoll es mir in der Brust empor, was galt alles Wollen und Vollbringen, aller rechthaberische Widerstand, wenn solche Lichter voll Huld und Sorge die trübe Dämmerung der verwirrten Menschen durchstrahlten?! Zwei Machtbereiche, die Forderungen zweier Welten bestürmten mich, Kampf und Versöhnung, Gericht und Gnade, ich fand keinen Ausweg und trat langsam zurück, ohne mich umzuwenden, es war mir deutlich, daß mich ein rascher, heller Gedanke an die Zukunft tröstete. Am liebsten hätte ich dem jungen Weib zugerufen: „Ich werde es gutmachen!" Aber ich fand nicht mehr den Mut zu Worten.

Irgend etwas näherte sich mir aus dem Halbdunkel und ich fühlte eine Hand auf meiner Schulter. Es war, soviel ich zu erkennen glaubte, eine ältere Dame von wohlwollendem und zugleich erschrockenem Gesichtsausdruck.

„Wie konnten Sie sich nur so vergessen, junger Mann", drang eine etwas weinerliche Stimme versöhnlich an mein Ohr. Ich kam, ernüchtert, zu mir. Ich bin ein Landstreicher, dachte ich, nichts als das, was ist denn über mich gekommen, was geschieht mir denn? Woran denke ich?

„Ich habe mich nicht so weit vergessen, als Sie es jetzt tun", sagte ich wütend und laut und nahm die fremde, matte Hand von meiner Schulter.

„O Sie rohes Wesen", sagte die weinerliche Stimme, und ihre Trägerin tauchte in die Schatten unter.

Ich suchte am Boden, im Gras nach meinem Bündel. Was gingen mich denn diese Leute an?

„Wo ist mein Koffer?" fragte ich einen Diener, der irgendwo im Umkreis meiner gemiedenen Atmosphäre herumgaukelte. Ich wollte „Bündel" sagen, aber mir schien in meiner aufgebrachten Verfassung, als müßte ich der Vorstellungswelt dieses Lakaien irgendwie entgegenkommen. Auf meine Schulter würde mir sobald keine Hand von der Art der verscheuchten mehr zu liegen kommen, dort sollten wieder meine Knotenwanze, der Nachtwind und der Morgentau Platz haben.

Der feine Silberton eines Weinglases erklang wie die Stimme eines merkwürdigen Vogels in der Stille. Es war, als sei der Garten leer. So kann ich nicht fortlaufen, dachte ich, denn das Schweigen der Runde wirkte

auf mich, wie die Zurückhaltung einer unschuldig bedrängten Schar, die auf ihr Recht Verzicht leistete, und Zorn und Reue bestürmten mich abwechselnd. Ein Befehl, mich aus dem Garten zu werfen, hätte mich erleichtert. Da hörte ich die Stimme meines Freundes und wußte plötzlich, daß man allgemein nur auf ihn gewartet hatte. Freilich, die dort wußten besser als ich Narr, um was es sich dort den ganzen Abend, ja, den Tag hindurch, vielleicht schon seit lange gehandelt hatte. Um alles, nur eben um meine Worte nicht. Ich stand dem Gebiet ihrer Angelegenheiten so fern, so abseits, wie ich mich nun im Dämmerlicht von ihrer Tischrunde befand. Warum schritt ich nicht von dannen, wer liebte es, bei den Austrägen seiner Anliegenheiten einen Fremden als Zuschauer zu haben?

Trotz dieser Gedanken, die mir sicherlich erst durch den herben Klang der Stimme aufstiegen, die jetzt nachlässig und zugleich willensstark alle Sinne in Anspruch nahm, blieb ich stehen, sah hinüber und lauschte. Die Hand des Sprechenden drehte langsam den dünnen Stil des Weinglases, er saß ohne den kleinsten äußeren Aufwand gleichmütig zurückgelehnt da, und nichts an seinem Bilde verriet innere Bewegung, als er sagte:

„Ihre Maßnahmen in Ehren, Freiherr, nur in diesem besonderen Fall bitte ich Sie, in Ihre Entschlüsse einzubeziehen, daß dieser fremde junge Mensch von mir zu uns eingeführt worden ist, er steht, wenn Sie mir die Wendung erlauben wollen, dadurch unter meinem besonderen Schutz, soweit er einer Hilfe bedarf. Dies scheint mir dort nicht der Fall zu sein, wo er ausspricht, was er denkt,

wohl aber dort, wo ein zufälliges Recht ihm die Freiheit dazu nimmt."

„Ich gestehe jedem sein Recht zu," lautete die Antwort, „solange niemand gekränkt wird, der nicht die Mittel hat, so groben Waffen standzuhalten. Wollen wir damit die Sache ruhen lassen?"

„Nein", sagte der junge Herr ernst. „Die Sache ruht mit Ihren Worten nicht, weil nicht, wie Sie es hinstellen, ein Mitglied unserer Gesellschaft herausgefordert worden ist, sondern unser Gast. Er hat keine Mittel angewandt, an deren Gebrauch irgendeiner von uns durch irgend etwas behindert wäre, es sei denn durch seinen Unverstand oder seine Herzlosigkeit. Wenn jemand ein zufälliges Machtmittel mißbraucht hat, das ihm eine Überlegenheit sichert, gegen die nur Frechheit aufzutreten vermöchte, so sind Sie es."

Der Freiherr richtete sich langsam in seinem Sessel auf und fragte:

„Aber doch nicht gegen Sie, Paul, muß ich es aus Ihrem letzten Satz schließen?"

„Ich sehe, daß Sie es getan haben," entgegnete ruhig der Bescholtene, „aber ich glaube, daß meine Zugehörigkeit zu diesem Hause mich nicht auf das Mittel beschränkt, das Sie hinter meinen Worten vermuten. Ich bitte Sie um die Erlaubnis, mich so erklären zu dürfen, daß nichts in meinen Worten selbst, noch an ihrem Ton, anders berührt, als Wahrheit es notwendig tut, nach dem Gang ihrer Wirkung. Wenn ich, nur in einer Erwägung, von Frechheit gesprochen habe, so sah ich die Gefahr, sie möchte heraufbeschworen werden, darin, daß unserem

Tischgenossen durch seinen Stand und durch seine Pflichten als Gast Behinderungen auferlegt sind, die es uns unendlich leicht machen ihn zu demütigen und die es ihm erschweren, dort den Anschein von Bescheidenheit zu erwecken, wo es uns leicht wird bescheiden zu erscheinen, ohne daß wir es sind. In einem äußeren Sinn ist unsere Lage gegen die seine bevorzugt, diese Begünstigung aber zum Mittel der Autorität zu machen, das heißt jenen Fehler begehn, den Sie unserm Gast zum Vorwurf gemacht haben. Um voll zu verstehen, was seine schroffe Entgegnung gegen eine Dame des Hauses heraufbeschworen hat, bedarf es allerdings eines Einblicks in das Gewicht der Kränkung, die ihm vor seinen Worten widerfahren ist. Wenn ich diese Einsicht nicht überall als vollkommen voraussetzen darf, so wird das Empfindliche des Geschehenen dadurch dort nicht gemildert, wo es mit seiner ganzen Schärfe verwundet hat. Ich werde mich nicht dazu verstehen, die besonderen Freiheiten meines Standes über die allgemeine Freiheit des Geistes zu stellen, noch weniger aber werde ich dulden, daß die Freiheiten, die vergänglicher Besitz gibt, die Freiheiten inneren Werts verdrängen. Dies ist eine unparteiliche, wenn auch persönliche Forderung, und wenn ich Sie heute zum erstenmal Ihnen gegenüber unumwunden aufstelle, so wollen Sie die Güte haben zu bedenken, daß es mir bisher nicht galt mich zu schonen, sondern Sie und vielleicht auch Andere.

„Dies verpflichtet zu Dank", antwortete der Freiherr spöttisch, aber er richtete sich doch empor, stemmte die Hände zur Rechten und Linken auf die Tischkante und nun erst sah ich, wie mächtig dies ergraute Haupt zwi-

schen den breiten Schultern ruhte. Seine Augen erwachten zu einem kalten Leben von so sicherer Ruhe, als legte sich das von ihm überwundene und beherrschte Leben wie ein unsichtbarer Schutzmantel um seinen Willen. Er fuhr ohne Pause, im gleichen Tonfall und ohne erkennbare Erregung fort:

„Es muß eine besondere Beschaffenheit, eine tiefe Beziehung zu solchen Anschauungen dazu gehören, mein lieber Paul, wenn einer Worte, wie ‚hochmütig' und andere, die von fremder Seite gefallen sind, ohne Widerspruch als selbstverständlich erachtet und ihr Beleidigendes übersieht. Erlassen Sie es mir, Wort für Wort auf das einzugehen, was Sie Freiheit nennen, ich will sie Ihnen ohne Neid gönnen und sogar noch dazu die Befürchtung, ich schwiege darüber, weil es mir schwer sei, zu widerlegen, was Sie vorgebracht haben. Aber eines lasse ich Ihnen nicht, das ist Ihre, und da Sie es scheinbar so wollen, sage ich eure Meinung, daß es innerhalb jener Grenzen, die ich zu ziehen für gut befinde, keine Freiheit geben sollte. Was ich als Lebensart fordere, ist eine Schranke, die ich nicht fallen lasse, bevor ich den Geist, der sie berennt, nicht jenes Geistes für würdig erachten kann, den sie schützt. Geht so Beachtenswertes vor sich, und sucht so Wertvolles sich zu erweisen, so wird es nicht an diesen Ort, nicht an diese Stunde gebunden sein, und es wäre mir lieb, wenn ihr den Begriff eurer Freiheit so weit zu fassen vermöchtet, daß ihr ihr jenes Vertrauen entgegenbrächtet, das ich zu meinen Einschränkungen habe. Es gefällt mir nicht, daß eine junge Frau zum Zielpunkt eines Krafterweises gemacht wird, wenn es auf Kosten ihrer natür-

lichen Verpflichtung vor sich geht, die zunächst in der Wahrung der Sitten ihres Hauses liegt. Habt ihr euch über Ungerechtigkeit zu beschweren, so wendet euch an mich, ich übernehme die Verantwortung."

„Ich habe mich an Sie gewandt, Freiherr, und bitte darum, daß Sie sich an mich halten, und daß Sie das ‚ihr' wieder in ein Sie verkehren. Sie nehmen die unerwiesene Pflicht des Gastes und machen sie zum Mittel gegen das erwiesene Recht, mit welchem ich zu Ihnen spreche. Als ich mich entschloß, habe ich am Gewicht und an der Festigkeit der Schranken nicht gezweifelt, hinter denen Sie sich sichern, nur an ihrer Höhe. Nicht mir ist ein besonderes Unrecht geschehen, an dem ich mich etwa räche, sondern es geschah Unrecht. Jenes Unrecht aber bestand darin, daß aus dem Mantel der Sitte, die Sie preisen, ein giftiger Pfeil hervorbrach. Ich stehe nicht an zu bekennen, daß er mir galt. Jedoch in dem Maße, als ich Ihren Ansprüchen gerecht geworden bin, solange nur ich betroffen wurde, erhebe ich Einspruch, wenn einem Unbeteiligten unter meinen Augen Leid zugefügt wird, das er nicht verschuldet hat. Ich erwarte nach Ihren Worten kein Verständnis mehr hierfür, sondern ich fordere eine Genugtuung."

„Soll Mechthildis sich bei diesem Landstreicher entschuldigen?"

Der Freiherr stand auf.

„Nein," sagte sein Gegner, „aber ich verlange, daß der Aufschrei eines verwundeten Menschen nicht als Frechheit gebrandmarkt wird. Soviel ich mich entsinne, übernahmen Sie die Verantwortung, was sollte mich ver-

anlassen zu wünschen, sie möchte jetzt von anderer Seite getragen werden?"

Ich stand bei diesen Reden und Gegenreden im dämmrigen Hintergrund mit einer Erschütterung an Leib und Seele, die ich niemals werde beschreiben können. Ich sah erst nun, daß ich mit den Erzürnten und der jungen Dame fast allein geblieben war, die Gäste hatten sich bis auf zwei junge Herren, die offenbar dem Hausherrn nahestanden, und bis auf die Diener, lautlos zurückgezogen und entfernt. Die merkwürdig gefaßte und bei aller Leidenschaftlichkeit gemäßigte Erbitterung, in der die beiden Männer ihre Gegnerschaft bisher ausgetragen hatten und auch späterhin austrugen, machte einen unauslöschbaren Eindruck auf mich. Unter dem Bann ihrer Standessitte, unter dem vornehmen Kleid und der beherrschten Geste erschienen sie mir bald wie Schauspieler, die den Gemütssturm eines Dritten versinnbildlichten, bald wie Raubtiere im Frack, und ich neigte abwechselnd dazu, mich als Zuschauer zu empfinden, oder mich als beteiligter Mensch zu entsetzen. Aber der Hang zur Erheiterung, der mich packte, war nichts als Ergriffenheit und mein Lachen wäre Grauen gewesen. Als meine Blicke auf das junge Weib fielen, empfand ich Bewunderung und Todesangst und begriff den ganzen Ernst dieser Auseinandersetzung zum erstenmal wie eine schreckliche Gefahr. Sie saß im Ampellicht wie eine unheilige Madonna auf ihrem Thron, die von Zorn schwangere Willenssphäre der beiden Männer als Weihrauch um das schuldlos-machtvolle und schöne Haupt, bleich und unbeweglich, wie aus einer von allem Streit geschiedenen Welt stammend.

Die herausfordernde Art, in der der jüngere der Beteiligten zuletzt seinem Widersacher die Verantwortung zugeschoben hatte, ließ keinen Zweifel mehr darüber zu, daß er unversöhnlich in dieser Angelegenheit auf einer Entgegnung bestand, die ihm Genugtuung verschaffte. Ich begriff mehr und mehr, daß der vorliegende Streitfall nicht der Grund, sondern nur der Anlaß zum Austrag eines alten Grolls war, und wenn kein anderer Umstand es mir erwiesen hätte, so tat es die weitausholende Art der Erörterungen, die deutlich nicht nur auf eine lange bedachte Beschäftigung mit diesem Gegenstand, sondern auch auf eine leidenschaftliche Erbitterung und Rivalität schließen ließ. So überzeugend und klug nun die letzte Entgegnung meines Freundes geklungen hatte, schien es doch nicht, als ob der Freiherr gesonnen sei, sich auch nur eine Handbreit des Bodens seines vermeintlichen Rechts streitig machen zu lassen, in seiner kurzen, bösen Antwort lag deutlich eine streitlustige Erleichterung, ja ein kraftbewußter Ingrimm, als er sagte:

„Was ihr nicht alles mit Worten zuwege bringt, wenn euer Tatendrang vor die Hindernisse geraten ist, die ihr nicht die Kraft habt als die natürliche Grenze eurer Rechte zu betrachten. Soll denn schon gestritten werden, so bitte ich um die Erlaubnis, es der Tradition meiner Herkunft nach mit offenem Visier und ehrlichen Waffen tun zu dürfen. Das ist ja alles herbeigeholt, was da vorgeschoben wird, teils aus Enttäuschung der eigenen Brust, teils von der Straße. Ist es nicht endlich an der Zeit sich einzugestehen, daß selbst solche Mittel nicht darüber hinwegzutäuschen vermögen, daß man verspielt hat?"

Der Angeredete war blaß geworden, er erhob sich, und zum erstenmal gewahrte ich, daß er um Fassung rang. Die Luft war wie von Schmerzen und Gewalttaten gesättigt, so daß jeder Atem stockte und die Herzen ihre Arbeit mit schwerer Mühe taten. Aber immer noch fiel kein lautes Wort, immer noch hätte ein ferner Zuschauer nicht mehr als die gewohnte Gelassenheit entdeckt, aber mir war, als glühten entfachte Feuer unter einer Hülle, die vor dem Zerbersten stand, und nichts hätte mich mehr erleichtert als ein ungehemmtes Emporlodern der gefesselten Brände. Aber es geschah noch nichts derart, die Antwort klang gefaßt:

„Ich beneide Sie nicht um eine Tradition, deren Geist und Urteil sich durch Tatsachen überzeugen und leiten läßt, ohne Beschämung über die Ohnmacht, die tieferen Gründe und die Ursachen erkennen zu können. Aber ich will Nachsicht walten lassen und Ihnen auf das Gebiet folgen, auf dem Sie sicher zu sein glauben. Dann aber habe ich Ihnen nichts zu entgegnen, als daß Sie dort, wo ich nach Ihrer Meinung verspielt habe, nicht mehr besitzen, als ich um höherer Ansprüche willen verschmähen mußte."

„Was müssen das für Ansprüche sein," sagte der Freiherr kalt, „mit denen Sie sich im Licht meines Glücks sonnen."

Konnte ein Mensch noch tiefer ins Herz seines Leids getroffen werden? Welch eine Kraft ging von diesem Faustschlag aus; mitten in die teure Schwäche dieser Brust traf der böse Hieb. Die bleichen Lippen über dieser Wunde bebten, und für einen Augenblick sank die Gestalt aus ihrer kühlen Haltung des gefestigten Willens in eine

Neigung des Grams, ja der Marter zusammen, so daß ich erbebte vor Mitempfinden und ein heißer Zorn mich wie Fieber schüttelte. Wie in einem Traumgesicht sah ich diesen Körper für eine kurze, glühende Weile an den Stamm eines Baums gefesselt, von den Pfeilen seiner unbarmherzigen Gegner durchbohrt und von den schmalen Blutbächen gezeichnet, die an den verzerrten Gliedmaßen niederrannen. Ich begriff das Leidensbild der Märtyrer einer neuen Zeit, der Heiligen einer Kraft, die den bittern Ruhm ihrer edlen Schwäche in einer immer wiederkehrenden Niederlage durchkosteten.

Unter dieser Vision verstand ich jählings, als habe ein lauter Zuruf mich belehrt, jenes „Andere", über das mit so viel Ungewißheit Klage geführt worden war, das „Andere", das fehlen sollte und um dessen willen eine geheimnisvolle Ungnade meinen Freund dieser seltsamen Lebensnacht um seine Hoffnung und um sein Glück gebracht hatte. Auch dem lieblichen Mund, der dies Urteil so sicher ausgesprochen hatte, war der Name der Kraft fremd gewesen, die ihn reden und schweigen machte, und der seine holde Trägerin erlag. Aber mir war, als wüßten nun wir drei mit schmerzhafter Klarheit den unaussprechlichen Namen, hier waltete und herrschte das Andere, der Erdgeist, in der Allmacht des Augenblicks und der harten Wirklichkeit.

Aber diese Eindrücke gewannen nur flüchtig Raum und Klarheit in meinen Gedanken. Der Beleidigte schnellte empor, aber seine neue Haltung erregte mir Grauen, ich empfand, daß ein verhängnisvoller Wandel in ihm vor sich gegangen war, und wie gebieterisch der durch seinen

Gegner heraufbeschworene Geist seine Herrschaft in den Gemütern antrat. Eine Stimme in mir, deren Art und Wert ich nicht erkannte, schreckte mich auf und ich hätte dem Entfesselten zurufen mögen: „Schweig! Schweig! Wende dich ab, komm fort von hier, lieber entfliehe, als daß du dich der Waffen bedienst, die dich verwundet haben. Deine Flucht wäre dein Sieg, die heimliche Rettung eines kostbaren Guts, und aus der stillen Dämmerung hervor warten zwei Augen auf diesen Sieg. Zeig diesen Augen nicht, wie groß die Macht ist, der sie gehorchen. Erliegst du ihr um deiner Tugend willen, so wird sie verachten lernen, was sie bisher bei deinem Rivalen bewundert hat, bedienst du dich aber der gleichen Machtmittel, die niedrig sind, so wird deine Welt mit ihren Zeichen in den Augen der Frau, die du liebst, zu einem Scheinreich eitler Überhebung und schwächlicher Selbsttäuschung werden.“ Aber ich schwieg im Bann der Mächte, die uns alle beherrschten, unsicherer als ein gescholtenes Kind unter der Stimme seines zornigen Vaters. Ich hörte die Worte, die als Antwort fielen, und schon unter dem ersten Klang empfand ich ihren rachsüchtigen Geist:

„Verweisen Sie mich aus dem Bereich Ihres vermeintlichen Glücks, wie Sie zuvor schon unsern Gast aus Ihrem Hause gewiesen haben, Freiherr, so nehmen Sie zum Abschied meine Versicherung, daß ich um so lieber sein Nachfolger werde, als ich mich in der Rolle Ihres Vorgängers nicht mehr sonderlich wohl gefühlt habe.“

Es trat eine furchtbare Stille ein, eine Entscheidung war gefallen, ein Kampf für immer verloren, es trium-

phierte in der Finsternis und zertrat die bedrängte Liebe aller Herzen wie unlauteres Spielzeug. Eine wilde Trauer erfaßte mich, ich sah das schöne junge Weib an und rief: „Du hast recht gehabt." Kaum daß ich wußte, was ich sprach oder tat, durch mein Gemüt tobten der Aufruhr der Stunde, unentschlossene Triebe zu Gesinnung und guter Tat und eine bohrende Lebensangst. Es trieb mich fort und ich ging mit großen Schritten in die Nacht hinaus, gradeaus dahin. Ein dröhnendes Lachen wie aus schwarzen Zähnen hervor begleitete mich und unter ihm sanken die Bilder, wie hinter einem Vorhang voller hämischer Fratzen. „Er hat sie preisgegeben," stammelte ich vor mich hin, „er hat sie preisgegeben! Wieviel ist ihm nun seine Rettung noch wert, und das Eine, sein Heiligtum?"

Die Baumgruppen des Gartens standen wie dunkle Berge, ich geriet in Büsche, deren Blätter voll Tau hingen, der Mond war untergegangen, nur hinter mir glühte in der Finsternis eine Ampel über dem verlassenen Schauplatz der Ereignisse wie der letzte, schwelende Funke einer Feuersbrunst. Und wie aus einem Trümmerhaufen hervor hörte ich noch einmal die hallende Stimme des Freiherrn, laut und ruhig, ohne Triumph und im Bewußtsein einer Kraft, die schön und mächtig wirkte:

„Hinaus! Und leb wohl, so gut du kannst! Es setzt den Wert eines Weibes nicht herab, daß dir die Kraft fehlte, es dir zu bewahren." Er lachte auf, und nun schien es, als wendete er sich an alle: „Haltet ihr mich für einen Teufel? So werdet ihr eure Meinung darüber ändern müssen, daß alle Teufel traurig sind. Mir

sind die Tage des Lebens zu kurz, um sie mit euren schwächlichen Bedenken zu füllen. Was mein ist, will ich genießen . . ."

Ich verstand den weiteren Verlauf seiner Worte nicht, weil er die Stimme mäßigte. Mein Freund schien fort zu sein, vielleicht waren ihm die letzten Worte nachgerufen worden, irgend etwas wurde allgemein am Tisch, es flammte noch ein Licht auf und ein Glas klang. Ich fand hinter den nassen Büschen die Mauer und schwang mich hinüber. Die Landstraße war schwach kenntlich, da die Sterne schienen, ich fand den Weg am Himmel zwischen den Baumkronen. Als zur Rechten der Wald begann, trat ich tastend unter die Bäume und warf mich unter ihnen zu Boden, wo ich stand. Es gingen mir Gedanken durch den Sinn, die ich niemals habe vergessen können, und die noch heute einen besonderen Platz in meiner Erinnerungswelt einnehmen, da sie sich ihr nicht einzuordnen vermögen, wie es Erkenntnissen zuweilen ergeht, die sich uns in Zuständen großer Erregung offenbaren, wie sie in ihrer Art niemals wiederkehren. Sie scheinen an besondere Beschaffenheiten von Jugend, Leidenschaft und Zustand gebunden und haben etwas von der Eigenart merkwürdiger Tage, die wir nach einem Datum benennen, und die es in Gemeinschaft mit unserer Persönlichkeit niemals in der Menschengeschichte ein zweites Mal geben kann. Ihr Wert als Baustein im Gebäude unsrer Geisteswelt bleibt geheimnisvoll und unerkennbar, wir können ihn weder bezeichnen, noch nach Belieben verwerten und empfinden ihn doch als eingefügt in der dunklen, tragenden Mauer.

Der Erdgeist ist mächtiger als alle Halbgötter, dachte ich, und wieviel glücklicher sind die Unberufenen als die, welche, obwohl berufen, doch nicht erwählt sind. Was ist im Kampf um die vergänglichen und unvergänglichen Besitztümer und Genüsse der Welt besser, das Herz ohne die Faust, oder die Faust ohne das Herz? Erst das Herz und die Faust, das ist die Kraft . . . Ich sank über der Bedrängnis der pochenden Gedanken in einen kurzen, traumlosen Schlaf der Erschöpfung.

Als ich erwachte, sah ich das Morgenlicht hinter den Baumstämmen. Durch die Blätter, hoch durch die Wipfel, ging ein gedämpftes Windrauschen. Ich schloß die Augen aufs neue unter dem Wehn des Morgens, da zog das Motiv der in der Nacht vernommenen Musik wie eine bunte süße Kühlung durch mein Herz, das Hirtenlied, voll Frömmigkeit der Freude, und vertrieb die Qual einer bohrenden Erwartung aus meinem Gemüt, die mit meiner Erinnerung an das Erlebte erwacht war. Ich trat aus den Waldbäumen hervor auf den Weg hinaus und schritt fort und dahin, ohne mich umzuschauen. Es war bald ganz hell geworden und der Tau fiel, er nahm der grauen Straße die Erinnerung an den vergangenen Tag und erfrischte alles umher. Am Hang und in den Gräben wuchsen harte und wenig duftende Sommerblumen, sie blühten zumeist rötlich, mit einer Beimischung von braun oder auch gelb, in unregelmäßigen Dolden, und waren bestaubt. Sie standen wartend in der großen Stille und Leere dieser Frühmorgenstunde, zwischen Brombeerranken und Huflattich. Keine Vogelrufe und keine Insektenstimmen begleiteten den gleich-

mäßigen Klang meiner Schuhe. Ich dachte an die Sonne, die bald kommen mußte, und an die Belebung, die über uns alle mit ihren goldenen Strahlen hereinbrechen würde. Nach einer Biegung, an der ich das leise Plätschern eines Bachs hörte, führte die Landstraße auf freie Felder hinaus und die Welt öffnete sich meinen Augen mit dem mattgrauen und silbrigen Teppich des heranreifenden Korns. Als ein Feldweg abzweigte, den ich zu gehen beschloß, sah ich zwischen zwei Eschen ein Muttergottesbild. Unter einem schrägen Holzdach stand die himmlische Frau und schaute mit einem Lächeln voll Wehmut und Glück auf das Kind in ihren Armen nieder. Sie hielt es, leicht erhoben, an ihre Brust gedrückt, allein im weiten Umkreis zwischen Tau und Morgenlicht und Korn. Mein Fuß stockte bei diesem Anblick, ich sah zu ihr auf, aber nur mit einem kurzen, schnellen Blick, denn ihre Schönheit wurde in mir so mächtig, daß ich im Weiterschreiten den Stock schwingen und den Boden stampfen mußte.

Drittes Kapitel

Penina

Wenn es mir nicht gelingen wollte, mir in den Regionen niedriger menschlicher Instinkte und im Kampf um die täglichen Bedürfnisse Geltung zu verschaffen, dachte ich oft an Holler, den ich damals nur aus unserer ersten Begegnung kannte. Er besaß jene Unauffälligkeit unter Durchschnittsmenschen, die ihm Sicherheit gab, er fiel niemandem auf, er hatte es leicht sich einzufügen. Denn auf der Gasse aufzufallen, heißt immer dasselbe, wie Entfremdung und Mißtrauen erregen, in den Bereichen des zänkischen Bewerbs um Vorteil und Gewinn, die nur der Stillung des Hungers und niedriger Begierden dienen, ist ein jeder als Feind der Menge verschrien, der sie überragt, und sei es auch nur durch Bescheidenheit oder Anstand. Vielleicht ist es der qualvollste Zwang, den das Leben im Alltag einem um sein Dasein ringenden Menschen auferlegen kann, daß er sich herabwürdigen und gemein machen muß, um zu bestehen. Wieviel leichter hat ein armselig gesinntes Wesen es, verständig und gefällig zu erscheinen, als ein Empfindender, seine Ansprüche und seine Gesinnung zu verleugnen. Oft dachte ich, wenn schon ein ungesichertes und kaum zu seinem Wert und Willen erwachtes Gemüt so bitterlich leidet, wie groß muß der Schmerz der guten und im vollen Bewußtsein

erkennenden Menschen sein, nur darüber, daß sie auf dieser Erde leben. Eine ferne und erste Ahnung des Märtyrertums der Heiligen der Welt ergriff mich, und ich verstand, daß ihr körperliches Erleiden nur ein armes Sinnbild für die Martern ihrer Seele gewesen ist. Ich pries im Gegensatz zu ihnen die Helden glücklich, die im Willen Unerschütterlichen, deren große Seelen blind für den Wert ihrer Taten waren, und deren wertvollste Tat ihr reiner Wille gewesen ist.

Aber der natürliche Glaube einer gesunden Jugend ist nicht zu überwinden, und obgleich sie ihr Urteil noch aus der Welt der Tatsachen und Erscheinungen nimmt, und durch Tatsachen zu überzeugen, zu erheben und niederzubeugen ist, bleibt ihr doch der stärkere Glaube, stärker selbst als die Gewißheit der Erfahrenen. Zu Beginn unseres Lebens glauben wir an das Gute, obgleich wir nicht wissen, später gilt es zu glauben, trotzdem wir wissen, die Vollendung aber ist die Erkenntnis, die nichts als Zuversicht ist. Ihr ewiges Wort heißt: Es ist vollbracht. Nicht irgendwo draußen, in der Welt, an deren Einrichtungen ihr mäkelt, ihr Phantasten der bereitwilligen Anklage, ihr Pathetiker der Reinheit im unreinen Gemüt, sondern in uns selbst. Es ist vollbracht, heißt, ich bin bereit, denn ich glaube. Ihr wollt wissen woran? Wenn ihr so fragt, werdet ihr niemals eine Antwort hören, denn diese Antwort zu wissen, das heißt erwählt sein. Die Berufenen fragen, und die Erwählten antworten nicht.

Ich bin in meiner Jugend von Spott und Angst gequält worden, aber sie haben mich nicht zerstört. Ich wußte bald, daß man nichts Eigenes der immer nur ein-

mal in der Welt vorhandenen eigenen Seele, nichts Besonderes der immer einsamen Wesenheit sagen oder tun darf, ohne sich, unter anderem, auch lächerlich zu machen. Aber meine Zuversicht wachte immer wieder unter meinen Zerknirschungen und Demütigungen auf wie eine Flamme aus einem Trümmerhaufen, und oft rief ich, draußen, allein unter Bäumen, auf der Flucht: „Ich, ein zerlumpter Geselle von der Straße, weiß, daß das Feuer, das mich lächerlich macht, reiner in die Welt scheint als der matte Schimmer eurer Seelen, der euch vor Spott und Angst bewahrt. Niemand wird euch verlachen, und niemand segnen."

Von den menschlichen Gestalten, die mir in jenen unruhigen Tagen des Schwankens zwischen Selbstüberhebung und Erniedrigung begegnet sind, verbinde ich kaum eine zu engerer und trostreicherer Gemeinschaft mit dem Gut meiner Erinnerung als die Peninas, obgleich ihr Gesicht auftauchte und in den Wellen des Lebens wieder versank wie ein Sternbild am trüben Nachthimmel hinter treibenden Wolken. Ich glaube, das Trostreiche dieser Begegnung lag darin, daß trotz der Schmach ihres Daseins, weit größer als die meine, sie doch unter aller Finsternis das Menschenlicht eines fühlenden Herzens so rein bewahrt hatte, daß mir mein eigenes Elend leichter wurde, und daß meine Hoffnung aufs neue ihre unversehrbare Kraft gewann.

Wie ich damals in der alten Hafenstadt, in der „Kluft", an Penina und ihre Gefährten geraten bin, kann ich nicht mehr mit Sicherheit sagen, es war in einer jener leeren Nächte, die in Öde und Verlangen und endlosen, un-

ruhigen Gängen, ohne Sinn und Ziel verstreichen können, und die jeder kennt, der an ratlosen Jugendjahren in der Fremde gelitten hat. Soll Einsamkeit unserer Jugend von Segen werden, so gehören Kraft und ein Ziel zu ihr, in planlosen Jahren der Entwicklung ist sie manchen unter den Besten zum Verhängnis geworden. —

Kleine Penina, du Blume im Staub der Straße, ich werde dich nicht vergessen, heller Schmuck am Kleid meiner Seele. Willkommener Tag, an dem ich dich gefunden und verlassen habe, um dich nicht mehr zu verlieren. Du blühst im Garten meiner Erkenntnis fort, obgleich ich dich weder pflege noch auch nur deiner warte. Ja, es ist vorgekommen, daß ich dich für lange Zeit aus meinem Gedächtnis verloren habe, zu guten Tagen, oder im gefährlichen Wohlstand, den vergängliche Dinge uns verschaffen können. Aber im kalten Wind, auf gefahrvollen und rauhen Wegen, spüre ich deinen Duft wieder in meinem Gemüt, zu meiner Beruhigung, zu meinem Frieden. Es gibt Blumen der Seele, die nur gedeihen, blühen und duften, wenn der Wind und das Licht durch die Fetzen des zerrissenen Rocks dringen, sie verwelken unter Seide und Pelzen, und wenn gepflegte Hände ihrer warten, verdorren ihre Kelche.

Um solcher Blumen willen trieb es mich immer wieder in die Haltlosigkeit und in den Unfrieden der Wanderschaft hinaus. Im Ungenügen der Einsamkeit wohnt die hellste Hoffnung, dem einen klingt Gottes Stimme aus der Ruhe, dem anderen vernehmlicher aus dem Sturm, auch gibt es Menschen, die ihre innere Ruhe nur im äußeren Sturm gewinnen können. Vielen enthüllt sich

der Lichtschein einer ihrer Lebenswahrheiten nach langem beschaulichen Versenken in den Sinn der Erscheinungen, aber anderen wird er jählings in Erschütterungen ihres ganzen Wesens deutlich, hier fügt sich ein Hindernis langsam einem sanften Lächeln, dort bricht ein Tränenstrom nieder und schwemmt die Trübungen vom verhüllten Grund fort, und je nach unserem Wesen lockt uns der milde Glanz oder der brennende Strom. Aber ist nicht immer Erkenntnis das letzte Ziel? Belehrt mich eines Besseren, wenn ihr es wißt. Mir erschien es, als ginge aller edle Kampf der Welt um Erkenntnis, weil in ihr die Kraft zum großen Opfer und die Gewähr der Eintracht ruhn.

Ich fand ein spätes trübes Straßenlicht und ging ihm nach, angelockt und zugleich von Unbehagen erfüllt. Ich war damals für Tagesstunden bei einem Gerber in Diensten, der mich, mehr aus Mitleid als aus einem rechten Bedürfnis, zeitweilig anstellte, um einmal etwas Ordnung in seine Bücher und Schreibereien zu bekommen. Auch mußte ich zuweilen seine Kunden besuchen, Gänge besorgen und Einkäufe machen. Ich war noch nicht zwanzig Jahre alt.

Jene Gesellschaft nun, die ich zur Nacht in der „Kluft" antraf, einer Spelunke dunkelster Art, hielt mich für lange gefangen, und ihre Interessen füllten mein Leben aus. Äußerlich mag ich mich wenig von den Gesellen unterschieden haben, unter die ich geriet, ich hatte zwar noch etwas Geld, aber mein Gewand war armselig genug. Ich wurde auf jene skrupellose Art aufgenommen, die Leuten eigentümlich ist, die genau wissen, daß nicht leicht einer noch größerer Nachsicht bedarf als sie selbst. Penina

saß unter ihnen, sie trug eine brennendrote Kattunbluse, ein farbloses Kopftuch über hellem Haar, und ihre merkwürdigen Augen waren grau und standen ein wenig schräg. Ihr großer Mund, mit seinem leidenden Ausdruck von Gier und Trauer, war ohne irgendeinen Schwung der Lippen, breit und gerade, wie mit einem derben Pinselstrich gemalt, und beinahe farblos in das schmale Kinn gesetzt. Ihr Gesicht fesselte unmittelbar, wie ihr ganzes Wesen, die Sinne, und doch lag eine verwüstete Hoheit in seiner schmerzlichen Süße, irgendein ferner, heller Himmel spiegelte sich darin.

Sie saß, fast lehnte sie, mit einer unverkennbaren Neigung der Hingabe neben einem schlanken Burschen, von dem ich kein Auge zu wenden vermochte, obgleich seine höhnische Geringschätzung mich abwies, und er mir schon nach ganz kurzer Zeit unverhohlen seine Verachtung zeigte. Aber sein Gesicht war so voll bösen, harten Lebens, so düster, schön und keck zugleich, daß er mir bald wie ein Verbrecher, bald wie ein junger Herrscher vorkam, der hier seine Würde in Verfall und Erniedrigung preisgab. Er hieß Kubasch.

Viel Genaues ließ sich für mich nicht erkennen, mit wem ich eigentlich in diesem Kreis zu tun hatte, aber eines war mir rasch klar geworden, diese machten sich das Leben leicht. Es ging unter ihnen, obgleich ich nur durchweg junge Leute sah, in der trotzigen Überlegenheit früher Erfahrung zu, sie wahrten Haltung mit frecher Sicherheit, ihre Verschwiegenheit war schlau und bewußt, ihr Laster gleichmütig, ihre Verwegenheit voll Verachtung gegen die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft, die sie haßten.

Denn die Gasse stählt und reift frühzeitig, ihre Erziehung verwöhnt keinen, und in ihren trüben Wellen gibt es geübtere Schwimmer als im lauen Strom der gesicherten Lebensverhältnisse. Manch einer dieser verlotterten Gesellen hat sich in seiner Jugend tatkräftiger, kühner und lebensvoller gezeigt als viele, die über der Armut ihrer nützlichen Vorsichten niemals zu Männern geworden sind, die zwar nicht zugrunde gehen, aber auch nicht aus eigener Kraft bestehen.

Nach ein paar Tagen kam Kubasch zu mir, als ich abseits saß.

„Was willst du hier bei uns?" fragte er.

„Ich weiß es nicht."

„So siehst du aus. Du willst Penina."

Ich erschrak furchtbar, aber Kubasch war von einer unerschütterlichen Gelassenheit. Er lächelte geringschätzig und sah mich neugierig an.

„Ich will sie nicht", sagte ich.

„Du willst sie doch. Du kannst sie haben, aber biete ihr kein Geld, sie ist empfindlich. Du kannst es mir geben."

Ich vermochte meine Empfindungen nicht zu ordnen, sie bestürmten mich, wie Jagdhunde ein Wild. Diese kalten Augen durchschauten meine geheimsten Regungen, die ich mir selbst nicht einzugestehen gewagt hatte, ihr schnöder Mißbrauch spiegelte sich in ihnen und ihre schmutzige Entweihung. Zugleich drohten diese Augen, von nichts beseelt als von dem Wunsch, meine Zustimmung zu hören. Diese Forderung war die mächtigste im Augenblick, ich fühlte mich von ihr angefallen und erwehrte mich ihrer, als ich sagte:

„Penina liebt dich." Und jählings überwältigt von

allem, was meine Augen in den letzten Tagen mit heißer Bewunderung, mit Erbarmen und Zorn gesehen hatten, fuhr ich fort: „Sie ist dir ergeben von ganzem Herzen, ach, aus tiefster Seele! Wenn du sprichst, zittert sie vor Aufmerksamkeit, wenn du fortgehst, erstirbt sie, wenn du kommst, atmet sie auf, und das Leben kommt zu ihr zurück. Sie ist dein Schatten, ihre Liebe hüllt dich ein, kein Gebet ist inbrünstiger. Einmal schlugst du sie, sie erbebte vor Ergriffenheit, weil sie in deiner Rauheit nichts sah als deine Beachtung — — — und jetzt — — du sagst zu mir — —"

Kubasch betrachtete mich neugierig. Keine Befangenheit bewegte sein bleiches, böses Gesicht, kaum eine spöttische Herbeilassung. Dieser Mensch war wahrhaft und von Geburt böse, ohne Eitelkeit, ohne Reue. Er war es aus innerstem Beruf, böse, nur um des Bösen willen, nicht aus Gram oder Rache, noch aus Enttäuschung oder Erbitterung, er gehorchte nur seinem eigensten Wesen, und in ihm war er einfach und stark. Ich begriff Peninas Hingabe in einem Schauer von Lebensangst, wie nur die Jugend sie kennt, der die Elemente des Daseins noch vom guten Willen einer heimlichen Gerechtigkeit abhängig zu sein scheinen. Unter diesen Augen erfaßte ich zum erstenmal das Wesen des Bösen, das uns Menschen in seinem Ursprung und Sinn für alle Ewigkeit ein Geheimnis bleiben wird, vom täglichen Tand der Erscheinungen an bis hinauf in die Mysterien der Religion.

Kubasch besann sich.

„Wenn es nicht so wäre, wie du sagst, könnte ich sie dir doch nicht anbieten, du Narr. Glaubst du übrigens, so etwas sei ihr neu? Du kannst nachträglich bezahlen. Also?"

Er war, nach dem, was ich gesagt hatte, meiner Gegenleistung sicher, denn die Bösen erkennen weit klarer die Echtheit oder Unechtheit der Empfindenden, als die Fühlenden je wagen würden, die Abgründe des Bösen in ihrer ganzen Tiefe auch nur zu ermessen.

Da ich schwieg, erhob Kubasch sich unvermittelt und ohne ein Wort des Abschlusses. Ich sah, als ich die Schankstube verließ, wie sein schönes, hartes Gesicht mit den scharfen Wangenfurchen, sich beschäftigt, im Schein des kahlen Gaslichts, über ein Stück Papier beugte, auf dem er kritzelte. Penina war nicht da, ich traf sie im dunklen Torweg, am Ausgang.

„Komm mit mir," sagte ich, „nur für einen Augenblick."

„Ist Kubasch drinnen?" fragte sie mit ihrer Altstimme.

Sie kam mir kleiner vor als sonst, ein Schein vom Straßenlicht lag auf den wehmütigen Kinderschultern, und sie schien in ihrem elenden Kleid, das die Formen ihres Körpers aufreizend deutlich machte, zu frieren. Es war auch schon Herbst geworden, und im Wind auf der Straße trieben Laub und Papierfetzen in der Dämmerung.

„Er wird auch nachher noch da sein. Ich bitte dich, komm, ich bitte dich."

Sie ging zögernd mit, ohne Anteilnahme. Bei einer Laterne blieb sie stehen und sah fragend zu mir auf. Ich raffte mich gewaltsam zusammen:

„Penina, Penina, kleine, arme — — dieser Kubasch . ."

„Schweig!"

Ihr Wort schlug und traf mich wie eine Hand aus der dunklen Luft. Ich Tor, der ich der Liebe Mitleid zu bieten wagte, und ihrem Gegenstand Verachtung. Ich

brachte kein Wort mehr hervor, kein armes und kein reiches, ich ſtand erſchüttert und hilflos im Straßenwind und dachte keine Gedanken. Nur ein Bewußtſein peinigte mich bis zur Marter: Ich werde es nicht bewältigen, werde es nie bezwingen, das Leben.

Penina ſah mich prüfend an, in einer faſt lauernden Traurigkeit, und plötzlich, als habe ſie längſt Verſchollenes in meinen Zügen entdeckt, wandte ſie das Geſicht, warf, indem ſie meine Hand von ihrer Schulter ſchüttelte, die Stirn gegen den eiſernen Laternenpfahl, und weinte. Sie ſchützte ihr Geſicht nicht mit den Händen, ſie weinte, wie es aus dunklen Wolken auf den Erdboden niederbricht.

„So iſt es nun", ſagte ſie langſam, als ſie ſich gefaßt hatte. „Komm du nicht mehr zu uns, hörſt du? Dein Weg gehe ins Helle."

Sie lief fort und entſchwand meinen Blicken im dunklen Rachen des alten Haustors, über dem eine kleine, rötlich glänzende Lampe über einem Wirtshausſchild brannte. Ich habe ſie nicht mehr wiedergeſehen.

Aber während wir uns viel auf den äußerlichen Wohlſtand unſerer Rechtlichkeit zugute tun, hat vielleicht ein ewiges Weltgewiſſen ſein Erlöſungswort des Erbarmens über Penina geſprochen, deren brennende Träne um den verlorenen Himmel ihrer Reinheit alle Schuld aus dem Kleid ihrer Seele gewaſchen hat.

Erſt viel ſpäter in meinem Leben, als der Kampf der Gedanken um das eine, das große Wort Erlöſung in mir begann, trat wieder Penina zu mir und hielt ihre Träne, wie einen hellen Stein, in die Finſternis meiner Zweifel.

Viertes Kapitel

Das erſte Abendmahl

Der Wind trug den Blütenſtaub von Zweig zu Zweig und füllte die Kelche, er bewegte die Halme des jungen Getreides und legte hellgrüne, wandernde Lichtinſeln in den Teppich der Felder. Der Geſang der Lerchen begleitete mich den ganzen Morgen hindurch, ſo daß das Himmelsblau wie voll hellklingender Glocken hing.

Welch ein Wohlſtand auf den warmen Feldern! Das Lebenslicht des Frühlings drang bis in den dunklen Kerker der Bruſt, in dem mein Herz pochte, und das Blut floß ſeine Wege wie die Quellen und Bäche der Wieſen. Es roch umher nach Primeln und Waldboden, ſo daß die Berührungen des Windes meine Sinne und Gedanken mit Erinnerungen aus den Kindertagen füllten, eine bunte Welt waltete in ſeinem Wehen, als bewegte er durchſcheinende Tücher voll farbiger Bilder vor meinen Augen. Ich ließ meine Gedanken wandern wie den Wind, bald berührten ſie jene Gegend, bald dieſe, von einer ſeltenen Stunde flogen ſie zu einer anderen, von Menſchengeſicht zu Menſchengeſicht, vom Unbeſchreiblichen zum Greifbaren, von mutwilligen Scherzen, in die purpurnen Abgründe des tiefen Bluts, wie Gedanken es tun, die dem Joch des Willens enteilt ſind und ſich vor uns tummeln, ihr Spiel mit der Macht treibend,

die sie sonst bändigte, mit sich, mit uns und mit der Welt.

Aber nun — jetzt rief ich sie herbei, und sie kamen blitzschnell wie tausend Pfeile, die von allen Seiten aus dem Umkreis auf ein kleines Ziel zufliegen. Es war mir etwas wichtig, unendlich wichtig, aber da sah ich hoch über mir Störche ziehen und die Gedanken enteilten wieder und nahmen den Gegenstand mit sich, für den ich sie herbeigerufen hatte und ließen ihn weit draußen, irgendwo im Frühling, fallen, still und rasch, wie den Blicken ein Bild entsinkt, wenn das Licht im Zimmer erlischt. Die Störche flogen hoch im blendend Hellen und Blauen nach Norden, und als ich ihnen mit den Augen folgte, sah ich eine Mühle am Horizont auf einem Hügel und dahinter einen Kirchturm. Da kam mir zum Bewußtsein, wie lange es her war, daß ich nichts Rechtes mehr zu mir genommen hatte, und ich beschloß, es in jenem Dorf zu tun, obgleich ich kein Geld hatte.

Immer, wenn ich etwas mit Liebe und Hingabe getan, gedacht oder empfunden hatte, so war ich allem äußeren Ergehen gegenüber gleichmütig und voll Zuversicht, waren dagegen die Stunden armselig, müßig und lieblos dahingestrichen, so stand die Sorge um mein Leben wie eine dunkle Mauer vor mir.

Als ich das Dorf erreicht hatte, beschloß ich zum Pfarrer zu gehen, ich fühlte mich innerlich zu wenig widerstandsfähig, um den Humor aufzubringen, den ich nötig gehabt hätte, um einen Bauern vertrauensvoll, mitleidig und freigebig zu stimmen. Um solchergestalt Mißtrauische für sich einzunehmen, wie es Landleute in der Regel sind, muß

man sich frisch, stark und gesund an Leib und Seele fühlen, aber mir war plötzlich darum zu tun, mühelos und ohne Opfer zum Recht meines Leibes zu kommen. So suchte ich das Pfarrhaus, das ich bald hinter einem weißgestrichenen Staket und einer Tannenreihe fand. Die Gartentür stand offen, es führte über einen Rasenplatz etwas bergauf, ich sah, daß Ställe und Scheunen zur Pfarrei zu gehören schienen, auch trieben sich Hühner auf dem Vorplatz umher, von denen eines seinen gesicherten Ort neben meinem Weg verließ, sich vor mir auf den Pfad begab, um die Flucht vor mir ergreifen zu können. Hühner finden bisweilen hieran Gefallen, sie wollen aus irgendeinem Grunde gerne flüchten, deshalb begeben sie sich an einen Ort, an dem sich hierzu Gelegenheit bietet. Über das Seelenleben der Hühner ist bisher das Wichtigste noch unentdeckt und ungesagt geblieben, es wäre hier eine Gelegenheit, einige Aufschlüsse darüber zu geben, aber ich muß es verschieben, weil ich über den Pfarrer berichten will und über meine Erlebnisse in seinem Hause.

Da ich munter voranging, hielt das erwähnte Huhn sich für verfolgt, es ließ die Flügel hängen, schritt weit aus und begann ein lautes Geschrei von sich zu geben, um andere auf seine bedrängte Lage aufmerksam zu machen. Endlich schlüpfte es durch die geöffnete Haustür auf die weite Vordiele des Pfarrhauses, die sauber gescheuert war und deren hellen Holzboden man mit weißem Sand bestreut hatte. Da ich hinter dem Huhn eintrat, hielt es sich für abgeschnitten, oder in die Enge getrieben, und erhöhte sein Geschrei, dieser neuen Lage Rechnung tragend, bis aufs äußerste, wobei es sich auf eine Fensterbank be-

gab und mit resolutem Flügelschlagen gegen eine Scheibe ins Feld rückte.

Bei meinen Wanderungen über Land und durch Dörfer hatte ich Erfahrungen in der Behandlung von Hühnern gesammelt und wußte deshalb, daß man einem solchen Tier nicht hilfreich beispringen darf, weil die Hühner jede menschliche Einmischung in ihre Angelegenheiten ablehnen. So betrachtete ich den Flur, der mir mit seinen sauberen weißen Türen und seiner alten Standuhr wohl gefiel. Das Zifferblatt der Uhr war aus nachgedunkeltem Stahl und die Zeiger so dünn wie Fäden, das Ticken klang langsam und abgeschlossen vor sich hin wie die einsamen Reden eines Sonderlings. Unten auf dem Zifferblatt war ein kleiner, kreisrunder Himmel angebracht mit einem goldenen Halbmond, mit Sternbildern und der Sonne.

Da öffnete sich eine der Türen zur Linken, und ich erblickte eine ältere Frau von wohlbestelltem Aussehen, die für einen Augenblick im Rahmen erschien, um dann die arglos und freimütig geöffnete Tür mit einem raschen Ruck und einem leisen erschrockenen Ausruf wieder zuzuziehen. Es wurde für kurze Zeit wieder leer und still, nur das Huhn am Fenster setzte sein Geschrei fort, in kleinen Zwischenräumen, die es mit aufgeregtem Gackern ausfüllte. Sein Schatten eilte im Sonnenlicht am Boden hin und her. Dann vernahm ich hinter der Tür eine angstvoll rufende Stimme, die sich in die Geräusche der Küche mischte, und ich verstand die Worte: „Er nimmt ein Huhn!"

Es begann ein Laufen, und weibliche Stimmen erschollen, auf dem Herd schien ein Wasserkessel überzukochen,

denn es ziſchte wie auf einem Bahnhof. Dann ſchlug eine Tür und wieder eine, es ſchien mir, als bewegte ſich jemand von Zimmer zu Zimmer an die andere Seite des Hauſes, bis ich richtig nun zur Rechten Stimmen vernahm, eine haſtige und flüſternde weibliche und einen beruhigenden Baß. Ich hörte ſchlürfende Schritte und nun wurde die Tür langſam und weit geöffnet. Auf ihrer Schwelle ſtand die Geſtalt des Pfarrherrn, eine liebenswürdige Erſcheinung, die mich mit Vertrauen füllte, ein behagliches Lüftchen wehte um die geſunden, vollen Wangen, und ein paar gütige blaue Äuglein erkundigten ſich nach mir.

„Was gibt es?“ fragte er männlich und warf einen raſchen Blick auf das Huhn.

Ich ſog die Luft durch die Naſe und antwortete:

„Mir ſcheint, es gibt etwas Nahrhaftes, aber wir fragen vielleicht beſſer bei Ihrer Frau an?“

Er ſtand ſtill und hielt ſeine lange Pfeife in der herabhängenden Hand wie eine Flinte, aber dann begriff er, wie ich ihm ſeine Frage auslegte, und lachte laut und breit mir geradeheraus ins Geſicht hinein.

„Alſo der Hunger führt dich zu mir! Das iſt nichts Neues im Pfarrhaus, du ſollſt zu eſſen haben, und ich will auch erkunden was. Haſt du ſonſt noch ein Anliegen? Tritt ein.“

Er ſchwenkte die Pfeife und trat zurück, mich einzulaſſen. Das war einmal ein prächtiges Studierzimmer! Ich will es als bekannt vorausſetzen und mich nicht mit einer ausführlichen Beſchreibung aufhalten, denn es war auf die herkömmliche Art eingerichtet, mit Bücherwänden,

grau und goldig glänzend, mit einem überladenen Schreibtisch, auf dem die Predigten hergestellt wurden, mit Pfeifentabaksrauch und Sonnenstrahlen, die durch die blühenden Obstbäume fielen. Auf dem Tischchen in der Mitte des Raumes stand der Aschbecher, so groß wie ein Blumentopf, und nahe an der Tür ein Holzstuhl für den Bauernbesuch. In einer Ecke erhob sich der segnende Christus von Thorwaldsen, aus Gips gebildet und ein wenig angeräuchert, über den einen der freundlich erhobenen Arme hatte man ein Sofakissen an seiner Kordel aufgehängt, aber nur beiläufig, wahrscheinlich um es für einen Augenblick aus der Hand zu geben.

Da ich befragt worden war, ob ich sonst noch ein Anliegen hätte, sagte ich zum Pfarrer, nachdem ich auf dem Holzstuhl an der Tür Platz genommen hatte:

„Ich möchte dann noch ein Buch eintauschen."

„Ein Buch? Eintauschen . .?"

„Ja, ich habe eins in meinem Bündel, das ich schon kenne, dafür möchte ich von Ihnen ein anderes haben, das mir noch neu ist."

Der alte Herr betrachtete mich aufmerksam und mit zögernder Teilnahme, aber ruhig und ohne erkennbaren Widerspruch gegen meine Art mich zu geben, die ihm fremd war. Sie war ihm aber nur durch die alltägliche Erfahrung seines Lebens fremd geworden, dagegen hatte er von seinen Anlagen aus Sinn für die natürliche Freiheit eines Menschen, dem alles lästig ist, was nicht natürlich ist. Es ist seltsam und froh stimmend, wenn man erfährt, daß die meisten Menschen viel rascher und lieber das ungeschminkte Angesicht der unbefangenen Rücksichts-

losigkeit anschauen als die gewohnten Züge der befangenen Rücksicht, und wer unverdorbenen Sinns geblieben ist, geht so rasch darauf ein, als habe ein gütiger Geist ihm bei einem unnützen und beschwerlichen Aufstieg den Rückweg in das vertraute Tal seiner Herkunft erlaubt und geebnet. Wohl war der Pfarrer nicht wenig erstaunt, ja betroffen über meine Unbefangenheit, und ich bemerkte deutlich, daß er mit sich zu Rate ging, ob nicht als Frechheit zu beanstanden sei, was ich ihm entgegenbrachte. Aber niemand wirkt frech, dessen Herz von Liebe bewohnt wird, auch nicht, wenn er es ist.

So lächelte nun dieser Mann mich mit etwas fragwürdiger Entschiedenheit an und sagte, lauter als nötig:

„Du kannst von mir auch ein Buch erhalten, ohne mir das deine zu geben."

„Damit ist mir nicht gedient", sagte ich, „ich habe an einem Buch genug zu tragen."

„ . . . genug zu tragen. So, so . . .", antwortete er.

„Ja. Ich mache es immer so, wenn ich ein Buch gelesen habe, denn ich bin auf der Wanderschaft, und bisher ist es mir immer ohne Mühe gelungen, das meine einzutauschen. Ich habe nicht Wert darauf gelegt, welches höher im Preise steht, und welches sich in besserer äußerer Form darbietet, sondern nur darauf gesehen, ob sein Inhalt mir neu war und Unterhaltung versprach."

„Gut, ach . . . gut ist das, wirklich gut! Als ob jeder ein Stück seiner Bibliothek so ohne weiteres hergäbe."

„Sie haben es mir ja eben selbst angeboten. Auch sind unmöglich alle Menschen so verschlossen, wie Sie durch Ihren Zweifel andeuten. Es ist lieblos, einem Menschen

ein Buch zu verweigern, der nicht in der Lage ist, eines zu erstehen, man sollte es so wenig tun, wie man jemandem einen Blick auf ein schönes Bild versagen würde. Und immer sollte man die besten Bücher, die man am meisten liebt, zuerst geben. Wer eine Freude seines Geistes für sich behält, dessen Gemüt ist ein dunkler Keller, in den durch einen Zufall Sonnenstrahlen gefallen sind, ohne daß sie vermocht hätten, Leben in seiner feuchten Kühle zu wecken. Also geben Sie ein Buch, hier ist das meine."

Ich sagte diese letzten Worte nur deshalb, weil ich die Antwort des Pfarrers ablenken wollte, denn ich fühlte und sah, daß sie mich beschämt hätte. Die treuherzigen blauen Augen sahen mich warm an, er stand auf und gab mir die Hand.

„Was ist?" fragte ich, „wir haben ja noch nicht gegessen."

„Ich wollte Sie nicht verabschieden, sondern nun erst recht willkommen heißen. Seien Sie mir ein Gast, wenn Sie wollen. Nehmen Sie doch wieder Platz, nein, hier, hier, sagen Sie mir, wer Sie sind, und was Sie auf die Wanderschaft geführt hat, sprechen Sie über Ihr Leben, darüber möchte ich wohl etwas wissen."

„Was soll ich über mein Leben sagen? Ich lebe, ist das nicht genug? Wohin ich sehe, überall finde ich, daß die Sorge um den Wert und den Sinn ihres Lebens die Angesichter der Menschen grau und müde macht. Der Sinn meines Lebens wird sich mir niemals auf Kosten meiner Freude daran offenbaren."

Der alte Herr sann nach und sah ernst und lange still

vor sich hin. Sein Erstaunen, diese leise, wenn auch ungewollte Kränkung war von ihm gewichen, und wie ich ihn so betrachtete, dachte ich in meinem Sinn: Dir könnte ich gut sein. Kein Gedanke macht uns einem Menschen gegenüber fröhlicher als dieser, und für die Reinheit unseres Glücks ist es ohne Belang, ob er erwidert wird.

„Gut, gut," sagte der Pfarrer nun langsam und hob den Blick, den meinen suchend, „wofür möchten Sie denn einst gelebt haben?"

Beinahe hätte ich gelacht. Welche Antwort hätte wohl befriedigen können, wenn nicht die, die eine Leistung geistiger oder praktischer Art zugesagt hätte. Aber ich empfand die Berechtigung dieser Frage und wie wohlgemeint sie war, und antwortete einlenkend:

„Wenn ich das in einem Satz sagen könnte, so einfach, wie Sie Ihre Frage stellen, dann stünde ich wohl heute kaum so vor Ihnen."

„Wie kann solche Ungewißheit Sicherheit geben, ohne daß diese Sicherheit Leichtsinn ist?"

„Meine Sicherheit liegt im Schritt, nicht im Wissen um mein Ziel, nur in dem Bewußtsein, daß ich finden werde, was mein Teil ist."

„Das ist ein staunenswertes Selbstbewußtsein, das Sie begründen müssen, mein junger Freund."

„Nicht dieses Selbstbewußtsein ist der Bestand meiner Zuversicht, sondern mein Glaube."

„Ihr Glaube? An was glauben Sie denn so zuversichtlich?"

„Ich glaube, ist das nicht genug?"

Dem Pfarrer mochte es ſcheinen, als ſei er voreilig zu Frage und Antwort gedrängt worden, ich ſah deutlich eine heimliche Beſorgnis in ſeinem Geſicht.

„So einfach iſt das alles nicht," antwortete er nach einer kleinen Weile, „aber vielleicht iſt es doch — ein Anfang. Das Ziel aber iſt die Gewißheit, an Gott zu glauben, mit ihm Gemeinſchaft zu haben, und von ihm geliebt zu ſein."

Ich ſchwieg.

„Sie ſchweigen," meinte er nach einer Pauſe langſam und forſchend, „ſehen gewiß einen alten Landpfarrer in mir, der Ihnen nach den Dogmen ſeiner Kirche aufwartet. Vielleicht iſt es ja auch ſo, und doch war mir mein Leben lang wichtig, die Freiheit der Vernunft nach meinen ſchwachen Kräften hoch zu halten und ſie nicht durch den Zwang einer undurchdachten Regel zu trüben."

So antwortete ich denn mit Zögern, und mühſam die Gedanken ſuchend:

„Ich glaube nicht, daß die Gewißheit, von Gott geliebt zu ſein, ein Ziel und ein bleibender Troſt iſt, ſie iſt das Vorrecht der Unmündigen. Das Weſen der Liebe, ihr Licht, ihre Allmacht, kann niemand empfinden, der nicht ſelber liebt. Erſt in meiner Liebe wird Gott lebendig, nicht in dem, was Sie ſeine Liebe zu mir nennen. Vermag ich aber zu lieben, ſo lebt Gott in mir, ihn ſo in mir zu wiſſen, das iſt ein bleibender Troſt, in ihm werde ich mündig. Nie wird ein Menſch ſich gottlos fühlen, der liebt. Iſt es aber ſo, ſo vermag ich nicht mehr zu wünſchen, daß Gott mich liebe, denn Gott iſt meine Liebe."

„Ich widerspreche Ihnen nicht," sagte der Pfarrer, „aber wir glauben an Gott, als an den Schöpfer aller Dinge, der vor uns war, und immer sein wird. Indem er auf diese oder jene Art in uns lebendig wird, beweist er uns seine Liebe; da er uns erschuf, befähigt ihm eine Wohnung zu sein, erkennen wir seine Liebe zu uns, derer würdig zu sein und die immer zu wissen unser Ziel und unsere Zuversicht ist."

„Keines anderen Wesens Liebe wird mich erlösen, nur die meine", antwortete ich. „Das Feuer leuchtet und erwärmt, aber kein Feuer brennt, um zu leuchten und um zu erwärmen. Kein Gott ist die Liebe, um zu erlösen. Nein, ich glaube an Ihren Gott nicht mehr, um dessen Liebe ich bitten soll, mich verlangt danach, mündig zu sein."

„Die Mündigen und die Unmündigen . . . .", sagte der alte Mann gedankenvoll, erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab. „Da sehen Sie nun, wie man in ein Gespräch über Dinge geraten kann, über die die Menschen sich niemals einig sein werden. Und doch soll man sagen, wie man denkt, geschieht es mit Andacht und in dem Wunsch nach Erkenntnis, so ist es niemals umsonst. In jedem Spruch und Widerspruch über diese Dinge regt sich der gleiche Geist. Sie werden eines Tages anders denken, aber jetzt haben Sie sicher ein Recht, so zu denken, wie Sie es tun. Das gestehe ich beileibe nicht einem jeden zu, aber mein Vertrauen zu Gottes Führung wäre gering, wenn ich alle Menschen den gleichen Weg schicken wollte. Vielleicht sind wir wirklich nur den Unmündigen gesetzt. — Aber nun begreife mir nur ein Gerechter, was Sie in diesem kümmerlichen Wams auf die Straße treibt! Sie sollten lesen, studieren . . ."

Er schritt im Zimmer auf und ab, bis ihm, auf seinem Schreibtisch, das Buch in die Augen fiel, das ich hervorgezogen hatte. Er nahm es, im willkommenen Anschluß an seine letzten Worte, zur Hand und blätterte, las und forschte mit vorsichtigen Fingern innen und außen daran herum, dann suchte er seine Brille.

„Ist denn das — — möglich?" fragte er. „Also das wollen Sie mir verehren, das soll ich unter meine Bücher stellen?"

Ich hatte kaum noch an das Buch selbst gedacht, wie ja auch mein Vorschlag, es einzutauschen, voreilig durch die Befangenheit meiner ersten Worte herbeigeführt worden war. Ich hatte das Buch in einer Herberge zur Heimat von einem kleinen buckeligen Tapezierergehilfen bekommen, der sich mir für eine Nacht angeschlossen hatte, und so aufrichtige Ergriffenheit darüber an den Tag legte, daß ich ihn gekränkt hätte, wenn es von mir zurückgewiesen worden wäre, als er es mir zum Abschied schenkte. Es waren die mit Schusterdraht zusammengehefteten ersten zehn Lieferungen des Romans einer verstoßenen Grafentochter, die nach einem Fehltritt in mancherlei Schicksalen in der Welt umherirrte. In jedem der Hefte bahnte sich eine Ungeheuerlichkeit an, die im nächsten fast, im übernächsten beinahe und im vierten immer noch nicht geschah. Nun muß ich eingestehen, daß ich die Begebenheiten und ihren Verlauf mit Teilnahme verfolgt hatte, denn ich gehörte nicht zu den Menschen, die nur sogenannte gute Bücher zu lesen vermögen. Mich fesselte immer noch eher ein Buch, das irgendwelche Ereignisse aus dem Leben berichtete, als eines, das zwar eine gewisse

literarische Fähigkeit seines Autors, aber sonst nichts aufwies. Der Hang zu schreiben, weil man es zu können glaubt, ist eine dilettantische Bemühung, wer in Wahrheit etwas zu sagen hat, kennt die Sorge um sein Talent nur dann, wenn irgend etwas ihn am Schreiben verhindert.

So etwa sprach ich über Bücher mit meinem lächelnden Gastgeber, aber keinesfalls um das meine zu entschuldigen, denn es war wirklich schlecht. Ich gab dies unumwunden zu, jedoch nicht ohne den Einwand, daß es mich aufs beste angeregt habe.

Er widersprach mir freundlich und ohne Eifer: „Wie kann solch ein Buch anregen?"

„Es kommt darauf an, wer es liest," antwortete ich, „der höchste Genuß an Büchern ist die eigene Leistung des Lesers, das beste Buch aber ist das, welches dem Leser seinen eigenen Reichtum fühlbar macht."

Es klopfte, und in der vorsichtig geöffneten Tür zeigte sich die Gestalt eines jungen Mädchens, das mit artiger Entschiedenheit, aber sehr schüchtern, die Nachricht überbrachte, daß ihr Vater zum Mittagessen erwartet würde. Der Pfarrer geriet für einen Augenblick in sichtliche Verlegenheit, er winkte seine Tochter herbei, und ich sah mich gleich darauf einem jungen Mädchen von etwa zwanzig Lebensjahren gegenüber. Es wurde ihr klargemacht, daß ich so zu begrüßen sei, als wäre ich nicht der, als der ich ihr erscheinen mußte, sie glaubte, es handle sich um einen merkwürdigen Scherz und zögerte mit einem helläugigen Lächeln von unwahrscheinlicher Einfalt. Aber etwas wie eine Weigerung schien es nicht zu geben, hier herrschten zielbewußte Ordnung und strikte Folgsamkeit, so daß eine

leblose Hand für einen kaum spürbaren Augenblick zwischen meinen Daumen und Zeigefinger geriet. Die Begrüßung war nun der gewünschten Anordnung entsprechend vor sich gegangen, aber ihr Verlauf hatte meinen Gastgeber um keinen Schritt weiter gebracht, es schien ihm in den Sinn zu kommen, daß jener Geist des Ohneweiteres eigentlich ein fremdes Gespenst unter den Hausgeistern seines Familienlebens war, und daß er zu unmittelbar durch einen Fremden eingeführt worden war, als daß er nicht die Seinen zunächst vorbereiten müßte.

„Ich will meine Frau unterrichten und ihr Mitteilung von Ihrer Anwesenheit machen", sagte er befangen, nahm seine Tochter beim Arm und schob sie vor sich her zur Tür hinaus, so daß ich für eine Weile allein blieb und mich pflichtbewußt der Sorge hingab, hier Umstände hervorzurufen. Hätte ich den Pfarrer weniger ernst genommen, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, eine gefällige Brücke zu schlagen, aber ich brachte es nicht über mich, seiner Tochter gegenüber jene Unbefangenheit an den Tag zu legen, mit der ich ihn selbst für mich gewonnen hatte.

Ich hörte nach einer Weile Stimmen, solche des Widerspruchs und einen tiefen Baß, der besänftigte und überredete. Nun wurde der Baß gewichtig und eindrucksvoll, und ihm folgte ein Schweigen, dessen Demut unmittelbar darauf in einem lauten Türenschlagen erkennbar wurde. Nach geraumer Zeit wurde die Tür zum Hausflur barsch geöffnet und eine große blonde Köchin erschien bei mir. Sie sah von oben bis unten an mir nieder, schüttelte in jugendlicher Mütterlichkeit sorgenvoll den roten Kopf und sagte derb:

„Komm mit, wasch dich, du sollst bei Tisch mit der Herrschaft essen."

Sie wogte mir dampfend voran bis in einen Küchenwinkel, in dem auf einem Holzstuhl eine Wasserschale stand, ein grobes Handtuch hing über der Lehne und daneben lag ein Stück Seife, so groß wie ein Brot.

Ich tat, was man wollte, und antwortete der Köchin auf ihre Frage, daß ich gelernter Landstreicher sei, aber zur Zeit ohne Anstellung.

„Anstreicher?"

„Nein, Landstreicher. Ich äße lieber hier draußen mit dir, als mit der Herrschaft."

„Das glaube ich", sagte sie und wogte. „Und du sagst dieser Mensch zu mir . . . Was dem Herrn nur in den Sinn gekommen ist."

„Oh, ich denke mir weiter nichts Böses bei diesem Besuch."

„Ich spreche vom Hausherrn, nicht von dir", erklärte sich diese Widersacherin meiner Gastrolle. „Eil dich!" Sie riß mir das Handtuch fort und gab mir einen gnädigen Stoß, um über die Richtung, die ich einschlagen sollte, keine besonderen Anweisungen erteilen zu müssen.

Nun glaube ich, daß die Frau Pfarrer, zu der ich jetzt kam, bei gutem Willen sich selbst und mir die Lage hätte erleichtern können, in die sie durch den Wunsch ihres Mannes gebracht worden war, denn als ich in das Eßzimmer eintrat, saß die Familie bereits zu Tisch und ich empfand mich auf diese Art notwendig als ein Eindringling. Ich verlor mein Übergewicht heiterer Gelassenheit und meinen Gleichmut, denn ich konnte mich nicht dazu

überwinden, den Frauen des Hauses auf die Art zu gefallen, wie es offenbar der Hausherr erwartet und vorausgesetzt hatte. Ich begegnete bei der Pfarrfrau einem so offenkundigen, gereizten Widerspruch, daß es mich nicht lockte, ihn zu überwinden, denn ich hätte mich nur in Bewegungen und Worten erweisen können, die oberflächlich, gefallsüchtig und eitel gewesen wären. Aber ich beschloß, da ich mich ohne Grund gedemütigt sah, diese Schmach mit der gleichen Ehrlichkeit heimzuzahlen, in der sie mir angetan wurde. Ich war böse bis zur Erbitterung, im April des Lebens wechselt das Wetter der Seele rasch.

Als ich eingetreten war, hatte ich die Damen mit ein paar Worten begrüßen wollen, es waren ihrer drei, denn es gab noch eine zweite, jüngere Tochter im Pfarrhaus, aber die Frau Pastor schnitt meine Begrüßung kurz mit den Worten ab:

„Also . . . nehmen Sie dort nur Platz."

Ich wollte mich abwenden um fortzugehen, da fing ich einen Blick des alten Mannes auf und setzte mich. Er sprach mir freundlich zu, aber seine einfache Art hatte sich in eine befangene und etwas herablassende Zurückhaltung verkehrt, unter der er selber litt. Er wartete offenbar auf mich und meine Hilfe, ich nahm innerlich einen Anlauf und versagte.

Die Dame des Hauses war eine große Frau von auffälliger Magerkeit mit jenem qualvollen Ausdruck von Lebenssorge in den herben Zügen, neben der kein Hauch von Verklärung zu finden war, wie ihn oft selbst das größte Elend Frauenangesichtern verleiht, die in Liebe Gattin und Mutter gewesen sind. Es war das Bild einer in be-

schränkten Ansichten und kleinlichen Gewohnheiten gefestigten Natur, aber der steife Halt, den ihr Wesen verriet, war von einer Nüchternheit, die Angst einflößte. Ich sah die Blümlein an, die in den pedantischen Wohltaten dieser Selbstgerechtigkeit erblüht waren, und mein Sinn beruhigte sich, denn die zwar ein wenig eingeschüchterte Frische der beiden jungen Mädchen wirkte unmittelbar, wie eine Erlösung der erneuernden Natur. Ich versöhnte mich innerlich ein wenig mit der Mutter und hätte mich ganz versöhnt, wenn sie mir das kleinste Entgegenkommen gezeigt hätte.

Um des alten Mannes willen, der liebevoll zu mir sprach, erwog ich, ob es nicht vielleicht angebracht sei, ein paar einlenkende Zugeständnisse an die Damen seines Hauses zu machen, ich hätte vom Stand und Hause meines Vaters berichten können, daß ich nicht deshalb in solchem Aufzug durch die Welt wanderte, weil ich mich verloren gab, sondern weil ich mich suchte. Aber ich verschmähte es mit dem Eigensinn der Jugend, deren Vorrecht es ist, das Zugeständnis zu hassen. Ihr leidenschaftlicher Irrtum um einer Überzeugung willen ist schöner als die leidenschaftslose Tugend der Erwachsenen, selbst wenn die Erfahrung ihnen recht gibt. Ich hatte mir nun einmal in den Kopf gesetzt, keine Achtung anzunehmen, als allein die, welche meiner Person galt, und dem, was ich für mein eigenstes Gut hielt.

Wir aßen an einem langen Tisch, der weiß gedeckt war, in einem hellen Zimmer, dessen Glastür zum Garten offen stand. Die Gedecke der beiden jungen Mädchen waren sehr weit an die ihrer Eltern herangerückt, so daß

ich viel Platz am Tisch hatte. Die Frau Pastor zeigte sich auf gewaltsame und laute Art um mich besorgt, in jener widerwilligen Erbötigkeit, wie nur Frauen sie aufzubringen vermögen, in der zugleich Gehorsam und Eigensinn liegen und neben einer ärgerlichen Unterwerfung der Wunsch, der Befehl des Gatten möchte sich sobald als möglich als töricht erweisen. So hatte es äußerlich den Anschein, als läge ihr der Wille ihres Mannes am Herzen, im Grunde aber befolgte sie alles, was er wollte derart, daß seine guten Absichten sich unmöglich in dieser Verwaltung bewähren konnten. Ich sah und fühlte dies sehr wohl und hätte es am heimlichen Vergnügen dieser Beobachtung bewenden lassen können, aber es lag mir außerordentlich viel daran, daß die einfache Menschlichkeit meines Gastgebers über die engherzigen Vorurteile seiner Frau triumphieren möchte. So blieb mir nur die Wahl, mich den Demütigungen schweigend zu unterziehen, die die Dame des Hauses mir auferlegte, oder einen energischen Versuch zu machen, mit handelndem Willen und so offenkundig die Partei meines Gönners zu nehmen, daß daraus unserer Widersacherin eine sichtbare und entscheidende Niederlage entstand. Aber dies wäre nicht ohne eine Beschämung für sie abgegangen, die ich nicht herbeizuführen wagte, weil ich fürchtete, dadurch den Beistand meines Parteigenossen sofort einzubüßen.

Aber bevor ich zu rechten Entschlüssen kam, fällte das Schicksal eine Entscheidung und ich wurde jeder weiteren Erwägung enthoben. Ich versuchte gerade mir Klarheit darüber zu verschaffen, welcher Partei am Tische sich die Gemüter der jungen Mädchen zuneigten, als die Köchin

erſchien und die Suppe abtrug, um ein neues Gericht aufzutiſchen. Hierbei wechſelte ſie die Teller, bis auf den meinen, den ſie, auf ein mißbilligendes Stirnrunzeln der Frau Paſtor hin, vor mir ſtehen ließ. Der Herr Pfarrer wurde dies erſt gewahr, als ſchon Fleiſch, Gemüſe und Kartoffel herumgereicht wurden, und zu unſer aller Mißgeſchick hatte die Köchin das Zimmer bereits wieder verlaſſen, als er in verhaltener Entrüſtung ziemlich laut ſagte:

„Es ſoll ſogleich ein anderer Teller für unſern Gaſt gebracht werden.“

Die Lippen des alten Mannes zitterten, als ſei ihm ſelbſt eine Schmach angetan worden. Es rührte ſich jedoch am Tiſch niemand, die beiden jungen Mädchen erröteten kameradſchaftlich, wie auf einen Befehl hin, und ſaßen ſo ſteif und blond und ſtill auf ihren Stühlen, als habe ſich ein Gewitter zuſammengeballt und als zöge die kleinſte Bewegung den Blitz an. Nein, darin mußten ſie nun doch der Mutter recht geben, das wäre zu weit gegangen, wenn von ihnen gefordert worden wäre, dieſem Landſtreicher auch noch perſönliche Dienſtleiſtungen zu erweiſen.

„Das iſt denn doch wohl nicht nötig“, ſagte die Frau Paſtor in einem herben Wohlwollen und in ſo überzeugter Selbſtſicherheit, daß ihre Gereiztheit darüber faſt zur Tugend wurde. Das war einmal eine unangenehme Freundlichkeit! Mein Gott, dachte ich, warum tut ſie das ihrem Mann an? Ich verſtand damals noch nicht, daß er allein und nur er ſchuld daran war, wenn ſolch ein Gebaren im Weſen ſeines Weibes wucherte. Es gibt eine Art männlicher Güte und Nachſicht, die jede

Frau mißbrauchen wird, da ihr berechtigter Anspruch für ihren Lebenshalt und für die Wohlfahrt ihrer Seele eine ganz bestimmte, unüberwindbare Kraft in der Seele des Mannes ist. Fehlt dem Manne diese Kraft, so wird sein Weib ihm bald aus seiner Schwäche einen schweren Vorwurf machen, aus dem der bewußte oder unbewußte Anspruch auf ihr höchstes und schönstes Lebensrecht klingt, auf ihre schrankenlose Hingabe. Nun glaube ich wohl, daß im Grunde allein Liebe und Güte des Mannes die Vorbedingungen zur Hingabe eines Weibes an ihn sind, das ihn liebt, aber ich glaube nicht, daß ein Weib diese Liebe und Güte als das erkennt und annimmt, was sie sind, wenn ihr Vertrauen auf den tragenden Wogen dieses Meeres nicht an der Hand gefestigt wird, die das Steuer führt.

So mag es sich hier im Grunde auch nicht um den Teller gehandelt haben, sondern er wurde nur zum Anlaß, um einen weit tiefer liegenden Widerspruch der Frau kundzutun. Die ältere der beiden Töchter, die Berta hieß, aber Bertchen genannt wurde, hielt den Augenblick für gekommen, sich hilfreich einzumischen, sie rief leise: „Aber Papa . . .", und schob den Oberkörper nach rechts und links, als ob sie einen schweren Ranzen auf ihren Schultern zurechtrückte. So nimmt sie also die Partei ihrer Mutter, dachte ich in höchstem Erstaunen, als plötzlich die jüngere der beiden Schwestern aufsprang, in die Küche lief und einen sauberen Teller herbeibrachte, den sie vor mir hinstellte.

Das war einmal eine Erlösung! Selbst die Mutter mußte lächeln und dem alten Herrn stand die dankbare

Bewegung so deutlich im Gesicht, daß meine ganze Unbefangenheit und mein Frohsinn zu mir zurückkehrten. Ich sah das junge Mädchen ruhig an und sagte zu ihr:

„Dieser Teller macht das Zimmer heller und schöner als der prächtigste Blumenstrauß!"

Sie senkte für kurz ihre Augen, hob dann aber den Blick ohne Verlegenheit, sah mich ernst an und antwortete mit der Ruhe eines unbefangenen Kindes:

„Der Vater wollte es so."

Ich sah in ihre klaren Augen und sie füllten mich mit einem Glück an, für das ich auch heute noch keinen Namen weiß noch suche. Ich glaube, daß es in den trüben Wirren des menschlichen Lebens kein Eiland der Helligkeit gibt, das an Glanz dem offenen Blick eines Kindes zu vergleichen ist. Alles liegt schon darin beschlossen, was das Leben zu bringen vermag, aber es ist noch das unberührte Eigentum der uranfänglichen Liebesquelle, und die Scheu und das Glück unserer Seele unter dieser Klarheit sind zugleich die edelste Mahnung und Verheißung, die uns Berührten und Gezeichneten auf unserm Weg begegnen können. Jedesmal, wenn ich durch Zufall oder mit Willen meine Blicke in die Augen eines Kindes gesenkt habe, so war mir später in meiner Erinnerung, als habe ich hoch hinaufgesehen, über Berge hin, in hochgelegene Weiten, die nicht von der Finsternis berührt werden können. Ihnen verdanke ich den Glauben, daß das Unendliche in uns selbst beschlossen liegt und daß wir in die hellen Bereiche der Freude zurückkehren, deren Glanz einst auch aus unsern Augen gebrochen ist.

Alle Hemmungen in mir hatten sich davongemacht und mir war zumut, als könne selbst eine demütige Einfügung in den Geist dieses Hauses kein Zugeständnis mehr bedeuten, am glücklichsten aber zeigte sich der Pfarrer selbst, er wurde heiter und so unbefangen, daß sogar die unwirsche Unterwerfung seiner Gattin einen Zug von neugieriger Herbeilassung bekam. Nur Bertchen vermochte sich, im Gegensatz zu ihrer jüngeren Schwester, nicht in den Geist wachsenden Vertrauens einzufügen, immer noch sah ihr Argwohn den Handwerksburschen in mir, der sich jeden Augenblick als Taschendieb, sicher aber mit der hereinbrechenden Nacht als „Kerl unter dem Bett" entpuppen würde.

Den Nachmittag hindurch arbeitete ich mit dem Pfarrer im Garten im Frühlingssonnenschein im duftendem Erdboden, während die Buchfinken in den Apfelbäumen schmetterten. Die Radieschen hatten schon Knollen angesetzt, die Bohnen, zwischen den Pyramiden der Stangen, wurden erwartet, hier und da hob sich schon die Erde über den im durchwärmten Grund keimenden Früchten. Ich erfuhr eine Reihe für den Gemüsebau nützlicher Einzelheiten, vor allem aber, daß die Freude an diesen Dingen einem alten Mann der Bücherweisheit gut ansteht, wenn er ihr nicht zuviel Raum in seinen Gedanken gönnt. Ab und zu kam das Gespräch auf andere Dinge, irrte oft weit ab und verflog sich zuletzt ins Unsichtbare, wie der Rauch aus unseren Pfeifen. Die Gedankenwelt meines Gastgebers drehte sich in der Hauptsache um die Grundsätze einer soliden und praktischen Moral, bei deren Darlegung sich bald jene breit angelegte Behäbigkeit zeigte,

die alle Beschränkung so armselig macht, und die anzuhören trostlos ermüdet. Es wird der lebendigen Jugend immer unmöglich sein, in diesen gepflegten Sackgassen zu verweilen, in denen beschränkte, persönliche Erfahrung ohne weiteres für Weltweisheit ausgegeben wird, und ihr Widerspruch ist notwendig, so ungerecht und grausam er oft erscheint. Nicht die Nachsicht des Alters, wie viele meinen, macht in der Regel einen vernünftigen Verkehr, der nicht äußerlich bleibt, zwischen Jugend und Alter möglich, sondern die Nachsicht der Jugend.

So kamen wir gut miteinander aus, aber ich fühlte mich beschämt und unsicher. Die jüngste Tochter brachte uns Kaffee in den Garten, sie legte eine weiße Decke auf einen baufälligen Tisch unter einer Weide, ordnete Teller und Tassen und goß das Getränk für uns ein. Ich sah ihr zu und es wurde mir leichter ums Herz, als sei schon ein Blick auf ihre Anmut eine Ehrlichkeit. Ich erfuhr nun auch, daß sie Martha hieß und wechselte mit ihr über das Landleben ein paar Worte, die mich ärgerten. Sie sah mich für eine Weile forschend an, voll Traurigkeit, und wandte sich dann ab, als habe ich sie enttäuscht, so daß ich vergaß, daß sie noch ein Kind war, und an sie denken mußte.

Ich nahm die Einladung der Familie an, die Nacht im Hause zu schlafen, zumal selbst die Frau Pastor mich freundlich darum bat, wahrscheinlich erschien es ihr unmenschlich, jemanden allein in die Nacht hinausgehen zu lassen. Nichts beunruhigte sie mehr, als daß ich kein Ziel anzugeben wußte.

„Sie müssen doch irgendwo hinwollen! Was soll

denn das nur?" fragte sie. „So ins Ungewisse, ohne Ende, wer tut denn das?"

Ich erklärte mich, so gut ich es ihr gegenüber vermochte. Wir saßen am gedeckten Abendtisch, und eine Lampe, mit einem Schirm voll bunter Bilder, bestrahlte uns milde in verschiedenen Farben. Vor meinen Augen war die Flucht nach Ägypten abgebildet, Maria saß auf einem Esel, Joseph trieb ihn an, und das Kind schien in den Armen der Mutter zu schlafen. Der Weg ging unter Palmen dahin . . .

„Ich suche noch, wohin ich gehöre," sagte ich gequält und eifrig, „es ist mir noch nicht gelungen, mich ohne Zugeständnisse in irgendeine Arbeit zu schicken."

„Ohne Zugeständnisse?" wiederholte die Frau Pastorin langsam. „Die müssen wir alle machen."

Ich wollte sie beschwichtigen, da sah ich, wie Martha ihren Kopf hinter der Lampe hervorbeugte und mich fragend, mit unruhigen Kinderaugen, ansah. Sie schien meine Antwort zu erwarten, und deshalb versuchte ich etwas zu sagen, das wenigstens nicht sinnlos war.

„Wer in guter Absicht etwas begeht, das er für ein Zugeständnis hält, und ohne im Gewissen bedrängt zu sein, wird wahrscheinlich bald gewahr werden, daß es kein Zugeständnis gewesen ist, sondern seine Pflicht. Aber es kann auch sein, daß solch eine wohlgemeinte Beschränkung uns keine Ruhe läßt."

„Schnick — Schnack", sagte die Frau Pastorin und stach mit einer großen Häkelnadel nach mir, die sie aus einem merkwürdigen Gewebe zog, das auf ihrem Schoß lag. „Dies fehlte noch! Da haben wir es ja . . .", fügte

sie nicht ohne Triumph hinzu, und sah alle nacheinander an. „Grade da, wo Sie glauben, es ließe Ihnen keine Ruhe, wenn Sie etwas Beständiges versuchen, da setzt der Kampf ein, der Kampf . . .“ Sie stach wieder mit der Nadel nach mir. „Verstehen Sie mich?“

„Sprechen Sie doch“, sagte da plötzlich leise Martha, so eindringlich, daß ich erschrak.

„Nein,“ antwortete ich, „Ihre Mutter hat recht.“

Der Pfarrer war über dem Kreisblatt eingenickt, da erhob ich mich und bat darum, mir die Kammer zu zeigen, die mir für die Nacht versprochen worden war. Ich verabschiedete mich von der Frau Pastor und von den Töchtern des Hauses, weil ich vorhatte, in aller Frühe aufzubrechen, aber der Herr Pfarrer gab mir die Versicherung, er sei ein Frühaufsteher, das sei auch der Grund seiner jetzigen Müdigkeit, und wir würden am Morgen noch den Kaffee zusammen trinken. Er nahm eine Kerze und schritt mir, in seinem weiten Schlafrock, über die große, leere Hausdiele voran. Wir erstiegen die Treppe aus hellem Holz, es roch nach Leinen und feuchter Frische, der Schatten des Holzgeländers warf sich, wie wahnsinnig, still und vergrößert, über die Wand, als stürzten Riesen einander nach. Dann schritten wir, im ersten Stockwerk angelangt, noch eine zweite, schmalere Treppe empor, die auf den Dachboden führte, dessen Giebel jedoch mit geweißten Brettern verschlagen war, so daß dort eine Kammer entstand. Als die Tür geöffnet wurde, wehte das Licht aus, aber der Mond schien hell in den kleinen Raum mit schrägem Dach, und es tat mir leid, als sein Licht noch einmal für eine Weile durch den Kerzenschimmer verdrängt

wurde. Als die Tür sich geschlossen hatte und ich allein war, trat ich ans Fenster und sah die Krone eines blühenden Baums, wie eine schneeweiße Kuppel, zu mir emporschweben. Meine Blicke zogen über ein ganzes Meer von blühenden Bäumen, die totenstill, in der warmen Frühlingsnacht, im Mondschein glänzten. Der Duft der Nachtluft, der zu mir ins Zimmer strömte, war so rein und mächtig, daß ich das Fensterkreuz umschlang, als sei es ein Mensch. Meine Einsamkeit wurde mir so schwer, daß ich glaubte, sie nicht mehr tragen zu können, wie sie mich immer am stärksten bedrückte, wenn etwas Großes oder Schönes mich überwältigte.

So wandte ich mich ab und sah mich im Bereich meiner Kerze um, die ich zu löschen beschloß, sobald ich mich im Zimmer unterrichtet hatte. Es standen ein Tisch und ein Stuhl aus bemaltem Holz darin, ein niedriges Bett mit bunten Bezügen, rot und blau, oder rot und grün, in Rechtecken. Auf dem Nachttischchen lag eine Bibel, und neben dem Waschgeschirr, das in einem Eisengestell hockte, sah ich wieder das große Stück Seife, das ich schon kannte. Über der Bettstatt war ein schwarzes Plakat angebracht, auf dem ich silberne Buchstaben entdeckte. Ich hob die Kerze empor und las; „Die ihn aber lieb haben, müssen sein, wie die Sonne aufgeht in ihrer Macht."

Das Wort erschütterte mich, und weckte eine dunkle Gewalt in meinem Innern. Die feurige Forderung dieses Anspruchs schien mir auf Flügeln über die Jahrtausende dahingeeilt zu sein, und sich auf der Lichtspur der Liebe in die Ewigkeit zu schwingen. Ich gab den großen Flügeln meine Hoffnung mit.

Was verweilst du helläugiger Adler der hohen Forderung in diesem Stall voll zahmen, ängstlichen Geflügels, dachte ich. Aber da war mir, als begriffe ich für eine Weile, wie unter einem auftauchenden und rasch verschwindenden Bild, den heimlichen Wert des Geistes, den dieses Haus barg. Seid nicht ihr es gewesen, die diese Worte, obgleich ihr Sinn euch fremd ist, mit geduldiger und gehorsamer Hand an diese Wand geschlagen habt? Wenn ihr sie verstündet, so würden sie euer Glück vernichten, wie gut, daß ihr sie nicht hört, so verkündet ihr sie, ohne Fälschung, in eurem Schlaf.

Ich drückte die Kerze aus und ließ die Frühlingsnacht zu mir ein, aber ich hatte nicht gewußt, wie mächtig sie war. Die stille Brandung des Meers von offenen Blüten rauschte und drängte in ihrer Lebensallmacht in meine Sinne und Gedanken und ich fand keine Ruhe in der warmen Helligkeit der Nacht. Eine verzückte Gestalt kam über die Lichtwelt der blühenden Bäume auf mich zugeschritten, ihr hinneigendes Lächeln verzauberte meine Kraft in einen süßen Rausch des Gehorsams, aber eine düstere Drohung aus der Tiefe verwundete mich zugleich bis zu Tränen des Zorns. Ich rang die Hände und betete, daß ein Wunder geschehen möge, damit diese beiden Mächte eins würden und Frieden schlössen im Menschen, dessen Heimweh die Freude ohne Schuld ist.

Ich schlug auf mein Herz, als sei es Eisen. Der Weg ist weit und deine Kraft ist heilig. Leide und fliege! Laß den Blinden, Gehorsamen die Erde, das warme Tal. Im feurigen Ungehorsam gegen die Mahnungen des bereitwilligen Bluts stürmt der Geist auf die hellen Höhen,

wo „die Sonne aufgeht in ihrer Macht". Es gibt kein Ziel im Unvergänglichen, das in ungewisser Ferne liegt, solch ein Ziel ist die Beruhigung derer, die mit ihrer Hoffnung auch ihr Tun und ihre Mühe in die Weite der Zukunft schicken. Aller edle Kampf der Welt ist um den Zustand der Bereitschaft geführt worden, er ist das tägliche, das stündliche Ziel, und kein Mensch wird mehr erreichen.

Ein schwüler Hauch drang durch das Fenster zu mir ein und vertrieb meine Gedanken. Der Flieder mußte aufgeblüht sein, dicht an einem Bach, oder über den Gräben, denn der Geruch von Feuchtigkeit kam mit heraufgezogen, und ich dachte an den Erdboden mit seinem vorjährigen Laub unter den Kuppeln der Büsche. Erinnerungen tauchten auf und mischten sich wohltätig in das sonderbare Entzücken meiner Unruhe.

Da schreckte ein leises Geräusch im Haus mich auf, die Treppe knarrte. Es war kein Zweifel, Stufe für Stufe kam es höher, Schritte, die mit Mühe gedämpft wurden, und ich glaubte die heimliche Anstrengung zu fühlen, in der der Herannahende sein Gewicht zu erleichtern suchte, um den verräterischen Klang der Dielen zu beschwichtigen. Ich starrte auf die Tür, wie in einen Spiegel, der mein Bild nicht wiedergab, und fühlte meine Herzschläge, als zählte mir jemand die letzten Sekunden meines Lebens vor. Da ging die eiserne Klinke langsam nieder, ich erkannte es deutlich, da der Mondschein die Kammer erhellte und gleich darauf zeichnete eine rote Lichtlinie die Umrisse der Tür von drei Seiten, es öffnete sie von außen jemand, der mit einer Kerze kam.

Offenbar wagte der Ankömmling nicht, ohne weiteres einzutreten, ich vernahm nur ein leises, zaghaftes Tasten an der Tür.

Ich glaube, daß ich „bitte" gesagt habe. Im Schein der Kerze, die von einer Hand gegen den Zugwind geschützt wurde, sah ich eine hell beschienene Gestalt in einem weißen Kleid und erkannte Martha, die jüngste Tochter des Pfarrers. Sie sah mir wie in einem Schlaf der Erstarrung in die Augen, nachtwandlerisch und wie in einer wohltätigen inneren Abwesenheit von diesem Ort ihrer Handlung, die ihr qualvoll und unverständlich zu sein schien. Die traumbefangene Sicherheit ihres Wesens nahm mir die Kraft zu dem Entschluß, ihr zu erleichtern, was sie, scheinbar willenlos, tun mußte, sie sprach mich schweigend in den Bann der warmen Nacht, in dem sie, wie in einer anderen Welt, dahinschritt. Nun stand sie vor mir und lächelte mich an, wie eine Tote. Sie stellte die Kerze, im leisen Zugwind auf den Tisch, und schützte die Flamme immer noch in einer merkwürdigen Sorgfalt, als sei dies der Sinn ihrer späten Wanderung und eine wichtige Aufgabe. Da ermannte ich mich, durch diese zaghafte Sorge um Nichtiges ernüchtert, stand auf, und schloß die Tür.

Die kleine Flamme beruhigte sich, Martha stand steil und leblos in der Stille und sah in den Silberschimmer der Nacht hinaus, den das Licht des Zimmers jetzt merkwürdig grau und verarmt erscheinen ließ. Ihre großen Augen hatten einen Ausdruck von Traurigkeit, der von einer tierhaften Unbewußtheit zeugte, und alle Tatkraft aus meinem Blut saugte, so daß ich, in einem bebenden

Gehorsam, dessen harrte, was eine geheimnisvolle Macht mit dem Mädchen, mit mir und den Atemzügen der im Frühling liegenden Erde vorhatte. Erst als ich sah, daß sie schwankte, als suche sie etwas mit ihrem ganzen Körper, das sie aus Licht und Nacht und Wärme her umfangen sollte, gewann ich es über mich, meinen Arm um ihre Hüften zu legen und sie sanft auf den Stuhl niedergleiten zu lassen, der zwischen uns stand. Ein heller Seufzer entrang sich ihrer Brust, wie ein feiner Wehelaut aus einer traumhaften Tiefe des Bewußtseins, und ein verzagtes Lächeln von schmerzhafter Süßigkeit verzerrte den blassen Mund, als spielte eine unsichtbare Hand grausam und sinnlos mit den Lippen.

Wie arm wir doch sind, wie peinlich einfach, wie roh in der Sicherheit unserer spärlichen Erfahrung: Ich dachte für einen Augenblick ernstlich, es mit einer kränklichen Verstellung zu tun zu haben, mit kindischem Unverstand und gefallsüchtiger Übertreibung, denen gekränkte Eitelkeit zugrunde liegen mochte, oder Verdruß über eine Mißachtung. Ach, das Leben des Alltags lehrt uns immer wieder mit nüchterner Eindringlichkeit die oberflächliche Wahrheit seiner Helden der gesunden Kraft, die alles krank nennen, was nicht gewöhnlich ist. Wie oft würde die Gebärde der vollkommenen Unschuld genügen, um den häßlichsten Verdacht zu erregen, wenn sie nicht so unendlich selten wäre. In einem wütenden Haß gegen mein Mißtrauen richtete ich mich nun empor, gab mir Halt in dem Willen, nichts als meine Liebe in mir sprechen zu lassen, und nahm die Hand des Mädchens, die es mir ruhig überließ, als sei sie kein Teil von ihr. Ich sah,

mit Erzittern, erſt nun, daß ihr Haar gelöſt war, die blonde Fülle brach weich und warm, wie ein lebendiger Strom, von den Schläfen über die Schultern und den Nacken nieder und nahm die Geſtalt des jungen Körpers an, wie ein goldenes Tuch. Ihr dünnes Kleid war nur flüchtig, wie ein Mantel, und offen, umgetan, und das ſchlafende Leben unter der hellen Hülle atmete in einem fügſamen Einklang mit dem Frühling über uns, als ſei es ihm und nicht dem armen Kind zugetan, das mit ſeinem ſüßen Todeslächeln wie auf einem blühenden Meer dahintrieb.

Aber unmittelbar nach dieſer Andacht überfiel mich, wie ein Wolf, ein Bedürfnis nach rohem Spott, nach der kalten Härte einer grauſamen Handlung und nach höhniſcher Geringſchätzung. Faſt hätte ich laut gelacht. Wie ſchwach ich doch bin, dachte ich, es ſtößt mich in mir hinauf und hinab und ich ſelbſt bin nichts, ein armer Geſelle. Ja, es war ſicher ein Gefühl von Ohnmacht, das mich ahnen ließ, wie ſchwer es iſt, ein Menſch zu ſein. Dort draußen die Blüten, die Bäume, die Tiere, dachte ich, in ihnen hat Gott ſich nicht entzweit und kein Widerſtreit macht ihr Geſchick unheilig. Bald ſchritt ich im Geiſt über hohe Gefilde, die rein und weiß wie Schnee waren, und mich mit ihrem kühlen Licht anfüllten, dann wieder wogte ein blutrotes Meer, in dem ich ſtand, bis an meine Augen empor, in einer ſo ſchweren Glut, daß ſie mir den Atem raubte, mich hob und trug, und ich zerfloß in ihr, in einem klagenden Rufen.

Da glaubte ich zu begreifen, wie in einem plötzlichen Erwachen, daß das Menſchenblut, das neben mir in

fremder und doch sonderbar vertrauter Gestalt pochte, diese wehe Seligkeit und Schande erlitt wie ich, nicht einmal, nicht zeitweilig, nicht nun, sondern beständig, in ihnen geboren und getragen, für sie bestimmt und in ihnen gesegnet oder verflucht, voll edler Willenlosigkeit, in einem schmerzhaften Weltengehorsam, arm und reich. Einmal, im Frühling, zu seinem holden Gehorsam entzündet und langsam, langsam verlöschend, der großen, einen Nacht entgegen. Und es rief in mir: Der Lebenssinn dieser wehen, heiligen Trunkenheit bist du, du, der Sohn, der Mann, der Gott . . .

„Martha", sagte ich laut, als müßte ich mich und sie wecken. Ich zitterte so heftig, daß ihre Hand in meiner bebte und verstand mich nicht mehr.

Sie hob ihre Augen und sah ängstlich das Licht der Kerze an, als sei es eine willkürliche Störung, irgendein böser Geist, der sie aus der Welt her verfolgte, aus der sie entflohen war. Ich drückte es mit der Hand aus, und mit dem langsam hereinflutenden Licht der Nacht atmete das Mädchen tief auf; aber sie sprach immer noch nicht, und ich wagte nicht, sie zu fragen, noch sie zu trösten, obgleich ich deutlich fühlte, daß eine an Verzweiflung grenzende Beängstigung sie aus den Bereichen ihres täglichen Lebens in den Widerhall der Fremde und des Neuen getrieben hatte, den ich für ihr unruhiges Kinderherz darstellen mochte. Aber welche unterirdischen Quellen ihrer Natur mögen diesen Entschluß in ihr hervorgerufen haben, welche Gestalt nimmt nicht das Opfer eines jungen Frauengemüts in den unverstandenen Bedrängnissen seines Erwachens an. Ich war ein wenig erleichtert, da ich

bemerkte, wie ihre Atemzüge sich beruhigten, und ich fühlte sie erwachen, als sei ihr Halbschlaf ein feiner Nebel gewesen, der sich nun, wie unter heraufsteigender Wärme, verflüchtigte. Vielleicht ist auch nichts, gar nichts zu sagen, dachte ich, ach, möchte es doch unter Menschen möglich sein, daß sie einander im Unaussprechbaren begegnen, ahnen und glauben, als trügen ihre Leiber in vollkommener Unschuld das Licht ihrer Geister zu einer tröstenden Gemeinschaft zueinander. Wie selig erschien draußen die stumme Welt. Ja, das Wort entstellt und tötet, es führt aus jenen Höhen ahnungsvoller Gewißheit langsam in den Irrtum zurück, in das wirre Ungemach, dem die Seele in ihrem Heimweh entwandert. Es ist in solchen Augenblicken, wenn es gut und wahr ist, nur ein Balsam des Vergessens im Niedersinken, im Zurückgleiten in das Vergängliche, in das Halbbewußte, in die Dämmerung des Abglanzes jener Wahrheit, die uns so selten berührt.

Nun war wieder alles im Zimmer erkennbar, weil meine Augen sich an den Mondschein gewöhnt hatten. Ich sah auf Martha nieder, und erkannte, welch ein schönes Mädchen sie war, wie die natürliche Gelöstheit aller Linien ihre Anmut offenbar machte. Ich glaubte in ihr das im engen Rahmen der Alltagssitte beherrschte Kind der verflossenen Stunden nicht mehr wiederzuerkennen. Alle Menschen haben ein Tag- und ein Nachtgesicht, eine Tages- und eine Nachtgestalt, und die tiefere Wahrheit ihres Wesens offenbart sich uns bei Nacht deutlicher, als schiene das Eigenlicht der Seele ungehemmter und reiner aus allen Linien, wenn kein Lichtschein von außen sein scheues Leben stört.

Sie hatte die Stirn ein wenig gesenkt, und während ich den weichen Goldlinien ihres Haars mit den Augen folgte, und der Zauber der Traurigkeit mich überwältigte, der in der Neigung lag, die, vom Haar belebt, vom Scheitel in den Nacken und auf die Schultern niederführte, sah ich, daß kleine glitzernde Lichter aus ihren Augen brachen und auf die Knie niederfielen. Diese warmen, lebendigen Linien des Körpers, in ihrer weichen Schwere, erweckten in mir für einen traumhaften Augenblick die Vorstellung einer Landschaft, ich verlor allen Sinn für Nähe und Ferne, für groß und klein, und sah die Quellen im Land hervorbrechen.

Dieses stumme Weinen ergriff mich unsagbar, weil mir war, als weinte nicht dieser Leib, sondern als weinte es fern und fremd in ihm. Jener mystische Aberglaube, den Frauentränen auslösen, kam mit seiner kraftentstellenden Allmacht über mich. Diese durchsichtigen Wahrzeichen einer uralten und nie endenden Abhängigkeit des Weibes, die ihre Unschuld, wie auch ihre Schuld begleiten; in ihren Fluten ist mehr Kraft gebrochen worden, als in allen Strömen und Meeren der Welt, sie sind der stumme wehmütige Mahnruf zu gnädiger Bescheidung und der Tau auf allen Wiegen.

Ich wollte aufs neue sprechen, jedoch vermochte ich es nicht, denn dieses schmerzlose Leid war nicht durch Worte der Teilnahme oder durch verständnisvolle Güte zu erreichen oder zu heilen, denn es war uns beiden ganz fremd, und keiner von uns hätte seinen Namen gewußt.

Es stieg ein Duft aus den Schultern und Haaren des Mädchens, als blühten sie, unter diesem Hauch zerbrach

eine merkwürdige Welt in mir, sie stürzte lautlos ein, überließ den Leib sich selbst und ich fühlte mich krank werden, und schluchzte vor Angst. Das Mädchen horchte auf und nickte, wie im Traum, ihre Tränen versiegten und sie lehnte sich an mich. Nun begann es aufs neue in rastlosem Eifer hinter meiner Stirn zu arbeiten, und die Gedanken jagten einander in einer schmerzhaften Klarheit, so brennend, wie allzu grelles Licht die Augen treffen kann, die aus der Dunkelheit kommen. Zwei Welten öffneten sich mir, in der einen trieb ich wie in einem warmen Strom dahin, dachte nichts und begriff alles, in der anderen aber dachte ich in trotziger Wachheit, in kalter Abwehr, und begriff nichts. Es quälte mich, wie deutlich sich mir alle Einzelheiten einprägten, ja, ich prüfte und wertete sie, sah törichte Nichtigkeiten in pedantischer Genauigkeit, und doch war diese Erkennungskraft ohne Vernunft, und ich verachtete mich in ihr als einen Schwächling. Dann wieder empfand ich mich als einen kalten und berechnenden Hartherzigen, und ahnte doch, daß diese gefaßte Zurückhaltung wider meinen Willen mich aus der Macht einer schrecklichen Hingabe rettete, aus den Bereichen eines verzückten Gehorsams, aus den Fluten eines dunklen Stroms.

In mir rief eine grelle Stimme: „Es muß etwas geschehen, eine blinde, wilde Tat!" Ihr Echo aber bedeutete: „Mit allem, was du tust, entheiligst du, was mit dir geschehen soll." Mit machthaberischer Eindringlichkeit mahnte mich ein gestaltloser Wille über mir, und sagte deutlich: „Warum trachtest du danach, mir zu entgehen? Ich bin stärker als du, und auch dein Gott kann

mir nicht wehren. Ich bin der Schritt, das Ewig-Kommende, in mir sind Götter und Menschen auferstanden und dahingesunken; keines deiner Gefühle und keine deiner Gebärden ist meinem Wesen vergleichbar, nur eines will ich dir nennen, zwischen Gefühl und Gebärde, in dem eine ferne Ahnung schlummert, in deren Dämmerung du mich vernehmen kannst, dieses eine ist das Lächeln. Der Raum zwischen den Räumen, die Wiegenachse zwischen Lust und Schmerz, das Und zwischen Leben und Tod. Wenn ich dir jetzt dein Angesicht zeigen könnte, so würdest du mich vielleicht in dem Lächeln erkennen, das in deinen Zügen liegt, aber schon wenn ich den Spiegel hebe, versinkt es. Das Lächeln, dem ich gleiche, lächeln die Toten, solange sie in offenen Särgen zwischen Licht und Finsternis verweilen, noch im Widerschein ihrer irdischen Gestalt, und schon im Nachtmantel ihrer Wandlung. Ergib dich mir! Ich stehe über Unschuld und Schuld, niemand entgeht mir."

Am Boden regte sich etwas, ein kleiner, dunkler Fleck im Schatten wanderte ruckweise hin und her. Nun glitt es in den Lichtteppich des Mondscheins, es war eine Maus. Sie blieb im Licht sitzen, richtete sich auf und horchte. Ihre feinen Ohren bewegten sich und die Pfoten der Vorderfüße arbeiteten eifrig am spitzen Maul. Dann schien es, als erschrecke sie, sie floh unter das Bett, lautlos, wie ein Schatten. — Wie schwer es doch zu unterscheiden war, ob die Rechtecke der Bettdecke blau oder grün waren. Draußen brandete totenstill das weiße Meer, die Nacht war von unendlicher Ruhe, kein Laut von Wind und Blättern, keine Tierstimme drang zu uns

herein. Die überhohen, schrillen Stimmen der Fledermäuse lassen sich erst mit dem heraufziehenden Sommer vernehmen, erst wenn das Volk der kleinen Insekten überhand nimmt, kommt ihre gute Zeit. Wie sollte ich das nicht wissen, da ich doch viel in der Nacht wache und immer allein bin . . .

Mir war, als schliefe das Mädchen, das sich kraftlos an mich lehnte, aber was sie bedeutete, wachte im Raum und in meiner Seele. Wenn ich über sie hinsah und dachte nur an sie, so besänftigte sich der Widerstreit in mir und ich erkannte, daß diese Welt in lieblicher Gestalt, die vor mir ruhte, niemals zu einer Stätte solcher Quellen und Trümmer werden konnte, wie es mein Wesen war. Das ist meine Schuld in dieser Stunde, fühlte ich, daß ich nicht nur und ganz allein an dich denke, Martha. Gib mir ein, daß ich mich im Zwiespalt meines Wesens zu einer Einheit finde, die du bist. Daß ich nichts mehr weiß und sinne, nichts mehr in mir erlebe, als dich, daß ich mich im Vergessen wiederfinde, daß ich im Dahinsinken aufgerichtet werde, daß ich im Tode lebe. Nur das würde mich stark machen, und mir Mut geben, vor dem ich nicht erschrecke, aber das kannst du nicht. Du bist mir fremd, wie ein Heiligenbild, voller Wahrsagungen, aber fern und kühl, wie ein Gleichnis. Du bist wie ein Lied von der Geliebten, ein reiner Hall. Deine Hilflosigkeit ist unsere Retterin, und meine Schüchternheit rühmt deinen Wert.

Aber einmal wird die Stunde kommen, da werde ich als Wein in einen bleichen Becher fließen, dachte ich erschauernd. Und du dort, bei mir, wirst ein schön ge-

fügter Becher werden, mag sich das Licht auch vielfach und wunderlich in seinem Blinken und Spiegeln brechen, das Gefäß bleibt gleich, immer gleich im Wert und immer dasselbe, die lockende Leere, die Fülle durch uns wird, und uns neue Gestalt gibt, neue Zukunft und neues, ewiges Leben. Aber das eine soll unser Teil werden, das Becher und Wein zum heiligen Kelch macht, die Liebe. Diese Zuversicht quillt aus den Tränen unserer Hilflosigkeit, aus der Marter unserer Befangenheit und aus den drohenden Beseligungen des Frühlings in unser Leben, jedem in das seine.

Und plötzlich war mir, als habe schon seit langer Zeit ein ferner Gesang mich berührt, ohne daß ich ihn mit Bewußtsein gehört hatte, nun überwältigte mich mit Macht die jubelnde Gewißheit, daß ich reich sei. In einem Hang voller Wunder, wie auf lichten, durchsichtigen Flügeln, glitt ich auf die Knie nieder und barg das Gesicht auf dem Schoß des Mädchens, und alle Quellen meiner Brust öffneten sich. Ich fühlte die Glut und Größe meiner Liebeskraft, am warmen Rand des Kelchs. Ich fühlte die Angst, das Verlangen und die Unschuld in dem jungen Leib, der mich stützte, und den Feuerglanz des Engelschwertes über unserer Jugend. „Weißt auch du, die du bei mir weinst, im Traum erwacht und durchglüht vom Frühling, daß du einst lieben wirst, und taumelst, wie ich, in der Ahnung der hereinbrechenden Lebensherrlichkeit, zu der du, wie ich, berufen bist, und zu der wir beide noch nicht die Kraft haben, weil schon der Vorgeschmack dessen, was uns einst geschehen soll, uns überwältigt und in atemloses Erstaunen und himmlische Be-

troffenheit wirft? Sieh mich beben und leiden, wie du es tuſt, und begreife, was du bei mir geſucht haſt, bei mir, den du nicht liebſt, der im überhellen Gemüt, in leidendem Erkennen, weiß, daß du mehr ſuchſt, als er geben kann. Vor dem Glanz deiner Erwartungen erſchrickt mein Blut, ich ſehe ihn nicht, aber meine Seele ſchmeckt ihn. Sieh, auch ich habe nur einen Wunſch in der Welt: ich möchte beſtehen! Nicht in Taten, nicht im Ruhm, nicht im Widerſchein der Fremde, ſondern tief in mir ſelbſt vor mir, ich will den fleiſchgewordenen Gott mit meinen Armen umfangen und wie er ſein. Hör mir zu, ſieh mich an: Ich will lieben! Ich will der Wein ſein, der Gottes Blut iſt, ich will nicht ſterben." —

Ob meine Lippen einſt im Frühling dieſe Worte geſprochen haben, vermag ich nicht mehr zu ſagen, aber ich war beſchaffen, wie ſie es bedeuten, nur unſagbar viel inniger. Ich war im Geiſt eine offene Tür, wie es draußen die Blüten waren, oder wie das junge Weib, das ich umſchlungen hielt, ich gehörte ihnen zu, und konnte weder tröſten noch erlöſen. Meine Augenlider waren zu kühlen Baumblüten geworden, und mein Leib wogte wie ein Zweig in der tragenden Luft, ſanft und leicht geborgen, durchſichtig eingehüllt und weit fern ſeiner Bewußtheit mit ſeinem Stamm verbunden. Aber die Nahrung des Lichts rann durch meine Stirn, als mein Eigentum, allen gehörig, dem Stamm und den Brüdern.

Alles löſte ſich, floß und vereinigte ſich, ein Strom von Fleiſch und Blut, eine blühende Erde, das ſegensvoll herabſinkende Licht des Alls. Aber mitten unter ihnen

behauptete sich in majestätischer Urgewalt das göttliche Wunder Ich, die bewußtgewordene Welt, die Geistesgestalt angenommen hatte, unauslöschbar durch seinen Zusammenhang mit allem Lebendigen, aber groß und erhaben nur durch sein einsames Ziel in sich selbst.

* * *

Martha wies, wie erwachend, auf eine rötliche Helligkeit hinaus, die sich am Horizont ausbreitete, und lächelte mich an, schüchtern und wunderbar, aber voll Freiheit. Wir trennten uns, ohne daß unsere Worte das Erlebnis dieser Nacht zu berühren vermochten. In der lautlosen Morgenstille, im Dämmerlicht, schien die Welt leer und verlassen, und mir war, als lebten auf ihr nur dieses Mädchen und ich, und als erstaunten wir beide darüber, daß wir einander auf der Erde begegnet waren, und daß wir nun unsere Wege fortsetzen sollten, der eine hierhin, der andere dorthin.

Ich verließ das stille Haus. Die Treppe und der Flur, im fahlen Dämmerlicht, dufteten nach Leinen und Holz, der Sand der Diele knirschte leise, in dieser freundlichen Öde. Ich verhinderte mit der Hand den Anschlag des altmodischen Glockenwerks, das oben an der Tür angebracht war, und ließ sie angelehnt. Dann schritt ich die Steinstufen nieder in das lautlose Meer der Morgenluft, der Frische und des ruhenden Blühens hinaus. Nichts regte sich um mich her, noch keine Vogelstimme war erwacht, und der Tau war noch nicht gefallen. Die dämmerige Welt trug noch die Züge des vergangenen Tages, alles stand und lag an seinem Platz, als habe man es für immer verlassen. Mein Weg führte mich um das

Rasenrund des Vorplatzes, durch die schweigsamen Tannen am Zaun, und ich ging unbewußt dem hereinbrechenden Licht entgegen, dem Ziel.

Als die Sonne aufging, hatte ich den Waldrand erreicht, und der Morgenglanz vergoldete das junge Grün der Buchenzweige, unter denen Frühlingsblumen aus dem Duft des welkenden Laubes gebrochen waren, und ihre Kelche öffneten. Der Tau auf dem Moos funkelte, der Wald klang. Da rief ich laut:

„O Natur, du nüchterne Kraft, du wahre Helligkeit! Du bist nichts Fremdes, nichts Anderes, indem du bist, bin auch ich, und weil ich bin, bist du. Nur meine Liebe erhebt mich aus dem bestrahlten Umkreis, und indem ich in ihr hoch stehe, lobe ich dich."

Fünftes Kapitel

Nächtliche Begegnung

Eines Nachmittags durchschritt ich einen Wald in der Nähe einer Stadt. Ich hatte einen schmalen Fußsteig eingeschlagen, der zwischen hohen alten Buchen dahinführte, in der Hoffnung, damit ein Stück der Landstraße abzuschneiden, und dachte darüber nach, aus welchem Grunde in diesem Augenblick mir und in so vielen anderen Augenblicken den meisten Menschen daran gelegen sei, ohne daß uns Eile trieb, doch unseren Weg zu verkürzen. Das Ziel lockt, dachte ich, auch ohne daß es etwas verspricht oder auch nur bekannt ist, es ruft und zieht uns an, auch wenn wir wissen, es wartet unser kein Mensch und kein Tun, nichts als das, was wir auch nach einer Stunde noch vorfinden werden. Woran mag es liegen, dachte ich und schritt langsamer. Es hat seinen Grund darin, daß wir alle noch nicht gelernt haben, in der Gegenwart zu leben, sagten mir meine Gedanken, es ist viel leichter die Zukunft in unsern Betrachtungen wachzurufen, als die Gegenwart. Immer wandert unsere bestimmte oder unbestimmte Hoffnung uns voraus und zieht uns hinter sich her, wie ein Nachtschmetterling vom Licht angelockt wird, und wir übersehen darüber die Schönheiten, den Wohlstand und die Fülle unserer Straße. Es ist die Seele, die auf der Heimfahrt den Körper ver-

führt, aber täuscht sie ihn nicht dann ungewollt, wenn wir ihr Verlangen mißverstehen oder nicht kennen? Liegt nicht die tiefste Gewißheit ihrer Beheimatung gerade in der Schönheit, dem Wohlstand und der Fülle unseres Wegs, und würden diese Güter, wenn wir bei ihnen zu verweilen gelernt hätten, uns nicht tiefer beglücken, als die rastlose Eile nach einem immer neuen Ziel, das sich uns verschiebt, wie jenem wandernden Kind der Ort am fernen Horizont, wo der Himmel die Erde berührt? Da blieb ich unter den Bäumen stehn und dachte: das Alter! Die alten Menschen haben es gelernt, nicht durch ihre reicheren Erfahrungen, denn das Alter bereichert nur die Reichen, nur die Guten werden mit ihm besser, und nur die Klugen klüger, sondern einfach deshalb, weil sich ihnen die Hoffnung langsam gegen die Erinnerung eintauscht. Am Ort dieser inneren Wandlung liegt ein erneutes Bewußtsein für den Wert der Gegenwart, mit den Tagen ergeht es den Menschen ähnlich wie mit dem Geld, erst wenn sie gezählt sind, wissen sie ihren Wert.

Der Waldpfad führte einen sanften Hügel empor, und die Stämme begannen sich zu lichten, und als ich die Augen gegen die Helligkeit hob, die über den Feldern lag, erblickte ich auf der Höhe eine menschliche Gestalt, die mit merkwürdig tief geneigtem Haupt und seltsam starr aufgerichtet zu Boden sah, als beobachtete sie in übertriebener Ängstlichkeit zu ihren Füßen einen Ameisenhaufen oder irgendein sonderbares Getier, das ihr zugleich Neugier und Abscheu einflößte. Je weiter ich nun den Hügel erklomm, um so mehr schien die Gestalt sich zu heben, ohne eine Bewegung, so still, als schwebte sie. Da erkannte

ich, daß dieser Mensch nicht stand, sondern an einem Ast hing.

Es war später Frühling, aber die Rotkehlchen sangen noch, sonst war der Wald ruhig und menschenleer, kein Windzug bewegte die Blätter und die Sonne schien. Es überkam mich eine jähe Traurigkeit, die mich so mächtig in ihren Bann nahm, daß ich alles Grauen überwand, jeden kleinen Gedanken und sogar mein Mitleid mit der armen Person des Toten, der kalt und unbeweglich in der lauen Frühlingsluft hing, die aus der abendlichen Weltweite strömte. Sein Angesicht war ohne entstellende Verzerrung und hob sich, vorgereckt und wie aus Wachs gegossen, weit aus den hängenden Schultern, die Augen waren geschlossen, die unbeteiligten Hände berührten die Schenkel über den Knien. Im Moos, das die Füße des Toten fast erreichten, lag ein kleines Buch, eine Geldbörse, ein Strauß Feldblumen und eine Uhr, daneben, mit einem Stein beschwert, ein Zettel,auf dem die Worte geschrieben standen: Für Regina. Die Feldblumen waren welk und lagen sicherlich schon den ganzen Tag an ihrem Platz.

Ich ließ mich auf einem Baumstumpf nieder, um für eine Weile bei dem Toten zu bleiben, seiner zu gedenken oder meiner, in einem unbedachten Entschluß, der unter dem tiefen Schweigen des Abgeschiedenen in mir entstand, unter der erschütternden Wirklichkeit seiner unabänderbaren Abkehr von den Bereichen der Lebendigen. Es bannte mich nicht allein das Wunder des Todes, sondern auch die Macht des Entschlusses, die durch die Ruhe zitterte, in der der herbeigerufene Tod herrschte. Die In-

brunst dieses Willens bebte in der Stille, wie das Leid aus einem Schweigen zu uns sprechen kann, oder die rauschende Bewegung des Weltalls aus der lautlosen Beruhigtheit eines Sommermittags in den Feldern.

Nach einer Weile, als es begann dunkel zu werden, hob der Tote an, mit mir zu reden, und ich verstand ihn, weil ich mich daran gewöhnt hatte, mit Blumen und Tieren zu reden, mit dem Wind, den Wolken und Steinen. Alle Dinge, die die Merkmale des Lebens tragen, haben eine Sprache, deren Laut beredt oder heimlich über den Landschaften unsrer Seele widerklingt, wenn die Andacht wie ein milder Sonnenschein über ihren blühenden Gefilden liegt, und wenn wir erfahren haben, daß selbst im Kleinsten ewige Symbole sind.

„Willst du mich mit deinen Augen erwecken?" fragte der Tote, „willst du Tote erwecken, mit deinem Glauben an das Leben? Dann darfst du deine Blicke nicht über mein Gesicht und nicht über den armseligen Körper gleiten lassen, wie er jetzt vor dir an einem Ast hängt, denn das bin nicht ich, dies erbarmungswürdige Etwas, dessen Verfall begonnen hat, und das so jämmerlich gefangen ist in einer Hanfschlinge. Es gibt dir kein Bild mehr von mir und von meinem Scheiden, meine Abkehr war ein freier und glücklicher Schritt zur Ruhe. Ich weiß, daß die Menschen Graun und Abscheu vor einem Selbstmörder an den Tag legen und ihn immer verurteilen, auch wenn sie seine Beweggründe nicht kennen. Sie haben solche Gefühle aber nur um ihretwillen, und darum mag es gut so sein; wie könnte es mich kränken? Ich habe mich niemals viel darum gekümmert, wie Andere über mich

dachten, auch über mich selbst habe ich nicht viel nachgesonnen, es war meine Art, das Leben und seine Erscheinungen anzunehmen, wie sie mir dargereicht wurden, und ihr Sinn hat mir selten Qualen verursacht. Auch habe ich dem Glück nicht nachgejagt, weil meine Mutter mich bei ihrem Todesende darüber belehrte, daß nur das in Wahrheit das Glück unsres Herzens sein kann, was uns ohne unsere Mühe oder Absicht zufällt, auch vom Glück sagte sie zu mir, kann uns nur unser Teil geschehen, der andere Teil kommt ohne Frieden zu uns, und wir werden seiner nur vorübergehend teilhaftig, ohne daß er uns segnet.

Eines Tags in meinem Leben lernte ich Regina kennen, oder besser, ich machte ihre persönliche Bekanntschaft, denn meine Augen und meine Gedanken begleiteten sie schon lange, und ich kannte sie besser als viele andere, die ihr näherstanden. In dem kleinen Ort, in dem wir lebten, ging es recht vertraulich untereinander zu, eigentlich fremd war man einander nicht. Regina ist die Tochter eines Uhrmachers, sie leitete das bescheidene Hauswesen ihres alten Vaters und lebte still und zurückgezogen im Wirkungskreis seiner beschränkten Tätigkeit. Sie nahm meine Annäherung mit einem etwas erstaunten Wohlwollen auf, und ich wurde Gast in ihrem Hause. Um ihr nicht lästig zu fallen und um doch in ihrer Nähe zu sein, saß ich viel in der Werkstatt ihres Vaters, des alten Mannes, die zugleich sein Laden und sein Wohnraum war. Dort tickten wohl hundert Uhren an den Wänden, deren träge oder eifrige Lebenslaute sich mir unzertrennbar mit dem Bilde Reginas verbunden haben. Stets, wenn

ich mir ihre schöne Erscheinung vergegenwärtigte, hörte ich Uhren ticken, dies Geräusch ist der Laut ihrer Atmosphäre geworden, es umgab ihr Bild wie ein heimliches Kleid, wie der hastige Atem meiner Erinnerung.

Regina war ein großes, blondes und schweigsames Mädchen, ich glaube, ihre Natur umfaßte wenige jener erregenden Elemente, die oft das unscheinbarste Mädchen so reizvoll und gefährlich machen können, nur die ruhige Schönheit ihrer Gestalt, ihre Gesundheit und Fülle und ihr Gleichmaß aller Regungen verliehen ihr jenen Zauber, der ohne geheimnisvoll zu scheinen, doch die Geheimnisse des weiblichen Wesens tiefer erstrahlen läßt als manch betörendes Rätsel. Man sagt, daß die Augen der Liebe das Herz zur Überschätzung verleiten, so mag es wohl gewesen sein, daß ich Regina höher wertete als Andere, aber wie könnte ich es mir zum Fehler anrechnen, da ich ihr niemals mehr gesagt oder gezeigt habe, als der heimliche Anspruch ihres natürlichen Werts erlaubte. Auch als wir uns verlobten, wurde es nicht anders. Unser Verhältnis wuchs und entwickelte sich mit der gelassenen Sicherheit, in der Morgen und Abend, Frühling und Winter heraufziehen, und ohne Stürme, und wenn ich nicht erlebt hätte, daß andere Männer mich beneideten, so würde die Ruhe meiner Seele nicht beeinträchtigt worden sein. Ich ordnete alle natürlichen Regungen, die meine Jugend und mein Blut in mir laut werden ließen, den sittlichen Forderungen unter, die die bürgerliche Gesellschaft stellt, und vermutete, damit den Ansprüchen meiner Braut Genüge zu tun. Wir sprachen niemals über andere Dinge, als über solche, die auch zwischen mir und meiner Schwester

hätten verhandelt werden können, und ich hatte den zuversichtlichen Glauben, aufrichtig geliebt zu sein. Ich machte, wie ein rechtes Kind, die große Rechnung meines Lebens, ohne der Natur ihr volles Recht einzuräumen, und sie rächte sich in jenem Gleichmut an mir, nach dessen Gesetzen das Leben fortschreitet, ohne sich um unsere Irrtümer zu kümmern

Es fehlte nicht an Augenblicken, in denen mir, wie in einer geheimnisvollen Mahnung, Klarheit über mein Verschulden wurde. Regina war vierundzwanzig Jahre alt und kein Kind mehr, sie hat an den unbewußten Erfahrungen ihres Blutes gelitten, deren Bewußtwerden meine törichte Jugend in der Hoffnung eindämmte, ihrem Wert damit gerecht zu werden, aber die Natur läßt sich weder im Guten noch im Bösen um ihre Rechte bringen. Zuweilen sahen ihre Augen mich mit rätselhaftem Forschen an, wie in einer Klage um die verstreichenden Frühlingstage ihres schönen und starken Lebens, und ich legte diese Empfindungen mit heißem Dank zu den Gütern meiner Liebe und hoffte, die ihre würde um so inbrünstiger und dankbarer an mir hängen, wie wir Menschen nun einmal glauben, daß die Liebe von Wohltaten zu leben imstande sei, von Dank oder Güte. Sie lebt nur von Liebe. Mein Vertrauen zu Regina war nach meiner Meinung grenzenlos, sieh, ich hänge nicht an diesem Ast, weil es von ihr getäuscht worden ist, sondern weil es nicht groß genug war, um auch das wichtigste Lebensrecht der Jugend in das Bereich seines Lichts einzubeziehen. Wenn die Welt meine Geschichte kennt, wie sie den Tatsächlichkeiten nach ihren Verlauf nahm, so wird sie wahrschein-

lich meine Partei ergreifen und Regina verurteilen. Aber ich verachte diesen Rechtsspruch und spreche das Mädchen frei. Wollt ihr von Schuld reden, so gebt sie mir, es erleichtert mich, sie auf mich zu nehmen, nicht aus oberflächlichem Edelmut, sondern weil aus ihrer scheinbaren Last ein Lichtfünklein rechter Erkenntnis mein Teil geworden ist, und dieser Anteil ist wertvoller als der vergängliche Rechtsspruch einer selbstgefälligen Welt. —

Wenn ich an meine Jugend denke und einzelne Erlebnisse und Vorfälle in mein Gedächtnis zurückrufe, so ist mir zuweilen, als schaute ich einem Blatt zu, das der Wind spielend vor sich hertreibt. Immer wieder ruht es eine Weile, es scheint auszuraſten und sich seiner gewonnenen Sicherheit zu erfreuen, aber gleich darauf wird es aufs neue in den Taumel seines Dahintreibens emporgerissen, blind und besinnungslos, unfähig, sich klar zu werden, ziellos und verloren, bis wieder ein plötzlicher Halt und eine unerwartete Stille eintreten.

So ergeht es meiner Erinnerung mit den Einzelheiten meines Erlebens. Meine Jugend war solch ein Sturm, wenngleich sie äußerlich sorglos und fröhlich verlief, aber die Stürme meiner Gemütswelt haben mich über die Landschaften des Lebens getragen, wie der Wind jenes Blatt, und die wenigen Einzelheiten, die in meinem Gedächtnis haften geblieben sind, erscheinen mir wie Inseln jener Rast, wie eigenartige Behausungen der Besinnung. Zwischen ihnen rauscht der dahintragende Wind und wie in trüben Staubwolken warf es mich, wie erblindet, zur nächsten Klarheit. Und wie die Orte zufällig und willkürlich gewählt erscheinen, an denen der Wind sein leich-

tes Opfer losläßt, so sind meine Erinnerungen ohne Beziehung zueinander und ohne erkennbaren Zusammenhang mit meiner Entwicklung. Bald drehen sie sich um eine lächerliche Nichtigkeit, bald um geringfügige Sonderbarkeiten, von denen ich nicht sagen könnte, weshalb grade sie mir im Gedächtnis haften geblieben sind. Selten war es ein Erlebnis, dessen entscheidende Bedeutung mir, wie ein Wandel in meinem Dasein, haften geblieben ist, oder das einen Wendepunkt in meinem Leben darstellt. So entsinne ich mich, daß ich einmal als kleiner Knabe meinen Vater bat, mir einen Knoten aus einer Schnur zu entfernen, er stand auf einer Trittleiter, um eine rote Ampel mit goldenen Ketten an der Decke aufzuhängen, und beugte sich nieder, um mir zu helfen. Damals muß ich vier Jahre alt gewesen sein, dies ist meine älteste Erinnerung. Viel später sah ich ein Bild, auf dem weißgekleidete Frauen auf Stühlen am Rand eines Flusses saßen, am Hang einer Wiese, dann nahm mich wieder der trübe Sturm des Vergessens bis an die Tage, in denen ich in die Schule kam. Von den Eindrücken dieser ersten Tage des Zwangs und der Pflicht weiß ich am deutlichsten, daß der Knabe, der auf der Schulbank mein Nachbar war, eines Tages zwei Griffel mitbrachte, die etwa bis zur Hälfte ihrer Länge mit einem rot und gold gemusterten, brokatartigen Papier umklebt waren. Auf diesen Griffeln ließ der trübe Sturm das arme Blatt meiner Seele rasten. Lächelst du und wunderst dich, weshalb ich dir diese Dinge mitteile? Sie haben Zusammenhang mit dem, was ich zuvor gesprochen habe, und mit dem, was ich dir noch erzählen will. Es ist niemals an-

ders mit mir geworden, als es dem Kinde geschehen ist, und vielleicht irre ich mich nicht, wenn ich annehme, daß es den meisten Menschen zeit ihres langen Lebens nicht anders ergeht. Du schüttelst den Kopf, nun, so nenne mir doch die Beziehungen deiner Erinnerungen des letzten Jahres zur Entfaltung deines Geistes. Schon zauderst du, und wie bald wird ein krauses Bild verschlungener Wege und unverstandener Orte der Rast entstehen! Wer hat gelernt im Geist zu leben? Ach, nur dort führt die Straße, deren Sinn und Ziel Erkenntnis ist, Erkenntnis aber hebt den trüben Sturm auf, wie einst Christi Wort den Wind über den Wogen, und aus der gewonnenen Ruhe glänzt das Spiegelbild des Unvergänglichen und schließt den Kreis im reinen Herzen.

Ich befinde mich ein wenig höher als du, messe nach, eine Handbreit. Von diesem Standpunkt sage ich mein einfaches Wort, aber zu jener Zeit, in der ich das Leben litt, war ich, wie Viele, nur ein Blatt im trüben Weltwind. So weiß ich auch aus jenen Glückstagen meiner jungen Liebe wenig zu sagen, so wenig, daß du über meine Armut lächeln würdest. In der Unruhe der Liebe erwacht die erste Mahnung, aber mein Geist hat sie nicht begriffen, mit dem Tode erhebt sich die letzte Mahnung, glaube mir, der Tod tritt niemanden an, ohne ihm Zeit zu lassen, immer hält eine Lichtgestalt der Geisteswelt für einen Augenblick die grause Hippe auf, und die hellen Augen fragen dich nach dir.

„Warte," rief ich, „warte, laß mich fragen! Sprichst Du, im Kleid des Todes, rückwärts gewandt, aus helleren Bereichen der Zukunft zu mir, so sage mir eins, eins vor

allem, eins am deutlichsten, sage mir, was Wahrheit ist."

Der Tote lächelte im Sternlicht.

„O du lebendiger Mensch," sagte er gütig. „Wie du nicht fragst! Wahrheit ist eher noch, was dich treibt zu fragen, als das, was dir jemals als Antwort werden wird. Wer Wahrheit geschmeckt hat, fragt niemanden mehr, weil er weiß, daß sie ein Sakrament des Heils ist, zu dem er berufen wurde. Wahrheit ist eine Stimme ohne Beheimatung im Vergänglichen, eine Blume ohne Wurzel und Erdboden. Sie blüht in den reinen Tiefen des Gemüts, duftet und strahlt. Wer ihren Geruch, ihren Glanz gespürt hat, forscht nicht mehr nach dem Sinn ihres Wesens, man kann Wahrheit nicht erklären, aber man kann sie fühlen und kann in ihr sein. —

Wenn ich auf meine glücklichen Tage mit Regina zurückblicke," nahm nach einer kleinen Weile des Schweigens der Tote seine Erzählung von Neuem auf, „so glaube ich, daß ich sowohl in Freude wie im Erleiden an den Folgen meiner Kindheit zu tragen hatte. In ihrem äußerlichen Verlauf waren meine Kindertage sicherlich das, was man gemeiniglich glücklich zu nennen pflegt, sie flossen heiter und ohne Widerstände dahin, aber ich glaube, daß dieser Wohlstand mein Verhängnis geworden ist. Die Widerstände im Dasein eines Kindes, alle Härten des Lebens, die es frühzeitig zu kosten bekommt, wirken keinesfalls so schädigend, als für gewöhnlich angenommen wird. Es mag sein, daß sie dieses oder jenes zarte Reis der Seele in seinem Wachstum beeinträchtigen oder gar knicken, aber zugleich entwickeln sie die Widerstandskraft

der Seele, und dies letzte ist für die irdische Reise wertvoller, als das erste schädlich ist. Diese Tatsache habe ich auf meine Art erfahren, und sie beruht auf der Wahrheit, daß ein echtes Gemüt im Grunde nicht zu beeinträchtigen, eine schwache Widerstandskraft, die es für Großes bewahrt, aber sehr wohl zu kräftigen ist. So haben Geist und Seele meiner Person in den Jahren ihres Heranwachsens in lauer Luft schwächliche und haltlose Triebe geschossen, zwar habe ich niemanden bedrängt, als ich begann ein Mann zu werden, aber ich war auch nicht gegen Bedrängnisse gewappnet. Ich fing an zu ahnen, daß ich den Menschen nur deshalb angenehm war, weil ich meine Lebensrechte einschränkte, und indem ich sah, daß ich in jener menschlichen Gemeinschaft, in die ich gestellt war, ein dienendes Glied wurde, nützlich, geduldet und geachtet, begriff ich zugleich, daß ich über den kleinen Liebesgaben an eine flache Geselligkeit, die größere Liebe zu einer starken und rücksichtslosen Eigenart in mir verschüttet hatte.

Derlei Erwägungen und ihre Ergebnisse erwachten damals unsicher in meinem Bewußtsein, je mehr meine Liebe die Beschaffenheit meines Charakters und meiner Person gegen das Sinnbild der reinen Natur hielt, das Reginas Wesen darbot. Aber sie bedrängten mich nicht allzu hart, denn ich war zu unerfahren, als daß ich die beschwichtigenden Wohltaten der Liebe nicht weit über ihren erbarmungslosen Willen zur höchsten Gerechtigkeit gestellt hätte. Ich gehörte zu jenen Glücklichen, die Liebe blind macht, blind vor allem gegen den Wert oder Unwert der eigenen Ansprüche. Ich preise diesen Zustand

mit Recht als ein irdisches Glück, denn wehe der Seele, die in der Glut ihrer Liebe sehend bleibt, ihr Geschick ist schmerzvoller als die Leidensbahn der Märtyrer.

Recht klar über diese Einzelheiten bin ich mir jedoch erst in den Tagen geworden, als Reginas Interesse sich einem andern Mann zuneigte. Es war im Vorfrühling dieses Jahrs, als ich den Fremden zum erstenmal sah. Es ergriff ein Schreck mein warmes, mattes Herz wie mit kalten Händen, ohne daß ich mir zu erklären wußte, welchen Ursprungs diese Erschütterung war. Ich saß damals an einem Sonntagnachmittag mit Regina vor einem kleinen Waldgasthaus am Fluß. Am Ufer vergnügten sich Kinder mit einem alten Kahn und das Frühlingslicht glitzerte auf dem Wasser. Da es spät am Tage war, hatten die meisten Gäste schon den Heimweg, zur Stadt zurück, angetreten. Der Garten mutete zugleich vernachlässigt und heimisch an, die Abendsonne schien durch das erste Grün der Buchenzweige über die verlassenen Tische und Stühle dahin, und am Boden lagen Papierfetzen. Der Fremde kam mit einem Begleiter aus dem Wald und rief nach dem Wirt, mit dem er aus irgendeinem Grunde Streit bekam. Sei es, daß ihm verweigert wurde, was er verlangte, sei es, daß ihm daran gelegen war, Reginas Aufmerksamkeit zu erregen, ich könnte darüber nicht mit Sicherheit entscheiden, denn ich betrachtete diesen Menschen vom ersten Augenblick an mit der Voreingenommenheit, die aus Neid und Bewunderung entsteht. Es gibt Männer, um deren Erscheinung die Atmosphäre ihrer Kräfte und Möglichkeiten wie ein unsichtbarer Strom fließt, ja, es scheint, als trügen sie ihr Schicksal,

ihr Verhängnis oder ihr Glück, wie einen durchsichtigen Mantel um ihre Schultern, man sieht sie schreiten, gehen, lachen oder sprechen und fühlt sich zugleich niedergedrückt und angezogen. Sie saugen die Interessenwelt anderer, den lauen Schein der Lichtlein um sie her, in die heißeren Zonen ihrer Lebensmacht, sie erwecken unmittelbar Wohlwollen oder Abneigung, jedenfalls aber immer Teilnahme. Männer, die diese Wirkung ihrer Persönlichkeit nicht allein kennen, sondern auch beherrschen, sind sich oft nicht mehr in jedem Einzelfall dessen bewußt, wieweit sie sie gelegentlich, zufällig oder absichtlich zur Geltung bringen.

Ich fing einen Blick auf, den der Fremde auf Regina warf, einen langen, empörend ruhigen Blick, bei einer halben Wendung seines Kopfes. Und seltsam, so schamlos dies Verharren in der Betrachtung mir scheinen wollte, so selbstbewußt und beinahe notwendig wurde es durch ein so liebenswertes Erstaunen in seinen Zügen, durch eine so frohherzige und offene Bewunderung darin, daß ich nicht recht wußte, ob ich stolz oder zornig darüber werden sollte. Mit einer ähnlichen Gelassenheit führte er eine Bekanntschaft herbei, es war ihm gelungen, meine Entrüstung über sein zur Schau getragenes Interesse soweit zu steigern, daß ich später aus Stolz alles andere eher vermochte, als seine Einladung abzulehnen, uns einer Kahnfahrt anzuschließen. Er trat an unseren Tisch; wie beim Vorüberschreiten, schien er uns jetzt erst zu erblicken, er hielt inne, wie unter einem plötzlichen Einfall, zog seinen Hut und redete uns an. Sein spöttisches Lächeln, mit dem er meinem Zögern begegnete, gab mir Gewißheit darüber, daß er sich dessen bewußt war, mich längst heraus-

gefordert zu haben und daß er sich meinen Widerstand zunutze zu machen trachtete, indem er mein Selbstbewußtsein aufstachelte. Seine Blicke wanderten dann ruhig, in einer beinahe traurigen Aufmunterung von mir zu dem Mädchen und dann gewissermaßen zu sich selbst, und mir war, als sagten seine Augen zu mir: Du wirst es nicht wagen, die Gefühle dieses Mädchens für dich auszusetzen oder zu erproben.

So verstand es sich von selbst, daß ich einwilligte, obgleich ich mir dessen bewußt war, daß ich gegen meine Vernunft handelte, um nicht unmoralisch zu erscheinen. Der Fremde enttäuschte meine Erwartungen auf eine Erleichterung durch Entrüstung oder Zorn, sein Verhalten war liebenswert und taktvoll, er schenkte Regina nicht mehr Aufmerksamkeit als mir, und zum wenigsten befriedigte mich die Erfahrung, daß, wenn schon selbstsüchtige Berechnung in seinem Vorgehen war, er meine Verlobte hoch einschätzte. Wir machten den Rückweg durch den nächtlichen Frühlingswald gemeinsam und trennten uns vor den Toren des Städtchens, nicht ohne uns gegenseitig die Hoffnung auf eine erneute Zusammenkunft ausgesprochen zu haben. Regina war das letzte Stückchen unseres Wegs, das wir bis zum Hause ihres Vaters allein durchmaßen, angeregt und heiter, sie sprach offen und ohne Rückhalt darüber, daß ihr der Fremde wohl gefallen habe und daß sein Freund offenbar zu jener Art von Begleitern gehöre, die niemals aus dieser Eigenschaft, nur dabei zu sein und sonst nichts, herausträten. Sie spottete offenkundig ein wenig über ihn und verletzte mich durch das leichtfertige Urteil, das sie über ihn aussprach, in Einzelheiten,

die ich auch auf mein Wesen hätte beziehen können. Wahrscheinlich eröffnete nur meine Verstimmung mir diese Möglichkeit der Betrachtung und Reginas Sprechweise hätte mich niemals aufgestört, wenn ich nicht schon empfindlich und mißtrauisch gegen das Bild gewesen wäre, das ich selbst, neben dem Fremden, an diesem Abend dargeboten hatte.

Für unser Verhältnis kam nun eine Zeit, die mich hilflos machte und um so mehr verwirrte, je entschlossener ich nach irgendeinem bestimmten Vorsatz handelte. Bald erschien es mir angebracht, kühler und selbstbewußter aufzutreten, dann wähnte ich unrecht getan zu haben, indem ich mich hinter Härte verschloß. Aber bald darauf glaubte ich zu empfinden, daß auch Nachgiebigkeit, verbunden mit ein wenig geringschätziger Herbeilassung, unklug sei, und zeigte mich melancholisch und wie in Grübeleien versunken. Und immer sah ich im Geist jenen Fremden zwischen uns, der mir alle Sicherheit nahm. Wir haben niemals wieder über ihn gesprochen, er war wie vergessen und aus unserem Leben geschieden, aber täglich vermeinte ich seinem Einfluß zu begegnen. Ich rief mir einige seiner nachdenklichen oder heiteren Bemerkungen ins Gedächtnis zurück und widersprach ihnen vor Regina heimlich, in herbeigeführten Zusammenhängen, die sie weder verstand noch duldete, da sie die Willkür darin empfand. Zu gesegneter Stunde, nach einsamem Kummer, rettete mich in tiefer Ermüdung ein einfacher Entschluß, ich nahm mir vor, mich künftig nicht mehr anders zu zeigen und zu geben, als ich war. Mit Verachtung sah ich auf die lächerliche Mühe zurück, in die mich eine voreilige Eifersucht getrie-

ben hatte, ich begriff meine Torheit nicht und schämte mich bis zu Tränen, daß ich hatte erhoffen können, mein leidendes Gefühl mit Schein und Trug zu trösten und zu heilen. Wie ein Einbrecher in eigenes Gut kam ich mir vor und litt daran, daß ich das Glück meines Lebens hatte befestigen oder erringen wollen, ohne daß ich mich selbst mit allem und wie ich war, in die Schanze schlug.

Jedoch nun, da ich begann mit Bedacht und heiligem Eifer zu Regina zu sprechen und mich bemühte, nur das Echteste meiner Empfindung mit sorgfältig geprüften Worten darzutun, erlebte ich, daß ihre Aufmerksamkeit darüber abnahm, daß sie mich wie abwartend, in einer etwas spöttischen Neugier, betrachtete, ja, fast geringschätzig, daß sie aber jedenfalls mißtrauisch war und mir nur selten noch für Augenblicke ernstlich Beachtung schenkte. Da glaubte ich zu erkennen, daß die Teilnahme des Weibes am aufrichtigen Gemüt des Mannes im Grunde gering ist, ihr Verlangen ist nur auf diejenigen Bewegungen eingestellt, die allein sie betreffen, und sie zieht oft eine persönlich an sie gerichtete Lüge einer Wahrheit vor, die über ihre Interessenwelt des Augenblicks hinausgeht. Dabei gewahrte ich, im Wechsel mit solcher Ablehnung meiner wohlgemeinten Hingabe, nun zuweilen eine an Schwäche grenzende Gereiztheit bei ihr, die sie mir weinerlich, eigensinnig und launisch zeigte, aber nicht unliebenswert oder verstockt, sondern voller Wehmut und wie unter verhaltenen Tränen einer unschuldigen Ungeduld.

In dieser quälenden Bedrängnis verpaßte ich Törichter abermals den einzigen Weg, der den heimlichen Riß unserer Gemeinschaft überbrückt hätte. Unser Verlangen,

uns der Seele eines geliebten Weibes zu offenbaren, verliert in dem Maße sein leise erbitterndes Ungenügen, als ihr Leib uns empfangen hat, denn im Kinde liegt auch für den einfachen Mann etwas wie eine Beruhigung des Drangs nach Hingabe und Offenbarung seiner innerlichen Kräfte, sowie seines Verlangens sich zu erweisen. Ich bin nicht mehr als ein einfacher Mann gewesen, und meine Beschaffenheit, ohne Verantwortlichkeitsgefühl und ohne tieferen Ehrgeiz, ist der Grund, wenigstens für den Vorteil, gewesen, daß ich niemals die Gefühlswelt einer Frau frivolen Sinns mißbraucht habe, wie es denen nahe liegt, deren Pflichtgefühl sich nicht auf ihr Verhältnis zu Weib und Kind zu beschränken vermag.

Eines Tages fragte mich einer meiner Bekannten, ob mir denn jeder Sinn dafür fehle, daß das Benehmen meiner erklärten Braut und künftigen Gattin mich, wenn auch nicht eben bloßstelle, so doch ein wenig lächerlich mache. Er führte seine Worte umständlich ins Feld und trat mir im Mantel besorgter Nächstenliebe entgegen, ein Kleid, das die Menschen häufig wählen, um ihre Schadenfreude zu verhüllen. Er war sehr ernst und väterlich, aber ich sah ihn erheitert und bübisch, jedoch statt ihn ins Gesicht zu schlagen, nahm ich seine Worte hin, wie es uns Armen in unsrer Not gebührt, ich zeigte mich sorglos und dankbar, lächelte ihm sein arglistiges Lächeln, etwas betreten, nach und versprach ihm Beachtung der Lage. Dabei fühlte ich, wie mein Blut mir aus den Kammern des Herzens strömte und mich zu ersticken drohte, meine Angst war so groß, daß ich, auch lange schon allein gelassen, nichts zu denken noch zu beschließen vermochte. Ich

fühlte zum erstenmal deutlich, daß es keine Mittel gibt, keine der Kraft, der List oder der Demut, die solchen Gewalten, wenn sie in unser Leben niederbrechen, Einhalt zu tun vermögen. Ich hatte alle Worte jenes wohlwollenden Verräters, schon bei ihrem Klang, scheinbar leichthin in den Wind geschlagen, aber die Geste machte sich nun bestraft, als ich mir seine Äußerungen ins Gedächtnis zurückzurufen und ihren Sinn und ihr Gewicht einzuschätzen trachtete. Abends gingen sie miteinander in den Stadtwald und welche Bank dort am verborgensten stünde, das wisse in der Stadt wohl ein jeder, der nicht so leichtsinnig und ortsunkundig sei, wie jener Fremde, aber über Regina müsse man sich doch wundern. Damit solle nichts Ehrenrühriges gegen sie gesagt sein, natürlich nicht, nur ein wenig unvorsichtig wäre es. So ähnlich hatten diese spitzen Worte voll hämischen Mitleids gelautet, ich sah nicht die Schmach, nicht mein mißbrauchtes Vertrauen, ich sah nur Regina, das große blonde Mädchen, mein liebes Lebenseigentum, unter den Händen und Augen und im Willensbann eines anderen Mannes.

Mehr und mehr gewann ein einziges Verlangen in mir an Macht, das, Gewißheit zu haben, Gewißheit zuerst und vor allem. Genugtuung, Strafe, Vergebung und vielleicht ein erneutes schmerzliches Glück, alles hing für mich von jener Gewißheit ab, die mir vorschwebte, die ich suchte und die mich getötet hat. So verbarg ich mich Abend für Abend im Walde, unter Tannen, nahe jener Bank, die mir bezeichnet worden war, nachdem ich mich zuvor, arglos und unbefangen erscheinend, zur gewohnten Abendstunde von Regina verabschiedet hatte. Schon in

der vierten Nacht sah ich die Beiden miteinander den dämmrigen Weg dahergeschritten kommen. Regina ging zögernd, ein wenig im Arm des Mannes hängend, neben ihm dahin, heller als er, den Strohhut in der kraftlosen Hand. Als sie sich auf der Bank niederließen, hinter der ich unter den Tannenzweigen lag, hörte ich Regina tief aufseufzen und weinen und der Fremde sprach auf sie ein. Ich konnte seine Worte nicht verstehen, obgleich ich seine Stimme deutlich vernahm, die weich und etwas singend erklang, aber die Worte entglitten mir in einem Sausen meines Hasses, der mich erfüllte, wie die Stimme des Meers eine große Muschel. Wohl aber begriff ich, daß der Geist, der die Worte beseelte, lau und viel gelassener und gleichgültiger war, als der Anschein erweckt wurde. Ich vernahm einen nachlässigen, beinahe ungehaltenen Unterton von Herbeilassung, wie sie jemand zu verbergen bemüht ist, der seines Siegs schon gewiß ist und den Unterliegenden noch schont, um ihm bei dem erwarteten Zugeständnis nicht unbedacht zuvorzukommen. Ich empfand, daß die Stunden seines Ringens um Regina hinter ihm lagen, und daß dieser Gang in die Waldnacht das Ergebnis seiner Kraft war. Die Ergriffenheit macht die Sinne scharfsichtig und lähmt sie zugleich, sie setzt Offenbarungen an Stelle des gewohnten Wissens und verschiebt alle Verhältnisse der Erfahrungen wie in einem veränderten Spiegel der Empfängnis.

An diesem Ast hier, vom Tod in meine arme Gestalt gebracht, hänge ich gewissermaßen nur als Gleichnis meines Sterbens, denn den Tod selbst habe ich in jener Nacht unter den Tannenzweigen erlitten. Ich habe ihn

wie einen Becher mit Galle, langsam, Zug um Zug, in das helle Gewebe meines Lebens hinabgetrunken, daß seine ätzende Finsternis mich langsam verzehrte. Mein starker Körper und meine Seele waren gesund, das Bewußtsein meiner ungebrochenen menschlichen Beschaffenheit durchflutete mich als warmes empfindliches Blut. So fühlte ich mein Ich in mir zergehen, wie der Zuschauer bei einem grauenhaften Autodafé, ich beobachtete seine Todeswindungen, sein Verdorren, wie das Hinsiechen einer Blüte in einer trockenen Schale, die ein erbarmungsloses Feuer langsam erhitzt.

Oben, hoch über mir, wie an den lichtgefleckten Blätterhimmel gezeichnet, verschmolzen die beiden Gestalten in einem langen Kuß, vom matten Mondschein umflossen, aber jählings löste Regina sich, als sei ihr eine schmerzende Schande angetan worden. Aber ich fühlte, als schriee ein Dämon es mir zu, die heimliche Lockung ihrer Entrüstung und erstarrte. Der Fremde aber lachte fein und nachsichtig vor sich hin, in einer merkwürdigen Art von Beglücktheit, die mir einen Haß ins Blut jagte, daß ich meine Hände zerbiß, um nicht zu schreien. Ich sah, daß Regina über dies Lachen erschrak, sie stieß ihren Bedränger aufs neue an den Schultern von sich fort, um im Mondlicht in sein Gesicht sehen zu können. Aber er lächelte fort, unbekümmerter noch, begehrlich und voll eines so unschuldigen Siegesbewußtseins, daß mir graute. Da schrie das Mädchen leise und klagend auf, wie ein Tier, in einer schaurigen Ergebenheit, und ließ ihre Arme in einer Bewegung sinken, die von einer rührenden Lasterhaftigkeit war. Ich hatte furchtbare Erscheinungen unter

ihrem kläglichen und süßen Wimmern, ich sah einen Sterbenden, schon ganz zerfallen, mit Kichern an einem Glase perlenden Weins schlürfen, und ein loses Mädchen, nackt und frech, führte einen schamlosen Tanz auf einem Totenfeld aus. Die Angesichter der Verschiedenen strahlten kalt und still, wie gelber Marmor, die Körper lagen beieinander wie Schollen eines aufgepflügten Ackers, der große helle Blumen trug, und das Mädchen tanzte über den erloschenen Augen der Toten. Schade, schade, daß ich kein Recht mehr hatte, aufzuspringen, um den Beglückten in seinem frechen Rausch zu erwürgen, ich durfte nicht, ich mußte die Tannennadeln der ruhigen Zweige vor mir betrachten, weil auf jeder von ihnen eine winzige, silberne Straße vom Mondlicht dahinlief, die wie Schnee glitzerte, auch hoben sich zwischen dem braunen Nadelwerk am Boden, dicht vor meinem Kinn, zwei kleine Pilze, einer ein wenig größer wie der andere, aber beide noch rechte Zwerge unter ihresgleichen. Zart und hell standen sie in einem matten Mondfleck, mit runden Köpfchen, wie große braune Perlen. Plötzlich sah ich mich unter diesen beiden Pilzen einherschreiten, wie ich am Sonntag auszugehen pflegte, und sie boten mir Schutz in der merkwürdigen Welt ihres Schattens.

So lag ich da und atmete in tiefen Atemzügen, langsam und leise, denn ich durfte nicht stören, und meine Lungen dünkten mich kalte Hohlräume in meiner Brust zu sein. Mein Herz schlug in dumpfen Hammerschlägen an die Erde, auf die meine Hände und mein Kinn gestemmt waren, sie roch nach Harz und war mir gnädig. Ich hätte vor Dank weinen mögen, ein kindisches und

sinnloses Weinen, doch jenem Weinen verwandt, in dem die Hilflosigkeit der Unmündigen zur Mutter niedertropft.

Es rauschten Kleider und Blätter in der drängenden Allmacht umher, der wir alle erlagen, jeder nach seinem Geschick. Nun klangen träge, schleppende Schritte in das Klopfen meines Herzens hinein, auf der leeren Bank lag Mondschein, und unter ihrem Sitz hindurch, fern hinter dem Waldlaub, sah ich einen Stern am Himmel, der farbig flimmerte. So lag ich nun allein und sah den Stern am Himmel. Wie weit entfernt er doch war, der Stern. Ich dachte mir, ich habe doch nie recht auf die himmlischen Sterne geachtet, die ohne Erdgrund unter sich dahingeführten, wie barmherzig sind sie, weil sie sich nicht mit unserem Verlangen verbinden, sie sind hell und gut vor Ferne. Ich werde nichts Erreichbares mehr zu berühren trachten, ich will nun enthoben sein und ohne Weg dahingeführt werden. Mir wurde langsam deutlich, wie durch eine Vision im Nebel, daß es der Weg war, die gedachte, die bestimmte, die vorgenommene Bahn der Pflicht und Absicht, die die Erde so schmerzlich macht.

Als ich kurz darauf heimging, um in der Nacht meinen Strick zu holen, und dann an diesen Ort zurückkehrte, an dem du mich gefunden hast, war mir leicht ums Herz und ich habe nicht gelitten. Zwischen dem ersten schweren Schlag des Schicksals und jenen Stunden, in denen der Schmerz sich uns zu eigen macht, liegt ein leerer Raum, durch ihn schritt ich noch dahin, ein wenig beschämt. Wohl fanden meine Gedanken sich wieder zurecht, zumal als ich die gewohnten Gegenstände meiner Zimmer sah,

die freundlichen Geräte und Reginas umrahmtes Bild, aber sie blieben gewissermaßen in sachlichen Bereichen meines Gehirns und schlossen mich selbst nur beiläufig in sich ein. Die letzte Genugtuung, derer ich mich entsinne, solange ich noch unter den Lebendigen war, bestand darin, Herr meines Leibes zu sein, und mein Wunsch mich abzukehren, wurde zum Glück in einer ganz neuen Wesenheit. So schied ich nicht in Qualen aus dem Leben, sondern in einem Gefühl von Beschämung, in das sich eine fröstelnde Wehmut mischte. In ihr entschloß ich mich, als es heller geworden war, Blumen zu suchen und sie zum Abschied niederzulegen, aber es geschah nicht in Betrübnis, sondern vielmehr in einer Art Höflichkeit, wie sie Hilflosen eigentümlich ist, die ihren Zustand abbitten möchten. Auch Sterbenden ist zuweilen eine verwandte Aufwallung des Gemüts angemerkt worden, irgendwie ist es uns Dahinscheidenden peinlich, nicht mehr bei rechten Kräften zu sein. Ich will nicht in Abrede stellen, daß ich mir auch noch Gedanken gemacht habe, die auf Regina und meinen Tod Bezug hatten, aber sie waren geringfügiger Natur und ohne Belang, wie nun einmal meinem Dasein zu Lebzeiten dieser Ausweg zur Freiheit versagt gewesen ist. Sie gipfelten in der Erwägung, daß ich recht daran täte, mich zu trollen, denn wenn mein Glück mir dies eine, wichtige Mal mißlungen war, so würde es mich bei einer erneuten Begegnung nicht geschickter antreffen, und langsam zu sinken hat mir mehr Furcht gemacht, als der unbekannte Tod. Es mag wohl sein, daß so der allgemeine Verstand nicht zu schließen pflegt, aber die Liebe kennt diesen Laut, denn sie rechtfertigt sich im

Weltlauf bisweilen im Widerspruch mit der Vernunft, und wer hochgesinnt ist, beneidet oft die Toten.

Meine Liebe gab mir zu meiner Tat ein freies Gewissen, ach, dachte ich, welch ein gutes Gewissen schafft doch die Liebe in uns bei allen Handlungen, auch den ungeheuerlichsten, es gibt keine Rechte, die ihre Rechte bestreiten können. Was bekümmern ein Kind die Verbote der Menschen und ihre Folgen, wenn die Mutter ihm Erlaubnis erteilt hat? Ein herber, ja, ein wenig trotziger Triumph beseelte mich und ein Mut voll Trauer und Licht.

Das Erliegen meines Körpers und seinen kurzen Widerstand gegen die gewalttätige Berührung des Todes an diesem Waldbaum, verursachte mir ein tiefes, glühendes Entzücken, es verschmolzen Leib und Seele, etwas Verlorenes hielt beseligend Einzug bei mir und ich wußte, was es war. Ich hörte Uhren ticken und sah das Angesicht meiner Mutter, die ich zu Lebzeiten kaum gekannt habe. —

Da sitzt du nun und starrst mich an, ohne zu gewahren, daß der Morgenstern schon in einer hellen Himmelsgegend flimmert, und daß hier und da die Stimmen der Vögel in der Stille erwachen, in einem zarten, metallischen Erklingen, als würde feiner Stahl geschärft oder als zerbräche dünnes Glas. Wenn du auf die Felder hinaustreten wirst, zwischen den Bäumen hervor, so wird die Landschaft vor deinen Augen in Morgendämmerung liegen, und bald steigen die Lerchen empor. Wie ich dich dort sehe, atmend und mit wohlgeschickten Sinnen, lebendig, voller Erwartung, wird meine Erinnerung langsam wieder zur Hoffnung. Wie schön ist das Leben! Und immer noch währt es, immer noch . . ."

Sechstes Kapitel

Teja

Es war damals die Zeit, in der ich zum erstenmal über Bücher geriet und wahrhaft zu lesen begann, obgleich ich die Zwanzig schon überschritten hatte. Im leichten Gepäck, das ich mit mir führte, nahmen die Bücher nach und nach immer mehr Platz ein, kaum daß noch ein Zehntel des Raums für Mundvorräte und Wäsche übrig blieb. Ich las Tag und Nacht und wahllos alles, was mir erreichbar war, kein übriger Groschen meines Verdienstes oder von Gaben herstammend, der nicht für Bücher angelegt wurde. Dieser Hang erfüllte mich, wie alles, dem ich mich hingab, mit zügelloser Leidenschaft und einer ungerechten Ausschließlichkeit, ich vernachlässigte darüber alles andere und achtete es gering, wie auch mich selbst. Es liegt im Wesen aller echten Leidenschaft, daß sie ihren Träger am wenigsten schont.

Ich wusch mein Hemd in Bächen und schlief im Freien, oft am Tage, da ich die Kälte wachend besser ertrug als schlafend, und um nächtlicherweile lesen zu können, führte ich stets Kerzen bei mir, die in Heuschobern, in der Waldtiefe, oder auf Dachböden über meinem aufgeschlagenen Buch brannten. War es warm und trocken, so zog ich es vor, im Freien zu bleiben, ich baute Laubhütten und suchte Höhlen zum Unterschlupf, und das Licht

meiner Kerze lockte die Tiere der Nacht an. Immer erschien der Dichter, den ich gerade las, mir als der größte aller, die je gelebt hatten, wie es Gemütern ergeht, deren Erfahrung sich noch nicht um einen gesicherten Mittelpunkt des eigenen Erlebens dreht.

Von glühendem Selbstbewußtsein bis zur tiefsten Erniedrigung meiner selbst, durchkostete ich alle Seligkeit und alle Leiden der Empfindenden, ich verlor meine unbefangene Sicherheit der Geisteswelt gegenüber völlig und begriff zum erstenmal, in der atemraubenden Beklemmung einer dunklen Ahnung, welch ein Weg meinem Geiste bevorstand, bis er die Ruhe seiner Natur wiederfand, aus deren Bescheidenheit ich ihn aufscheuchte. Dieser Leidensweg über die Gedanken steht allen bevor, die, gleichsam von Natur zu Natur, die Bahn ihrer Beschaffenheit im Leben mit Bewußtsein gehen, diesen vorgezeichneten Weg, der doch von ihnen selbst gebaut sein muß. Nur den Lebensfeiglingen und den Unaufrichtigen bleibt er erspart, und selbst von denen, die ihn in Jugendmut und Wahrheitsdrang betreten haben, kehren die wenigsten zurück, zu sich selbst. Sie verirren sich im Labyrinth der unzähligen Gedanken- und Empfindungsfäden, die das Menschengeschlecht wie ein Netz eingesponnen haben. Sie wärmen sich eines Tages, ermattet am Wege zusammensinkend, an fremden Feuern und atmen das Licht einer uneigenen Freiheit. Denn die meisten Menschen haben nicht den Mut zu ihrer eigenen Weisheit, noch zu ihrem eigenen Recht, noch zu ihrer eigenen Schuld. Es ist wahr, sie sind darüber ernste Leute, und niemand lacht über sie, aber doch würde Einer, dessen Herz groß genug wäre, über sie weinen.

Dieſe Mutloſigkeit der Menſchen zu ihrem eigenſten Wert und Weſen hat ihren Urſprung nicht im Mangel an Verſtand oder Gedankenfülle, ſondern in ihrem Mangel an Liebe. Nur das Bewußtſein der eigenen Liebeskraft gibt den Menſchen wahrhaft Mut, ein freies Gewiſſen, den Glauben an ihr Recht und die Kraft zur Erkenntnis ihrer Schuld. In dieſen Dingen liegt das menſchliche Glück beſchloſſen, und jene Heimkehr, die die Weiſen der Welt das Opfer oder die Vollendung und die Kirche die Auferſtehung nennt.

Wie aber kann es den Menſchen in ihrer Jugend ergehen! Ich will meine Erlebniſſe mit Teja niederſchreiben, mir iſt, als läge in ihnen eine Antwort auf eine Frage, die mich oft beunruhigt hat, eine Antwort, die ich nicht anders geben kann, als in dieſer Geſchichte. Wenn ich ſie niederſchreibe, ſo tue ich es nicht, damit andere ſie wiſſen oder glauben, ſondern weil es mich befriedigt, mich mit geſammeltem Geiſt in meiner Erinnerung mit ihr zu beſchäftigen. Auch liegt die Wahrheit eines Werks von Menſchengeiſt nicht in der Folge der Begebniſſe, ſondern nur in dem, wie ſie zueinander und zum Großen-Ganzen geſtellt ſind, ſowie in dem, was gelegentlich ihrer, über ſie ſelbſt hinaus, geſagt wird.

Dieſe Geſchichte iſt nicht neu, denn viele haben ſie ſchon erlebt, und wieder viele werden ſie noch erleben, ein jeder auf ſeine Art. Freilich iſt Erleben die Kunſt, neben den Erſcheinungen ſelbſt auch ihre Urſachen zu erkennen, und ſo iſt Teja wieder vielen fremd, und ſie haben von ihr nur die Erinnerung an ihr eigenes Leid behalten, obgleich ſie ihnen begegnet iſt, wie mir. Ich traf dieſes

seltsame Mädchen, als schon der Sommer zur Neige ging, in einer frühen Morgenstunde im Wald. Es hatte sich über dem mit Birken und Kiefern bestandenen Talgrund, der vor meinen Blicken lag, ein lichter Morgennebel gebildet, aber am Rand des Hochwalds schien die rote Morgensonne in den Baumkronen. Hier und da hatte das Laub sich schon spätsommerlich gefärbt, es fielen Tropfen, und die Brombeeren an den Hängen der Lichtungen reiften. Ein Häherruf ließ mich auf meinem Gang innehalten, es war frisch und einsam umher in der Morgenwelt.

Den Gedanken, mir für die kommende Zeit einen gesicherten Ort für den Winteraufenthalt zu suchen, ließ ich immer wieder fallen, wenn schöne Tage kamen, nur die Nächte begannen mich besorgt zu machen, es ging mir schlechter als je, und ich war die letzten Wochen fast immer auf das Übernachten im Freien angewiesen gewesen. Ich weiß nicht, wie lange ich in Gedanken versunken in der Morgensonne gestanden hatte, deren schwache Wärme mein Blut langsam belebte, als ich gewahr wurde, daß ich nicht allein war. Auf einem gefällten Baumstamm, nicht weit von mir entfernt, saß am Waldrand unter einer Jagdhütte eine junge Dame im Jägerkleid, die Büchse über den Knien, und die Blicke über den Talgrund gerichtet. Ich erblickte sie von der Seite und betrachtete sie lange und aufmerksam, ohne mir darüber klar zu werden, was mich an dieser Erscheinung so mächtig anzog. Ich wußte noch nicht einmal, daß sie mich überhaupt anzog, ich sah nur in einer gedankenlosen Gefangenschaft meiner Sinne zu ihr hinüber. Dann ging ich zu

ihr hin, verbeugte mich und grüßte tief. Ich besaß damals einen Hut, der sich seiner Krempe wegen vortrefflich zum Grüßen eignete, und ich genoß deshalb diese ungewohnte Darbietung mit besonderem Vergnügen. Die junge Dame sah sich nach mir um, aber sie erwiderte meinen Gruß nicht, sondern prüfte mich nur mit ruhigen Augen. Ich begriff, daß ich sie vielleicht erschreckt hatte, und daß mein Anblick, besonders zu ungewohnter Stunde in der Waldeinsamkeit, nicht unbedingt Vertrauen einflößen konnte. Aber hierin irrte ich mich, es war kein Schatten von Besorgnis in dem klugen Gesicht zu finden, das mir aufmerksam zugewandt blieb.

„Bedenken Sie, Fräulein," sagte ich, „man achtet Staub, ein wenig übergoldet, meist mehr als Gold, ein wenig überstaubt. Ich bitte um eine freundliche Ansprache."

Hinter der feinen Stirn schien mein Zitat überdacht zu werden, dann wanderten ein paar helle Augen an mir auf und nieder, auffällig und sicher, sie übersahen nichts und schonten nichts, das merkte man rasch. Ich dachte, jetzt bildet sie sich ein Urteil über mich, da muß ich eingreifen. Aber die junge Dame kam mir zuvor, sie lächelte, scheinbar befriedigt durch den Sinn des großen Worts, das mir aus der Lektüre der verstrichenen Nacht im Sinn lag, und meinte:

„Ich will das Gold einmal unter Vorbehalt zugeben, aber vom Staub an Ihrem Rock zu sagen, daß es ein wenig sei, das ist parteiisch. Woher stammt denn das schöne Wort?"

Während ich einen Versuch machte, mir den Rock mit der Hand abzuschlagen, stellte sie schon die zweite Frage:

„Wohin geht denn die Reise? Sie sind früh aufgebrochen."

„Ins Ungewisse, Fräulein. Ich habe im Wald geschlafen." Ich ließ mich am Ende des Stammes nieder und fragte:

„Was haben Sie da in Ihrer Jagdtasche?"

„Mein Frühstück."

„Donnerwetter!"

Sie reichte mir die Tasche ohne zu lächeln und ohne ein Wort herüber.

„Ich möchte Sie nicht berauben, aber schließlich könnte man teilen," schlug ich vor.

„Ja, das könnte man schließlich . .", wiederholte sie langsam und betrachtete mich unausgesetzt aufmerksam.

„Ich werde doch warten, bis Sie mit Jagen fertig sind, auch ist es mir lieber, Sie teilen."

„Gut, aber von der Jagd verstehen Sie nicht viel."

„Als Knabe war ich bisweilen mit meinem Vater auf der Jagd, aber seitdem . . ."

„Nur noch so . . ." ergänzte sie rasch meine Worte, ließ die Büchse sinken und fuhr sich mit beiden Händen in das reiche blonde Haar. Die Gebärde war von so überzeugender Echtheit, und ihr Gesicht verzog sich darüber zu einem so verlausten Gassenbubenfratzchen, daß ich laut lachen mußte. Sie lachte nicht mit.

„Was ist denn?" fragte sie kindlich, „hat man nicht recht?"

„So was hab' ich noch nie gesehen," sagte ich ehrlich, „Sie verwandeln sich in einem Augenblick von einer großen Dame in einen Gassenjungen."

„Ihnen selbst liegt solche Wandlung doch nicht so fern." Ihr Gesicht war ernst, mir schien, als ob der lachende Glanz, der ihre Augen mit ihrem Scherz beseelt hatte, sich unter einem feinen blauen Schleier verborgen halte. Dieser Ausdruck verleitete mich so unmittelbar zu einem Wunsch nach Preisgabe, daß ich erschrak. Ich fühlte mich von heimlicher Angst erfüllt und zugleich ernüchtert.

„Als ich herzutrat, fürchtete ich, Sie in Angst zu versetzen," sagte ich, „jetzt sehe ich, wie töricht diese Annahme war, denn Sie haben starke Waffen."

„Nur diese Büchse", antwortete sie leichthin, aber ihr Blick ruhte voll in meinen Augen, ich wurde gewahr, daß sie mir in ihrer Antwort auswich, daß sie aber meine Worte so verstanden hatte, wie ich sie meinte. In ihren Blicken lagen Teilnahme und zugleich der Zweifel, ob sie mein rasches Verständnis nicht durch ein Eingehen darauf zu vorzeitig bedankte. „Essen Sie doch", sagte sie einfach und freundlich.

Die junge Dame hätte mit ihrer Gabe weit mehr zögern müssen, um mich gleichmütig oder keck zu stimmen. Mir war nicht um Essen zu tun, vielleicht verstand sie weshalb und drängte mich deshalb nicht mehr.

„Ich bin aufgebrochen, als noch alle im Schloß schliefen", begann sie nach einer Weile, als spräche sie zu einem alten Bekannten. „Gibt es etwas Schöneres, als in der Dämmerung zu erwachen, frei und allein, und in den unberührten Morgentau hinauszutreten? Nach tiefem Schlaf sind die Frühe und Stille von mächtigem, reinem Leben erfüllt, die Berge, die Wiesen, der Wald, die Brust. Ich fühle mich reich, gut und erhoben, erst

langsam mit dem Tag fällt Staub ins Blut, Gedanken, Vergleiche . . ."

Ich lauschte mit Entzücken ihren Worten und es verlangte mich nicht danach, zu antworten. Wer wahrhaft allein ist, nimmt das unerwartete Verständnis für sein verschwiegenes Glück, wie ein Durstiger ein Glas mit Wasser, das er rasch und schweigend trinkt. Als sie fortfuhr zu sprechen, war mir, als würde mir solch ein Glas über den Kopf geschüttet.

„Sie müssen sich anders kleiden. In Ihrem Aufzug sind Sie ein lächerliches Gemisch von einem Pfarramtskandidaten, einem Clown und einem Straßenräuber. Entscheiden Sie sich doch für eins. Es muß peinlich sein, in seinem Elend auch noch komisch zu wirken."

„Ich lege keinen Wert darauf, wie ich scheine."

„Darin gefallen Sie sich, wahrscheinlich, weil Ihnen augenblicklich nichts anderes übrig bleibt, das wäre immerhin schon etwas, aber viel ist es nicht. Es ist gleichgültig, wie Sie selbst Ihren Zustand nennen, traurig ist er auf jeden Fall, und Sie werden darunter leiden, nicht nur äußerlich, nicht etwa nur an Ihrer Gesundheit, sondern allgemein. Außerdem ist der Aufzug, in dem ein Mensch daherkommt, niemals ganz ohne Beziehungen zu seinem Wesen, und jeder hat das Recht, einen Fremden danach einzuschätzen, wie er ausschaut."

„Es ist weder Zufall noch Willkür, daß ich so lebe, wie Sie es sehen. Elend fühlte ich mich dort werden, woher ich gekommen bin; seit ich aber lebe wie jetzt, ist mir wohl. Ich habe dort keinen Platz für mich gefunden, wo ich geboren und erzogen wurde, ich habe versucht,

Zugeſtändniſſe zu machen um abzuwarten, wofür ich in der Welt bin, aber darüber habe ich erfahren, daß dieſe Zugeſtändniſſe mich verdarben. Ich weiß, daß ich von zwei Übeln das kleinere gewählt habe."

„Ich kann mir denken, daß Sie Ratſchläge aus jener Welt verachten, die Sie glauben fliehen zu müſſen, weil Sie ſich ihr nicht einzufügen vermögen. Mein Vorſchlag hat aber mit der anmaßenden Selbſtſicherheit der vom Leben kaum Berührten nichts gemein. Es mag ſein, daß Sie dieſer Ungebundenheit für eine Weile bedürfen, aber ſie iſt doch kein Ziel."

„Vielleicht iſt ſie ein Schickſal, das Ihnen nur in der Form dieſer äußerlichen Darbietung nicht gefällt. Die Beſten unſerer Zeit ſind Vagabunden."

„Wie Sie das ſagen! Als ſtünde es in der Bibel. Wieſo denn? Aber Sie brauchen mir nicht zu antworten. Mögen Sie das meinen, wie Sie wollen, es kommt wohl darauf an, wie man ſeine Zeit verſteht und welche man die Beſten in ihr nennen will."

„Die Beſten einer Zeit ſind die, deren Verlangen ihr das geiſtige Angeſicht gibt, deren Anſpruch ſie weiter führt und ihr zugleich einſt in den Augen der Menſchen Dauer verleiht."

„Und was hat das mit Vagabunden zu tun?" Sie ſchien enttäuſcht.

„Die Sehnſucht hat, wie die Liebe, kein Obdach."

Die grauen Augen ſahen mich mit zweifleriſcher Aufmerkſamkeit an, ihre Nachdenklichkeit ſchien ihnen für eine Weile ihre freie Sicherheit zu nehmen. Dann ſagte ſie ruhig und überzeugt:

„Ich hasse die Armut und die Erniedrigung, die sie den Menschen bringt. Im Elend sind die Menschen böse und fügen sich wider ihren Willen Böses und Schmerzen zu. Sie können dort gar nicht anders. Was Sie über menschliche Gefühle gesagt haben, wie es Liebe und Sehnsucht sind, so mögen Sie Recht haben, es mag mit ihnen bestellt sein, wie Sie meinen, aber deshalb dürfen Sie doch niemanden verpflichten, sich auf die Gasse zu begeben, um ihrer teilhaftig zu werden."

„Wem habe ich Ratschläge erteilt? Ich habe von einer Tatsache gesprochen, wie sie mir erscheint, genau so, wie Sie von Armut und Erniedrigung gesprochen haben und ihren Folgen. Haben Sehnsucht und Liebe kein Obdach, so werden diejenigen, die in Wahrheit von ihnen erfüllt sind, keine Paläste besitzen. Mehr werde ich nicht sagen. Zwei sprechen von Liebe, der eine schluchzt und der andere lacht, zwei Andere sprechen von Sehnsucht, der eine erlischt, der andere kichert."

„Ich bitte Sie darum, mich nicht aufzufressen. Zwei Andere wieder sprechen von Armut, der eine erlitt sie bis an die Grenze des Verkommens, er durchkostete ihre Schmach bis zur Entwürdigung, und Blut und Seele verdarben ihm, der andere begab sich in ihre Bereiche aus jugendlicher Abenteurerlust, aus Neugier. Der Eine bin ich und der Andere sind Sie. Was schauen Sie mich denn so ungläubig an? Haben Sie nicht selbst gefordert, daß niemand nach seiner äußeren Erscheinung allein eingeschätzt werde? Sie denken an das Schloß, von dem ich sprach, ihm und meinem herrschaftlichen Kleid gilt Ihr ungläubiges Lächeln, aber doch ist wahr,

was ich sage. Sie haben auf Ihren Wanderungen niemals so elend gebettet gelegen, wie ich als Kind in dem Großstadtkeller, in dem ich geboren und aufgewachsen bin."

„Es hat Ihnen in Ihrem Besten nicht geschadet."

„Woher wissen Sie das so sicher? Wenn nur die Hälfte Ihrer Ansprüche wahr ist, die Sie eben durch Ihren Vergleich angedeutet haben, so warne ich Sie vor Enttäuschungen, falls es Ihnen der Mühe wert sein sollte, Ihre voreilige Behauptung in meinem Wesen eingehend auf seine Richtigkeit hin zu prüfen. Ich setze diese Teilnahme nicht voraus, aber ich hasse die Armut nicht aus Feigheit oder kindischem Abscheu, sondern weil ich sie und ihre verheerende Wirkung kenne."

„Es wäre schön und würde mich glücklich machen, wenn ich zu jener Prüfung, vor der Sie mich warnen, Gelegenheit fände."

„Ich will mich Ihnen nicht entziehen", sagte das junge Mädchen einfach und mit einem warmen offenen Lächeln. „Ich freue mich, Sie getroffen zu haben, denn jetzt, wo ich bedenke, was ich zu Ihnen gesagt habe, wird mir offenbar, daß ich seit langer Zeit nicht mehr so aufrichtig sprechen konnte."

Sie schob den Verschluß der Jagdbüchse zur Seite, knickte die Waffe und nahm die Schrotpatronen aus den Läufen. „Mit dem Jagen wird es nicht mehr viel werden. Wollen Sie mit mir aufs Schloß gehen?"

„Sie müßten sich solchen Gastes schämen."

„Ich bin allein," sagte sie, „aber auch wenn ich es nicht wäre, würde ich Sie zu Gast bitten. Vielleicht

überschätze ich den Wohlstand, der mein Teil geworden ist, aber nicht soweit, daß ich mir meine Freiheit durch ihn rauben lasse."

Es kam zuvor zu einem Frühstück, das wir im Morgensonnenschein gemeinsam auf dem Baumstamm einnahmen. Die leise Ernüchterung, die sich stets im Wechsel von geistigen Beschäftigungen mit äußerlichen einstellt, erfaßte uns und unsere Blicke begegneten einander in Befangenheit. Aber da einer des andern kleine Bedrängnis erkannte, verband sie uns aufs neue in einem flüchtigen Verständnis. Trotzdem galt es in unserer Unterhaltung etwas wie einen neuen Anfang zu finden. Jedem widerstand es, von gleichgültigen Dingen zu reden, denn unsere erste Begegnung war nicht arglos genug verlaufen, und wir waren einander zu fremd, als daß ein leichtherziges Geplauder uns von selbst wieder zu dem Ernst geführt hätte, nach dem wir vor einander Verlangen trugen.

„Es ist doch besser für mich, ich gehe meines Wegs," sagte ich plötzlich, fast gegen meinen Willen.

„Wie mutlos Sie sein können, bei all Ihrer Keckheit," sagte die junge Dame, „aber wie Sie wollen . . ."

„Mich macht nur Widerstand mutig," antwortete ich, aber mehr mit diesem Gedanken beschäftigt, als mit meiner Nachbarin. Wir wußten beide, daß wir uns nicht trennen wollten. Und wie in einem Selbstgespräch, folgte ich meiner Besinnung: „Ich frage mich, ob es immer so mit meinem Mut bestellt war, wie ich eben sagte, es ist nicht richtig, und stimmt nur in ganz besonderen Verhältnissen. Es kommt auch ganz auf den eigenen Zustand an und vor allem darauf, ob die Auf-

gabe, die es zu überwinden gilt, hoch genug gestellt ist. Ich meine, ob sie unsere guten oder unsere schlechten Kräfte und Eigenschaften herausfordert. Ich habe Demütigungen und Niederlagen hingenommen, an die ich nicht ohne Erbeben denken kann und die mir noch in der Erinnerung Tränen des Zorns in die Augen treiben. Bis solche Wunden geheilt sind und bis ihre Narben, fast möchte ich sagen, zu Panzern des Widerstands geworden sind, bin ich oft feige gewesen, bis zur Schmach. Oft denke ich, die Rache muß zuweilen geradezu eine Erlösung sein. Ich kann mich nicht rächen . . ."

„Machen Sie sich immer auf diese Art die Hemmungen des Lebens zu Aufgaben der Überwindung?" fragte meine Nachbarin voll Teilnahme am Sinn dessen, was mich beschäftigte. Ich erzitterte vor Glück und sah sie an. Sie senkte den Blick und in ihre Züge kam etwas wie eine liebe, gedankenvolle Angst. Aber dann warf sie den Kopf zurück und sagte rasch:

„Ich habe es mir leichter gemacht, uns Frauen ist die Zuflucht in die Welt der Gedanken nur selten als Trost gegeben, eine böse Lage zu ändern liegt uns näher, als sie, oder uns in ihr, zu begreifen. Vielleicht haben wir weniger Gewissen und damit geringere Verantwortung. Als ich meine Kräfte zum erstenmal erkannte und zugleich unter ihnen die, welche mir äußerlich im Leben nützlich sein würden, habe ich mich nicht mehr gefragt, ob ihre Anwendung mir zugleich Schaden auf einem anderen Gebiet bringen könnte. Zu solchen Erwägungen gehört ein erträgliches Gleichgewicht der Seele in ihrem Schicksal, das die meine damals nicht besaß."

„Sie haben erreicht, was Sie sich zum Ziel gesetzt haben?"

„So ist es. Ich habe alles erlangt, wonach meine Sinne begehrten, nachdem ich einmal wußte, worauf es in der Welt ankommt, aber ich bin darüber nicht glücklich geworden. Jedoch, obgleich ich unbefriedigt bin, habe ich nicht die Kraft, das Errungene aufzugeben. Keine Versprechungen, und enthielten sie einen Himmel von innerer Ruhe und Genugsein, könnten mich verleiten, meinen erworbenen Lebenshalt aufzugeben, denn schon, wenn nur in Erwägungen meine Hände sich lösen, sehe ich nichts als die Abgründe der Hölle, aus der ich mich gerettet habe."

Wir machten uns langsam miteinander auf den Weg, den die junge Dame mich führte. Er ging durch herrliches Waldland, auch über gelichtete Höhen, auf denen zwischen alten Baumstümpfen, die die Sonnenglut grau gebleicht hatte, Heidekraut oder hohe Gräser wuchsen. An einem verlassenen Fuchsbau, dessen Eingänge dicht von Brombeergestrüpp überwuchert waren, ließ meine Begleiterin sich aufs neue nieder, und als habe sie in ihren Gedanken eine Einleitung an sich vorübergehen lassen, sagte sie, und es war als führe sie fort:

„Es drang nicht viel Licht in den Keller, in dem meine Eltern lebten. Meine Mutter war krank, sie erhielt damals schon seit lange nicht mehr von meinem Vater, was sie und wir Kinder zum Leben brauchten. Wie wenig ist neu an dieser traurigen Geschichte. Mein Vater mag seine Ehe einst mit anderen Hoffnungen eingegangen sein, vielleicht auch in jener gedankenlosen Überschätzung

ſeiner Kräfte, die ſein Weſen bezeichnete, vielleicht ohne Erwägungen und Gedanken, wie die meiſten Ehen in unſerem Stand geſchloſſen werden, wenn es ſich um junge Menſchen handelt. Die Kellerwohnung hatte nur zwei Räume, die durch keine Tür von einander getrennt waren. Ich war acht Jahre alt, als ich die Entwürdigungen zu faſſen begann, denen meine Mutter langſam erlag. Hätte ich nicht ſchon in dieſem Alter die Sorge für meinen drei Jahre jüngeren Bruder auf mich zu nehmen gehabt, ſo wäre ich wahrſcheinlich unter den Eindrücken und Bedrängniſſen zugrunde gegangen, die uns vier Menſchen in dieſem dunklen Loch erſtickten. Ich weiß nicht, was mein Vater in den letzten Jahren für einer Beſchäftigung oblag, wahrſcheinlich tat er nichts mehr, denn jede Stunde, in der meine Mutter bei Kräften war, arbeitete ſie für unſer Brot. Ich ſah ſie unter den Fäuſten meines Vaters zuſammenbrechen, ich erlebte mein zweites Brüderchen von ſeiner Entſtehung und ſeinem Eintritt in die Welt, bis zu ſeinem Tode, gleich nach der Geburt. Die Laute, die meine Kindheit ausgefüllt haben, waren Geſchrei und Jammern, ich ſah Tränen, Verworfenheit, Schmutz, Finſternis und von der Welt außerhalb meines Kerkers kaum mehr, als die Füße der Menſchen, die durch die Gaſſe dahin an unſern Kellerfenſtern vorübergingen, durch Regenpfützen oder Sonnenflecke. Ich kannte von den Menſchen nur ihre rohe Verwendbarkeit für die Bedürfniſſe des Leibes, ich lernte beim Bäcker und Krämer das Mitleid der Gierigen, die ſelber im bitteren Kampf mit dem Leben lagen, durch meine Armſeligkeit in Nahrung umzuſetzen, ich lernte es, mich erbarmungswürdig zu zeigen,

um ein Glas Milch für meinen Bruder, das Kind, zu erbetteln. Dann kam mein Vater bei Löscharbeiten am Hafen im betrunkenen Zustand zwischen zwei Eisenbahnwagen, man brachte die zerstoßenen Reste seines Leibes in unsere Höhle und als er endlich geholt wurde, wischte ich mit meiner Mutter sein Blut von den Steinfließen.

Viel später, als auch meine Mutter längst begraben war, erfuhr ich durch eine Tante, die mich in Verwahrsam nahm, daß sie aus gutem Stand gewesen sei und daß kein anderer Zug ihres Wesens sie in jene Tiefe geführt habe, als ihre Liebe zu meinem Vater. Aber man nannte diesen Hang dort nicht Liebe. Für mich kam eine Zeit, in der ich die Atemzüge meines Mundes, das Brot für meinen Hunger und das Lager der Nacht als Gnade anzunehmen hatte, als Wohltaten, für die kein Dank groß genug gewesen wäre. Es wurde mir Pfennig für Pfennig vorgerechnet, und kein Lichtschein fiel in mein Blut, den ich nicht zuvor als Demütigung erlitten hatte. Eines Abends sprach ein junger Herr mich am Hafen an, weit draußen, wo er sein Boot nach einer Ausfahrt in einen Schuppen zog, er strich mir über das Haar und sagte ein gutes, warmes Wort zu mir, sodaß ich erbebte und ihm nachlief. Er nahm mich zu sich und ich blieb bei ihm. Damals war ich vierzehn Jahre alt.

Da erfuhr ich, daß mein Haar blond und meine Augen hell seien, ich erfuhr, daß mein Mund ungescholten lachen durfte, und daß sein Lächeln Huld und Freude in eines Menschen Brust erweckte. Ich hörte den Klang meiner Stimme, sah den Schritt meiner Füße und fühlte mein Herz pochen. Für eine Ahnung dieser Herrlichkeit

hätte ich mein Leben gegeben, in welch schrankenloser Hingabe gewährte ich das, was für die ganze Fülle solchen Reichtums von mir erwartet wurde. Was würde es bedeuten, wenn ich sagte, das Leben ging mir auf? Es wäre ein leeres, nichtiges Wort gegen das Himmelreich, in dessen Licht ich eintrat.

Alles was ich tat, tat ich für diesen Mann, immer noch wagte ich nicht, an eigene Rechte meines Lebens zu glauben. Ich lernte um seinetwillen, was er mir zur Aufgabe machte, ich kleidete mich für ihn, nach seinem Gefallen, ich erlauschte seine Wünsche mit Zittern, ich erstarb vor Scham und Sorge in der Befürchtung, seiner Freundlichkeit etwas schuldig zu bleiben. Er sah das Ungeschick meines Herzens mit Rührung, aber als er einmal meinen Liebeseifer zu beschwichtigen trachtete, übermannte es ihn, und auf meine Hände, die er hielt, tropften seine Tränen. Da war mir mein Leben geschenkt . . ."

Die Erzählerin hielt in ihren Worten inne und sah sich in der beschienenen Welt unseres Aufenthalts um, wie jemand, der im Wald tief aus Gedanken aufschaut und gewahr wird, daß er sich verirrt hat. Aber als sie mich ansah, beruhigte sich ihr betroffenes Gesicht und sie gab mir die Hand. Sie mußte meine Teilnahme und Besorgnis aus meinen Zügen gelesen haben, denn sie sagte wie eine Antwort:

„Nein, es soll mich niemals gereuen, daß ich offen zu Ihnen gesprochen habe, und weil es ohne Vorsatz geschah, glaube ich um so zuversichtlicher, daß Sie Vertrauen verdienen. Jedoch eines bekümmert mich, daß ich Ihnen dies Bild von mir, das jetzt durch Erbarmen und natür-

liche Zuneigung Reinheit und Wert empfangen hat, nicht lassen darf. Ich kann es mir nicht antun, da ich die heimliche Demütigung verabscheue, die uns nach einer einseitigen Darstellung unserer selbst befällt, sei sie nun höher oder niedriger, als wir sind. Wie einfach wäre es, wenn ich die kurze Geschichte meiner Jugend so beschließen könnte, wie die Menschen es im dürftigen Anspruch ihrer kleinen Ideale vom Leben erwarten. Es kam anders mit mir, und so wie es kommen mußte, denn ich hatte das Blut meines Vaters in mir, jenes Blut, das ich von den ausgetretenen Steinen des Fußbodens gewischt hatte. Wer im Leben wirklich erwacht, erwacht immer zu sich selbst; solange ein Mensch noch im Bann eines fremden Willens oder fremder Gedanken und Anschauungen dahinlebt, schläft er, wie die meisten. Es ist aber besser in einer Wüste wach zu sein, als in einem Paradies zu schlafen. Mit dieser Wahrheit tröstete ich mich, wer kommt in einer Zeit an ihr vorüber, in der es zu kämpfen gilt? — Ich blieb nicht bei meinem Freund, als ich mich von ihm trennte, war ich achtzehn Jahre alt. Es ist auch möglich, daß er sich von mir getrennt hat, wer vermag bei solchen Ereignissen die Gefühle klar zu scheiden, die die Ursachen unserer Handlungen sind? Mir war, als sei ich ihm gleichgültiger geworden und seine Wohltaten verloren für mich an Wert, je mehr ich seine Liebe zu verlieren glaubte. Wir lebten damals auf großem Fuße, wie man es zu nennen pflegt, Tage und Nächte gingen in sanften, hellen Räuschen der Lebensfreude und sowohl geistiger als vergänglicher Genüsse ineinander über. Ich fühlte, als meine Augen sich einem anderen Mann zu-

wandten, zum erstenmal die Schrankenlosigkeit meiner Möglichkeiten, und indem ich darin meinen Unwert zu erkennen glaubte, verlor ich an Halt. So ging ich bald, ich glaube ihr nennt es: von Hand zu Hand, aber richtiger hieße es, daß ich selber nahm und entließ, nach meinem Gefallen. Ich rühme mich dessen nicht, aber ich verschweige es auch nicht. Im Grund meiner Seele ahnte ich, daß meine Natur in meiner ersten Hingabe etwas wie eine gnädige Gewalt erlitten hatte, die ihr zum Verhängnis geworden war, als ich mein schlummerndes Blut zum Pfand für meine dankbare Seele hatte geben müssen. Aber Dinge der Liebe sind nur mit den Augen der Liebe zu erkennen, später nur noch ungewiß, und sogar in unserer eigenen Erinnerung bleibt die Liebe selbst nur als ein Glanz zurück, aber nicht als Gestalt. So vermag ich heute die Rätsel nicht mehr zu lösen, sicher aber ist, daß eines mir hat bleiben sollen, daß ich der Stimme des Blutes in mir lauschen kann, wie ein Wanderer der Quelle im Wald, nicht aber wie ein Baum seinem Rauschen."

Ich sah, den Kopf in beide Hände gestützt, auf einem Baumstumpf sitzend, zu dem Mädchen hinüber, das diese Worte zu mir sprach. Die klare Selbstverständlichkeit, die von allem ausging, was von ihr zu mir kam, wurde mir durch eine qualvolle Regung der Bewunderung getrübt, in die sich die tiefe Unruhe eines fremdartigen Verlangens voll Widerspruch mischte, über das ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte. Ich empfand eine kampfbereite Gier nach einer jähen entscheidenden Handlung und zugleich einen Hang nach demütiger Hingabe. Ein brennender Wunsch, mich rasch und auf einmal zu er-

weisen, machte mich fast zornig, trotzig und stumm. Meinem Leben war die Kraft neu, die mir in dieser Frauennatur begegnete und sie wirkte weit stärker auf mich, als die Erzählung selbst, so sehr mich diese bewegte. Spricht sie nicht über sich, als sei sie eine Dritte unter uns? dachte ich. Es wehte mir kühl entgegen, aber dieser Hauch machte mich glühen.

Das Mädchen schwieg und schaute ins Land hinaus, aber weder betrübt noch versonnen, sondern mit Augen voll Festigkeit. Ich sah ihr Gesicht in Wahrheit erst nun und begriff, daß seine Schönheit in seinem Leben lag, nicht aber in der Regelmäßigkeit der Züge. Ihr Alter war sehr schwer zu bestimmen, ich schloß auf etwa dreißig Jahre, aber es gab Augenblicke, in denen der Ausdruck dieses Gesichts dem eines Kindes glich. Er wechselte ununterbrochen, aber in den beständigen Grenzen eines bewußten Halts. Ich glaubte in dem lebensvollen Spiel dieses Bildes keinen Zug zu vermissen, der einer echten Weiblichkeit entsprach, aber jede Empfindung bot sich wie in einer lebensmitleidigen Erfahrung ihrer selbst dar, als habe sich dem Begriff der Unschuld eine neue Ahnung aus den Bereichen der Erkenntnis zugesellt. Wunderschön war ihre Hand, hellbraun und ein wenig breit, fein, aber nicht zart.

„Wie heißen Sie?" fragte ich plötzlich in unser Schweigen hinein.

Sie nahm mir statt einer Antwort den Hut ab und strich mir das Haar aus der Stirn, fest und einfach, nur wie um ihren Blicken Raum zu schaffen. Sie sah mich mit prüfendem Ernst an und sagte dann langsam:

„Ich heiße Teja. Nennen Sie mich so. Für uns Frauen ist eigentlich nur der Name bezeichnend, den wir später im Leben durch diejenigen empfangen, die uns nahestehen, und den wir dann gewissermaßen selbst für uns wählen. Der Familienname besagt nur bei Männern etwas. Ich bin Teja."

Ich dachte: Sie lächelt selten, wie Leute, die an Verständnis viel oder nichts bei anderen voraussetzen und der Wirkung ihrer Worte sicher sind, oder denen nichts daran liegt, ob sie richtig verstanden werden. Ihre Art Menschlichkeit, Verstand und Sitte vorauszusetzen, ehrte und beglückte, mir war, als könne diesem Wesen gegenüber keine Niedrigkeit noch Schlechtigkeit standhalten, es war frei und stark und doch voller Geheimnisse. Dabei aber keineswegs auf jene Art gut, wie man gewohnt ist, einen Menschen gut zu nennen, vielmehr lag dieser Natur alle Arglosigkeit im Sinn einer selbstlosen Schwäche fern, sie war gut und gefährlich, und durch keine Wertung zu bezeichnen oder zu richten, die nicht ohne Vorurteile auftrat. Mein Herz schlug vor Glück und Unruhe. Tausend rasche Worte zu ihrem Lob brannten mir im Blut und darüber wurde ich traurig und verstand nicht, ob mich mein Schweigen betrübte oder der Zwang, rühmen zu müssen, was ich fürchtete.

„Ich müßte lange, lange leben", sagte ich unmittelbar.

Teja sah mich an, als ob sie fragen wollte: Was bringt Sie denn plötzlich zu diesem Ausruf? Aber sie fragte nicht, vielleicht, weil sie nicht hören wollte, daß das Rätsel ihres Reichtums und ihrer Klugheit meinem Geist in Qual und Liebe den Wunsch einflößte, sie im Zusammen-

hang mit allem Lebendigen ganz zu verstehen und zu würdigen. Vielleicht wußte sie aus ihrer Erfahrung, daß wir Männer, wenn uns Verstand und Anmut bei einer selbständigen Frau begegnen, zu jener leidenschaftlichen Überschätzung gezwungen werden, die allein unsere erwachende Liebe vor uns selbst rechtfertigt. Ich wußte es nicht, und weiß es heute noch nicht, denn wahrscheinlich liegt diese Annahme schon im Bereich jener Überschätzung. Teja sagte nach einer Weile flüchtigen Besinnens, in einem Ton, mit dem man eine zufällige Ablenkung höflich, aber nicht allzu gewichtig, in die Unterhaltung aufnimmt:

„Ich würde mich niemals sonderlich um einen jungen Mann kümmern, der nicht die Überzeugung hat, lange leben zu müssen. Das Liebäugeln mit dem frühen Tod ist für schwächliche Naturen bezeichnend, oder für eine Unreife, die man nicht ernstlich in Betracht ziehen kann. Solche Verfassung verrät mir nur Unausgeglichenheit der Verhältnisse, Übernommenheit oder Blindheit gegen die eigenen Rechte und Grenzen."

„Wenn man Sie so sprechen hört, könnte man Sie für herzlos halten."

„Bitte", antwortete sie kühl, aber dann verwandelte sich ihr Ernst plötzlich in Heiterkeit, sie lachte mir gerade ins Gesicht und sagte:

„Die Tage, in denen ich genötigt bin, meine Lebenszeit zu absolvieren, werden bis an ihren Niedergang darauf schwören, daß Herzenswärme und Güte nicht von Blindheit, Weichmütigkeit und Selbstbescheidung zu trennen sind. Verstand ist für sie nicht ohne Kälte denkbar, Scharfsinnigkeit nicht ohne Falschheit, und Kraft

nicht ohne Roheit. Wäre die Luft, in der die Evangelisten dieser Anschauung atmen, nur nicht so dumpf und verbraucht. Oft meine ich, gerade die redlichsten und rechtschaffensten Menschen unsrer Zeit tragen noch immer die altmodischen Kleider toter Ideale, sie richten ihre Bewegungen, ihren Schritt, ihre Gebärden nach diesem Stil und benennen in gewaltsamer Beharrlichkeit das Licht ihrer neuen Hoffnungen nach dem Kerzenschimmer dieser moderigen Betrachtungsart. Sie können schon nicht mehr so denken, wie sie nach ihrer veralterten Überzeugung glauben denken zu müssen, so bezeichnen sie nun die neuen Erfahrungen mit dem alten Namen, wollen wahr genannt wissen, was sie längst nicht mehr glauben, und preisen bei sich und andern, was sie schon zu verachten begonnen haben."

„Das ist eine gelegentliche Rechtfertigung meiner Lumpen", antwortete ich. „Aber ich lege auf diese Beurteilung kein Gewicht. Ich glaube, daß es immer so war und immer so sein wird. Ich glaube nicht an die Wichtigkeit des sogenannten Wandels der Zeit, und halte keine Epoche für alt gegen eine andere für neu. Es hat niemals eine Jugend gegeben, die nicht ihre Zeit als neu, gegen die Zeit ihrer Väter als alt gehalten hat. Wer die Schuld für Mißstände im Haushalt des eigenen Wesens auf die Zeitverhältnisse schiebt, versteht weder sich noch die Zeit. Jede Zeit bietet jedem Menschen das gleiche. Es kommt nur darauf an, wer man ist. Ich glaube, daß es seit Adams Lebenstagen bis in diese Stunde unseres Zusammenseins in der Welt niemals darauf angekommen ist, ob etwas alt oder neu, sondern nur darauf,

ob es echt oder unecht war. Meinen Sie, ich liefe, das Herz voll erbitterten Widerspruchs, in Lumpen durch die Welt, weil mir die Menschen zu schlecht, zu armselig oder zu unwert seien, als daß ich es unter ihnen aushielte? Ich will allein sein und von niemandem behindert werden, am wenigsten durch eigene Pflichten an vergänglichem Werk, die die Gemeinschaft mit Menschen unerbittlich und mit Recht vorschreibt. Was mich aber in die Einsamkeit treibt, ist meine Erwartung, daß es nichts Hoheitsvolleres, nichts Gewaltigeres und Herrlicheres in der Welt gibt als den Menschen. Ich fürchte einen Tagesverlauf, der mich verführt, im Wirrwarr der Erscheinungen den Blick auf das Ganze zu verlieren, oder in die Enge eigener Interessen zu geraten. Wer behauptet, die Unruhe der bunten und schmutzigen Lebensgassen habe ihm die Augen für die Niedrigkeit der Menschen geöffnet, der soll mir zuerst sagen, was er unter ihnen gesucht hat. Ich habe zu oft als Grund der Enttäuschungen erfahren, daß es der eigene, vergängliche Vorteil war, der nicht gefunden worden ist. Ich will in meinem Glauben an die Hoheit des Menschen nicht gestört sein, das ist alles. Welches Geschick mir die Menschen bereiten, ist mir so gleichgültig wie mein Kleid. Je mehr ich von ihrem Wert erkenne, um so reicher wird mein Leben gewesen sein."

„Sie sind ein glücklicher Mensch," sagte Teja ruhig und einfach, „aber ich kann nicht fühlen und denken wie Sie, denn ich habe zuviel gelitten."

Ich bedurfte des Aufwands meiner Kraft, um der Bewegung Herr zu werden, die mich nach diesen Worten befiel. In solchen Augenblicken, in denen sich die Tatsache

eines menschlichen Erleidens ohne Willkür in die Welt unserer Überzeugungen drängt, erliegen wir am leichtesten, und machen im Umgang mit geachteten Menschen wieder und wieder den Fehler eines raschen Zugeständnisses aus Rührung. Diese Zugeständnisse aus Schwäche aber sind der verhängnisvolle Beginn aller künftigen Mißverständnisse, vieler Enttäuschungen und der in Bitterkeit nahenden Trennung. Sie nehmen uns die wichtigste Vorbedingung zu jeder vernünftigen Gemeinschaft, unsere innere Freiheit. So antwortete ich nach einer Weile:

„Nun werden Sie es sein, die mich herzlos nennt, denn ich glaube Ihnen nicht, was Sie sagen. Das Leid, das uns Menschen in Wahrheit die Liebe zu den Menschen rauben kann, steht in Ihrem Gesicht nicht geschrieben. Ich glaube Ihnen, daß Sie viel zu ertragen gehabt haben, aber wen klagen Sie mit Recht an? Ihre bedauernswerten Eltern, jene Verwandte, die eng und armselig nur das Ihre suchte, den Mann, den Sie verlassen haben, oder einen späteren, von dem Sie sich vielleicht auch getrennt haben, ohne, wie Sie sagen, die Gefühle klar scheiden zu können, die die Ursache dieser Trennung gewesen sind? Oder gar das Leben, dies ungreifbare Schuldbuch der Unmündigen im Geist, und aller, die nicht wagen, in die Kammern der eigenen Brust zu schauen? Nein, solcher Art Bedrängnis oder Erleiden ist Bestand eines starken und reichen Lebens und wird immer über kurz und lang zu einer fast wohltuenden Wehmut, selbst der Tod vermag keine Wunden zu schlagen, die nicht heilen. Die Bekenntnisse unversöhnbaren Leids dagegen erfährt die Welt nicht, denn denen, die sie machen

könnten, ist der Mund versiegelt, ihr Stolz schließt ihre Lippen, bis die Erde sich über ihrer Schmach und ihrem Weh schließt. Sie haben kein Recht zu sagen, daß Sie zuviel gelitten hätten, um noch groß und gut von den Menschen denken zu können."

Teja hob den Blick und ich sah in ihren Augen Neugierde und Zweifel, auch einen Schatten jenes Mißbehagens, das uns befällt, wenn wir nach bereitwilligem Eingeständnis dessen, was uns bewegt, eine Zurückweisung erfahren. Aber daneben flammte ein Licht der Erwartung, wie es nur in Frauenaugen aufzuglimmen vermag, es verrät Verheißungen und Empfänglichkeit, und entspricht dem Glanz in den Augen eines Mannes, der Verheißungen und zugleich den Willen zu Taten erweist. So fragte sie mich ohne Worte, aber in einer unbarmherzigen Herausforderung, und ich fühlte, daß ich reden mußte, um ihr nun zu sagen, von welchem Leid ich gesprochen hatte und was es sein möchte, das mir den Schluß, den sie aus ihrem Ungemach zog, als voreilig erscheinen ließ.

Da befiel es mich wie heißer Wind von den Höhen her, zu denen ich meine Augen in der Verlassenheit meines armen Lebens richtete, um nicht zu sterben. Ich begriff ungewiß, daß nur noch ein Gott zu scheiden vermochte, ob ich um meinetwillen sprach oder um derer willen, die leiden. Nur wer die leidenschaftliche Glut der Ergriffenheit kennt, weiß, daß es Augenblicke gibt, in denen der Anwalt seiner Sache mit ihr verschmilzt, indem er allein ihr dient. Es sind die reinsten und höchsten Augenblicke unseres Lebens, sie sind dem Geiste des Weibes versagt, und in diesem Unterschied der Beschaffenheit

liegt der Ursprung aller Feindschaft zwischen den Geschlechtern.

„Teja," sagte ich, „das Leid, für das es keine Versöhnung gibt, ist denen vorbehalten, deren Liebeskraft und deren Inbrunst der schrankenlosen Hingabe ohne Makel war, und die beides verströmen ließen und doch in der glühenden Preisgabe ihres ganzen Werts zurückgestoßen und verachtet wurden. Nicht von einem Beliebigen, denn kein großes Herz gibt sich im Irrtum hin, sondern von demjenigen, der in Wahrheit solcher Liebe und Hingabe wert war. Hier erst beginnt die Finsternis eines Geschicks, in dem die verblutende Liebe nicht heilen kann, sondern ihr Quell als verzehrender Haß weiterströmt, wenn für Augenblicke die Liebesbewußtheit erlischt. Solchem Herzen ist kein Ausweg gegeben, wie es das Leben in einem tragischen Mitleid denen gewährt, die Heilung in Verachtung, in Erniedrigung und endlich im Vergessen des geliebten Menschen zu finden vermögen, der annehmen, erwidern und doch verachten konnte. Nein, diesen Ausweg verschließt den grausam Erwählten die nie ruhende Gerechtigkeit der sehenden Liebe, die nicht deshalb gering zu achten vermag, weil sie nicht geachtet wurde. Begreifen Sie, was es heißen mag, wenn der edelste Stolz eines Menschen zertreten, und wenn sein tiefstes Leben ins Mark getroffen wird? Daß die Himmelsglut der Liebe sich nun auf den Lippen in tödlichen Haß verwandelt, daß beim Anblick selbst des Heiligsten in der Welt, des eigenen Kindes, Haß und Liebe in furchtbarer Gemeinschaft ihrer Wechselwirkung an den Quellen des Lebens würgen, und daß bald selige Hoffnung, bald das Gift

verzehrender Bitterkeit in die reine Welt hinüber zünden, in der durch Kinderaugen sich den Glücklichen die Zukunft auftut. Daß der Ruf aus der Tiefe: Ich liebe dich! heißt: Ich hasse dich! Daß der aus tausend Martern geborene Schrei: Ich töte dich! widerklingt, als hieße er: Ich segne dein starkes Leben. Und was hindert ein solches Herz an seinem Frieden? Sein hoher Anspruch, nur sein Wert! Teja, der Gott, der die Quellen unseres Gemüts eröffnet hat, aus denen diese dunkle Kraft im Licht einer neuen Erkenntnis strömt, kann solch ein Herz nicht mehr erlösen. Es ist die von Schmerzen glühende Weltenwiege eines neuen Gottes . . ."

Ich war aufgesprungen und hatte mit meinen Worten den Halt verloren, den uns die nützlichen und vernünftigen Beschränkungen auferlegen, unter denen sich der gewöhnliche Verkehr der Menschen, als ein freundlicher Austausch der Gedanken, zu vollziehen pflegt. In der Stille, die nun entstand, da Teja schwieg, atmete ich den Sonnenschein ein, wie ein glücklicher Kranker, und fühlte mich preisgegeben, obgleich ich nicht von mir gesprochen hatte. Ich dachte an verlassene Wege, die über hell beschienene Berghöhen führen, und an die Einsamkeit, wie an einen Trunk aus einer himmlischen Quelle. Als ich aber die gesenkten Augenlider, den Mund und die Hände des Mädchens sah, dachte ich: Ich bin ein Narr!

Sicherlich war der fast nüchtern wirkende Verstand dieses klugen Mädchens die Veranlassung, daß sich meine Empfindungen in einem Gemisch von Widerspruch und Bewunderung so rückhaltlos entzündet hatten, als gälte es, ein uraltes Hindernis zu bestürmen. Ich empfand nun

deutlich, daß mir plötzlich weit wichtiger wurde, Teja möchte meine Beweggründe verstehen, als das, was ich gesagt hatte. Sie hatte die Hände um die hochgezogenen Kniee gefaltet und sah immer noch vor sich nieder, als suchte sie etwas am fernen Boden, das sich von selbst in das Bereich ihres ruhenden Blicks begeben sollte. Es war mir unendlich gleichgültig geworden, ob ich sie überzeugt hatte, ich war mir nicht einmal mehr bewußt, wovon ich sie hatte überzeugen wollen. Etwas ganz Neues stand, unaussprechlich wichtig, im Lebensvordergrund der Stunde. Hatte ich nicht allein deshalb gesprochen, weil der Sonnenschein sein stilles goldenes Lachen in diesen blonden Haaren leuchten ließ und weil die Neigung dieses Nackens wie ein holder schattiger Weg in ungewisse Landschaften des blühenden Lebens lockte, oder weil die Hände auf den Knien, warm und blaß, meine Stirn und meine Augen selbstvergessen und ruhlos machten . . .

Als Teja nach einer Weile die Augen hob und unsere Blicke sich trafen, geschah uns das Leben, als stürzten wir in einen glühenden Abgrund voll Himmelslicht und Tränen, ergriffen und dahingetrieben vom heißen Odem eines Weltwillens, der alle Vernunft, Bedenken und Halt sich untertan machte. —

Ich erwachte durch eine Stimme neben mir, durch Abendsonne und einen Vogelruf, die hohen Gräser wiegten sich im kühlen Blau des Himmels und langsam kamen die Dinge der Welt zu mir zurück, wie unter einem lieblichen Schleier aus Mut und Traurigkeit. Mitten in ihnen triumphierte in heiterer Erdensicherheit eine un-

überwindbare Allmacht, für deren Wesen kein Name erschaffen ist, da nannte ich sie Teja.

Das Kinn in beide Hände gestützt, die Ellenbogen im Gras, sagte ein tiefer Alt zu mir:

„Ich kenne nicht einmal deinen Namen."

* * *

Als wir vom Hochwald her über die Landstraße in die Einfahrt zum Schloß einbogen, lagen schon die ersten Schatten der Abenddämmerung in den Mauerwinkeln des hohen Tors, das alt und grau, von Buchen beschattet, in den Hof führte. Mitten darin erhob sich das Kreisrund eines Brunnens und die Steintreppe zum Herrenhaus lag im Abglanz der roten Abendwolken. Der Verwalter, ein breiter Mann mit einem großen, braunen Vollbart, dicht und farbig wie aus Honigkuchen, kam Teja entgegen, und als sie ihm Anweisungen gab, wie ich unterzubringen sei, nickte er ohne Erstaunen, bereitwillig und freundlich. Da ich Tejas Wunsch, mich in andere Kleidung zu schicken, abgelehnt hatte, blieb ihr nichts übrig, als mich wie einen Angeworbenen einzuführen, dem ihre flüchtige Gunst Arbeit zugesagt hatte. Sie sagte:

„Dem Mann ist Beschäftigung im Garten zu geben, bis sich etwas anderes findet, ich spreche später noch mit Ihnen. Überlassen Sie ihm ein Zimmer im Südbau, in dem er allein ist und geben Sie ihm alles, was er braucht, auch Kleidung."

Die Selbstverständlichkeit ihrer freundlichen Fürsprache war so herzlich und unbefangen, so ohne Demütigung für mich oder sie, daß ich leichten Sinns und heiterer als auf

unſerem Wege, dem Mann folgte, als Teja uns nach dieſen Worten ohne Gruß oder weitere Erklärung allein ließ und ins Haus ſchritt. Ich hatte es ſo und nicht anders haben wollen, denn als Teja mir unterwegs den Vorſchlag und das Anerbieten machte, als ihr Gaſt und mit den äußeren Merkmalen meines Standes im Schloß zu verweilen, hatte mich eine tiefe, bohrende Angſt befallen und für einen Augenblick erſchien es mir, als ſchritte ein Verſucher neben mir, der es ſich zur Aufgabe geſetzt hatte, mich aus der Freiheit meines Lebens in die genußreichen Wohltaten einer Welt zu locken, die ich fürchtete. Tejas Spott war argloſer Art, aber er verletzte mich, und mein Eigenſinn wuchs. Ich ſah mich, ihrem Wunſch gegenüber mich zu erklären, machtlos.

„Glaubſt du denn, ich lebte mein Leben, wie es dir erſcheint, aus Armut oder Laune? Es ſchmerzt mich, daß ich dir etwas abſchlagen muß, was iſt der Liebe ſchwerer als eine Abſage, aber glaube mir, ich bleibe was ich bin. Meine Freiheit iſt mir mehr, als anderen Nahrung, Licht oder Wohlſtand bedeutet, ich gehöre nicht in dieſe Welt, und ſelbſt, wenn ich als Gaſt in ſie eintrete, verdirbt ſie mich. Ich bin bei deinem Weſen zu Gaſt, bei deinem Lächeln, deiner Schönheit, deinem Herzen, aber nicht in den Stuben des Mannes . . .“

Nun verſtand ſie mich beſſer.

„Das will ich gelten laſſen,“ ſagte ſie, „du kannſt ja auf dem Gut arbeiten, dann ſchaffſt du ſelbſt dir dein Gaſtrecht, aber ganz ſtimmt das nicht, was du ſagſt.“

Wir ſchwiegen beide und jeder mag auf ſeine Art den Gedanken gefolgt ſein, die durch Stolz und Hoffnung und

Leid in die Zukunft einer Liebe führten, die nicht unter Erwägungen, Prüfungen und Vorbedacht erwacht war.

Ganz ließ sich nun freilich nicht vermeiden, daß ich meine Kleidung vertauschte und ergänzte, daß aus Vernachlässigung ein gewisser Wohlstand wurde, eine Ordnung, die sich dem Stil der Stellung anpaßte, die ich als ein Mitglied der Arbeitsgemeinschaft des Gutes einnehmen wollte. Ich fügte mich soweit, als es die Würde derer forderte, die meine Gefährten sein würden, jedoch nicht anders, als ich es getan haben würde und immer getan hatte, wenn ich irgendeine Beschäftigung übernahm, um Geld zu verdienen oder Ruhe zu finden, die ich oft gesucht, aber niemals ertragen hatte.

Als ich auf die Kammer geführt worden war, die ich bewohnen sollte, warf ich mich aufs Bett, als kaum die Tür sich hinter meinem Führer geschlossen hatte, und sah die Dämmerung im Raum wachsen und hörte mein Herz seine Lebensschritte tun. Es drangen nur vereinzelte Geräusche durch das geöffnete Fenster zu mir herein, das kleine Schloß lag im Waldgelände, wie ein Fels in grünen Meerwogen, einsam und von keiner Hast der Welt berührt. Einmal zog eine singende Stimme vorüber, sie schien aus dem Wald aufzutauchen, unter freiem Himmel ihre Schwingen zu heben und wieder im Wald zu versinken. Ich sah am Abendhimmel einen Stern aufblinken, hell wie Messing, und ganz allein funkelte er im blassen Silberblau über einer rötlichen Hochebene von Wolkenzügen, die still wie ein Gebirge im Westen standen.

Eine Altstimme von fast schmerzhafter Innigkeit und unwirklicher Süße sprach in mein gestaltloses Denken

hinein, es war die Stimme, die am Morgen dieses Tages erwacht war, und die eine belebte Welt gegen die meine ausbreitete, wie wenn nach einem Dammbruch das Meer sich über Äcker und Wiesen ergießt. Es war alles neu geworden und ich war ungewappnet und dachte: Ich bin wie Einer, der plötzlich erwacht und einen Feind in voller Rüstung vor sich aufgerichtet erblickt, und noch indem er sich zum Kampf anschickt, fühlt er, daß sein Herz ihn an diesen Feind ausliefern wird. So kämpft er nun zugleich nach innen und außen in ratlosem Gehorsam. — Teja hatte auf dem Weg zum Schloß noch viel über sich und ihre Schicksale gesprochen, beruhigt und sicher, voll lieblicher Entschlossenheit. Wo bei uns die durchschienene Dämmerwelt der Wunder beginnt, da fängt bei euch Frauen die Eintracht mit den Dingen an, dachte ich, gegen den traumbefangenen Widerstreit setzt ihr die klare Wirklichkeit des Erreichbaren, ihr begreift das Geschehene wie eure Pflicht, aber ich fasse das Geschehene nur, indem ich aufs neue dich ergreife, und indem ich dich halte, beginnt das Wunder aufs neue sein Glühn.

Dann hörte ich Teja sprechen und lauschte ihr zum zweitenmal, indem ich ihre Worte in meiner Erinnerung erklingen ließ. Aber seltsam, weder ihre Gebärde, noch der Tonfall ihrer Stimme ließen sich heraufbeschwören, sobald der Sinn der Sätze sich um andere Dinge als um Liebe drehte. Ich hatte erfahren, daß sie nach Jahren des Steigens und Sinkens zu guter Stunde dem Manne begegnet war, unter dessen Dach ich nun weilte, und daß er ihr Leben an das seine zu fesseln gewußt hatte mit einer fast väterlichen Liebe, denn er war viel älter als sie, mit

dem kühlen Ernst seines leidenschaftlosen Willens, mit seiner Klugheit, seinem Reichtum. Teja sprach mit großer Achtung von ihm, mit Wärme, aber ohne Glut, gemessen und vorsichtig, wie man von einem Gut spricht, dessen man nicht durch Bande des eigenen Herzens gewiß ist. Sie erwähnte die Liebe dieses Mannes zu ihr nicht, aber sie klang durch alles, was sie von ihrer Neigung zu ihm sagte. Ich erlebte sein Bild in der Gestalt Eines, der sein Verständnis für dieses seltsame Mädchen mit der wehmütigen Lebensgeschicklichkeit des klugen Alternden seiner Liebe zu allen Genüssen verband, die sein Reichtum ihm erschloß. Meine Liebe erzitterte, wenn ich hier Tejas Wesen nachsann, und ich schloß die Augen in einer gestaltlosen Hoffnung, wie die Jugend sie aus ihrem Rausch nimmt.

* * *

Durch Spätsommertage voll Glück und Unruhe sah ich dem kommenden Herbst entgegen. In meiner Kammer standen ein Tisch, ein Lehnstuhl aus Rohrgeflecht, ein Holzbett mit weißen Kissenbezügen und ein uralter geschnitzter Bauernschrank, der wunderlich bemalt war und in dem der Wurm tickte. Von meinem Fenster aus sah ich über eine Wiese hin den nahen Wald, hinter dem die Abendsonne glühte, deren Schein gelblich durch die gelichteten Baumkronen in meine Kammer fiel. Der kleine Raum lag dann in der überwachen Helligkeit warmer, windiger Herbsttage, er schien gelichtet wie die Natur umher, seine helle Öde war freundlich und machte doch unruhig.

Da ich meine Arbeit einteilen konnte, wie ich wollte und viel Zeit hatte, füllte sich mein Tisch mit Büchern, die Teja, die ich täglich sah, mir gab. Ich nahm sie aus dem Bibliothekzimmer des Schloßherrn mit, und mein Nachtlicht erlosch oft erst mit der Morgendämmerung. Aber ich fand keine Sammlung und durchkostete das Glück dieser Tage mit bösem Gewissen. Ich begriff die Wohltaten eines solchen Lebens, aber mir war, als genösse ich sie zu Unrecht, ich traute ihrem Bestand nicht, und nach jeder Hingabe an ihren Wohlstand befiel mich eine ratlose Traurigkeit. Mir erschien es, als sei ich durch eine voreilige Gemeinschaft mit diesen Gütern zu einer Untreue gegen mein Los verführt, wie im Aufbruch durchirrte ich oft die Stille, wie ein gelittener Gast, und es gab Stunden, in denen ich mich als unwillkommener Eindringling empfand, zugleich als stolz und als undankbar. Aber ich konnte um Tejas willen nicht von dannen finden, obgleich alle Stunden, die ich mit ihr verlebte, mich in gleichem Maße marterten, wie sie mich beseligten. Auch sie war zuweilen ratlos, aber ich sah es nicht, weil sie es nicht aus gleichen Ursachen wie ich war. So gewann sie bald jene Überlegenheit zurück, die ich seit unserer ersten Stunde an ihr haßte, weil sie nicht aus der Weite ihres Wesens stammte, sondern aus seiner Kälte. Was mich aber immer wieder versöhnte, war ihre Ehrlichkeit, niemals versuchte sie anders zu erscheinen als sie war, und ihre kleinen Eitelkeiten und Lügen verachtete sie selbst am meisten und konnte über sie spotten, noch ehe sie den Vorteil ihrer Wirkung wahrgenommen hatte. Was aber ihr Wesen am gefährlichsten machte, war das Wunder, daß

ihr an Schamlosigkeit grenzender Hang zur Aufrichtigkeit niemals den Zauber ihrer weiblichen Reize durchbrach, immer fand ihre Preisgabe zugleich den Schleier, der sie verhüllte. Wohl kannte sie die verderbliche Süßigkeit der Selbstentäußerung im Genuß, aber sie nahm und gewährte die Nahrung von Leib und Blut wie einen Atemzug und nicht wie eine Speise. Aber ihre Seele blieb bei aller Offenheit undurchsichtig, oft fror mich und ich litt an meinen Hoffnungen, in denen ich von selbstvergessener Hingabe und törichter Zärtlichkeit träumte. Mir war zuweilen, als sei ich aus einer warmen Welt verstoßen, deren Menschen ich glaubte geringachten zu müssen, denn ich brauchte meine Kraft. Aber es trafen mich heimlich Augen, deren Blicke wärmten, ich dachte an die Hilflosen, die wehrlos Fühlenden, die Durchsichtigen in ihrer Ohnmacht, sich gegen die eigene Übermacht der reichen Seele zu schützen. Wohl empfand ich sie als schwach, aber ich segnete sie doch. Mir war, als ob durch solche Durchsichtigkeit das Himmelslicht in die Welt bräche, das uns heilt.

Tejas Achtung vor meiner Person wechselte oft mit spöttischem Widerspruch, der voller Geringschätzung war, aber ihre Ehrfurcht vor meiner Liebe war ohne Makel. Ich erlebte in ihrem Wesen zum erstenmal das Wunder, daß das Weib Gefühle und Zustände in Wahrheit zu durchleben vermag, die es im Grunde nicht hat, eine Eigenschaft, die dem Manne versagt ist, so oft er auch glaubt, sie zu besitzen. Je mehr ich aber lernte mich zu verschließen, um so schmerzvoller brannte und pochte die Glut meiner Liebe in den verdunkelten Kammern der Brust.

Einmal, nach einem Gespräch voll Ernst, in dem wir beide einander verschwiegen, daß der Gedanke an die nahe Zukunft uns quälte, schien es mir, als ob Tejas Erinnerung an unsern ersten Tag einen Stachel heimlicher Scham in ihr zurückgelassen hätte. Sie sagte zögernd zu mir:

„Es ist seltsam, wie rasch vor dir alle Schranken fallen."

„Ich habe mir Sittlichkeit niemals zur Aufgabe gesetzt, Teja", entgegnete ich, einem Gedanken folgend, den sie in mir anregte. Sie verstand nicht, wie ich zu dieser Antwort kam und sagte zweifelnd:

„Das klingt sehr hochmütig."

„Es kann Anmaßung sein, aber auch Andacht, die mich sagen läßt, was ich erst unter deinen Worten in mir erlebe. Ich sage nur die Wahrheit, den Rest entscheide du, oder wer will. Je mehr ich bedenke, welcher innere Zustand die Voraussetzung dazu ist, daß man sich Sittlichkeit zur Aufgabe macht, um so leidenschaftlicher lehne ich die Gemeinschaft mit solchen Seelen ab."

Einen Augenblick verstand sie und lächelte mir zu, und immer, wenn ich ihrer gedenke, überströmt mich der Glanz, der mit diesem Lächeln aus ihren Augen brach. —

Den Hausgenossen begegnete ich wie im Traum und entsinne mich ihrer nur noch, als habe ich sie auf Bildern gesehen. Alle, die mir gleichgestellt waren, wichen mir aus, der Gärtner und der Verwalter behandelten mich mit einer abwartenden Höflichkeit. Man schien in gleichem Maße an die Launen Tejas gewöhnt zu sein, wie

man mit irgendeiner herannahenden Kraft rechnete, die ihnen nachsichtig, aber allmächtig Schranken zu setzen vermochte. Aber niemand trat mir zu nahe. Nur eines greisen Hausdieners entsinne ich mich noch deutlich, der wie ein Gespenst durch Hof und Stuben geisterte und für alles und nichts dazusein schien. Die erstorbenen Formen seines hochmütigen Umgangs mit jedermann reizten mich, ich empfand in ihm meinen unversöhnlichen Gegner. Er kam mir wie ein zurückgelassener Wächter vor, voll zwischenträgerischer Bosheit und als Tejas Feind. Aber sie lachte mich aus, als ich einmal darüber zu ihr sprach.

„Hier ist mir alles feindlich gesinnt, alles, nur der Herr selber nicht, aber in seiner Neigung zu mir stellt er sich in Gegensatz zum Herkommen seiner häuslichen Heimat, vom Wetterhahn bis zu den Gräbern seiner Väter. Er sieht es nicht, oder will es nicht sehen, aber ich weiß es und täusche mich nicht. Mein Geist wandert hier durch die Reihen von hundert feindlichen Geistern, aber ich nehme den Kampf auf und wiege mich nicht in falscher Sicherheit. Wer sich gehen läßt, weil er sich für beliebt hält, hat schon halb verspielt."

„Wie voll Unfrieden muß dein Leben sein, Teja."

„Ja, es muß so sein. Vielleicht habe ich darauf verzichtet, mir innerlich Ruhe zu schaffen, ich bringe kein Opfer mehr."

„Du bist klug, Teja."

„So, wie du mich jetzt klug nennst, sagt man es einem Menschen, den man für schlecht hält."

„Aus meinen Worten sprach kein Vorwurf, sondern eher etwas wie Neid."

„Ihr umkleidet eure Vorwürfe immer mit der Behauptung, es seien keine. Ich weiß nicht, ob du selbst in dem Sinn klug bist, wie du es also gemeint haben willst, aber da du Verstand hast . . . warte. Das Leben wird dich klug machen, und du wirst vielleicht niemanden mehr beneiden. Du bist jung, das ist alles, und deshalb kannst du mich hierin noch nicht verstehen."

„Glaubst du, das sei es?" fragte ich. „Du zwingst mich, dir zu gestehen, daß es doch nicht allein Neid war, der mich zu meiner Aussage trieb. Neid war es nur aus meinem Wunsch heraus, so ohne Hemmung glücklich sein zu können, wie du es zu sein vermagst. Es ist auch nicht meine Jugend, die dir widerspricht. Wenn alt werden in solchem Geist klug werden heißt, wie du es bist, so werde ich nicht alt."

„So sprichst du, weil du jung bist. Wir kommen nicht zu Ende. Was war es denn, wenn es nicht Neid war?"

Da befiel mich wie ein kalter Windzug die Gewißheit, wie gereizt diese Frage klang, und daß ich selbst in einer heimlichen Erbitterung gesprochen hatte. Ich fühlte, daß ich alles längst gesagt hatte, was mir zu sagen gegeben war, und daß es mir nun nicht helfen würde, so wenig es mir bisher geholfen hatte. Mich befielen Trauer und Mutlosigkeit und ich begriff die Ernüchterungen und Verkleinerungen, die mit der Gewöhnung vom Wesen des Weibes ausgehen. Aber wo suchte ich nicht überall nach Lösungen der Zweifel, die mich bedrängten! Nur dort nicht, wo ihr Ursprung war, denn es ist das Verhängnis dessen, der mehr liebt, daß er das Fehlende bei

einem geliebten Menschen sich selbst zur Schuld anrechnet, solange er noch glaubt.

Wir gingen den herbstlichen Waldweg hinunter, der zu den Fischweihern führte. Teja trug ein langes, schweres Kleid aus rauchfarbener Seide und einen glanzlosen Goldreif im Haar. Ihr schöner Hals war entblößt und ihr Schuh aus rotem Leder, feiner als dünnes Tuch.

„Lächelst du über meinen Aufzug, hier in der Einöde?" fragte sie. „Wenn es kraus und trüb in meinem Innern aussieht, so hilft mir oft ein prächtiges Kleid. Dir helfen heute noch Lumpen, aber du bist auch zu Opfern bereit. Komm, widersprich mir nicht, heute könntest du mich nur verletzen. Auch ich war einmal zu Opfern bereit. Bis die Sonne fort ist, laß uns hier niedersitzen, und du erzähle mir. Sprich von dem, was du hast erleiden müssen, und verzeih mir, wenn es mich tröstet."

„Das kann ich nicht."

„Ich weiß. Bisweilen, wenn man dich sprechen hört, möchte man meinen, dein Leben habe dich durch ein einziges Paradies von schönen und heiteren Erlebnissen geführt, immer nur zu besonderen Menschen und stets durch Erfahrungen, die dir Mut und Kraft gemacht oder dich erhoben haben. Ich weiß aber, daß dies nicht wahr sein kann. Du hast auch Genüsse durchkostet, die anderer Art sind als diejenigen, von denen du bisweilen berichtest, und du hast an Schmach, Entbehrungen und bitterer Zurückgesetztheit manches erlitten. Es müßte nicht das gleiche Leben sein . . ."

„Ich würde niemandem raten, meine Wege zu gehen, Teja, es möchte ihm das Wichtigste fehlen, aber ich kann

weder von meinen Genüſſen, noch von meinen Leiden ſprechen, am wenigſten auf die Art, wie du es heimlich forderſt. Mir iſt, als müßten die Tatſachen meines Erlebens in ihrer alltäglichen Form Mißgunſt oder Mitleid heraufbeſchwören, aber nicht die Teilnahme, bei welcher der Betroffene auf eine Art zurücktritt, die Anderen ermöglicht, ſich an den Ereigniſſen zu beteiligen."

„Liegt dir denn daran? Weshalb?" Ihre hellen Augen ſahen voll ſuchenden Erſtaunens und faſt feindſelig in die meinen. „Weißt du, daß du ſo auch vor mir zurücktrittſt, und daß, indem alles, was du ſagſt, vielleicht meinen Geiſt beſchäftigt, es zugleich mich ſelbſt allein läßt?"

Ich erſchrak aufs tiefſte, vielleicht über die Wahrheit, die in dieſer Anklage lag, vielleicht auch deshalb, weil ich ahnte, daß Teja mir das zum Vorwurf machte, was ich, um ihrer Schuld willen, vor ihr nicht ſein noch haben konnte.

„Du wirkſt oft ſo lieblos und fern auf mich," fuhr Teja fort, „in allem, worin ich dir aus ganzer Seele folgen möchte, fühle ich zugleich deinen Willen zur Fremdheit. Deine Hand entgleitet, noch ehe man ſie recht hält. Heute glaube ich oft beſſer als früher zu verſtehen, daß du wirklich ein Landſtreicher biſt. Ich habe dir mein ganzes Leben erzählt, ſo offen, wie ich niemals geglaubt habe gegen einen Menſchen ſein zu können, wenn ich aber an alles denke, was du mir geſagt haſt, ſo ſehe ich immer nur Andere und dich nur, wie du erſcheinen willſt, aber nicht, wie du biſt. Wie ſoll ich deine Liebe ohne dieſe Hingabe glauben? Mehr als dich und mich liebſt du

irgendein Fremdes, aber was iſt denn dieſes Unbekannte, und was willſt du eigentlich?"

Sie lächelte ungewiß, als habe ſie ſich in haltloſen Gedanken verirrt, aber ich verſtand mit Widerſtreben den Sinn ihrer Worte mit der Hellhörigkeit meiner Liebe. Meine Zweifel erwachten und flüſterten mir zu: Vernimmſt du nicht, was verſchwiegen wird? Glaubſt du, daß ſchon einmal ein Weib in der Welt zuerſt, klar und einfach, die Worte ausgeſprochen hat: Ich liebe dich nicht mehr?

„Warum ſagſt du mir dies, Teja, warum biſt du es, die es tut?"

Sie ſchwieg. Ich empfand die ferne Wahrheit ihrer Worte, ohne ihre Beziehungen zu meinem Schickſal zu erkennen, zugleich aber, daß Teja ſie nicht wegen dieſer Wahrheit ausſprach, ſondern um einer anderen willen, die ſich dahinter verbarg. So ſaßen wir nun ſtumm im Walde, im Abendwind, bis die Dunkelheit niederſank, traurig unter dem Druck des Unausſprechbaren ſchweigend, das uns quälte, und von dem es nur Befreiung in einer ſchmerzhaften Abkehr zu geben ſchien. Als der Mond aufging und die Welt langſam in ein neues und anderes Licht geriet, erhob ſich Teja und ſagte:

„Morgen kommt er."

Da verſtand ich, und ich ſah, als ſänken Vorhänge vor mir nieder, dunkle Wälder, endloſe Wege, das Heideland und totenſtille Nächte voller Sternbilder und hoher Weite. In noch entlegenerer Ferne, über den Landſchaften, glomm ein Lichtſchein voll herber Freude, von bitterer Kraft und Liebe. Mir war die Bruſt voll Tränen, aber

ich fühlte, daß sie ungelöst bleiben würden, und über ihrer Verhaltenheit erstrahlte ein kühles Entzücken. So vermochte ich, überwältigt von den Gebilden und Bewegungen meines Inneren, kein Wort zu sagen. Ich dachte: Werde schuldig an dir und mir, es wird schon gehen mit mir, ich finde etwas, und dann . . .

Da sagte Teja leise neben mir in der Dunkelheit:

„Dann bin ich alt."

Ihre Gedanken, die wie die meinen in die Zukunft geirrt sein mögen, werden auf einem anderen Wege zu diesem Ausspruch gekommen sein, den ich nun als Antwort auf meine heimlichen Worte nehmen mußte, aber er versöhnte mich und führte mich zu einer Nacht voll ruhiger Entschlüsse und gestaltloser Gedanken, die ich denken mußte, ohne sie zu verstehen. In solchen Augenblicken denken nicht wir, sondern es denkt in uns, wie von alter, nie erkannter Erfahrung her, seltsamer ist unsere Wesenheit niemals bestellt, als wenn sich ein großer Schmerz in ihr einbettet, den wir erst als Stille vor den Stürmen empfinden, und dessen Gewalt wir erst erfahren sollen. Er bereitet sich seine Stätte in unserer Seele, gräbt tief in ihr und dehnt sich unter Gold und Schutt aus, die er aus ihren Schächten an die planlos bewegte Oberfläche unserer Bewußtheit wirft.

Aber Tejas letzte Worte über mich bewegten sich in wehmütiger Inbrunst Stunde für Stunde in mir. Ich verstand sie bald als Anklage, bald als Klage, und erst viel später begriff ich, daß sie sie hatte sagen müssen, um sich selbst vor mir und sich zu rechtfertigen. Aber daß sie ihr zum Mittel geworden waren, hat ihnen ihre Wahr-

heit nicht genommen, eine Wahrheit, die langsam in mir zu einer schmerzlichen und stolzen Gewißheit emporgewachsen ist. Erst mit dem ersten Blick in unsere eigenen Augen beginnt die innere Freiheit für unsern Weg, auf ihm aber tut es wohl, offen gegen sich selbst zu sein.

Der neue Tag kam wie alle Tage, aber mit seinem hereinbrechenden Licht ernüchterte sich meine Entschlossenheit meines Wegs zu gehen, und aus Trauer wurde Verdruß und ein Trotz, der mich erbitterte. Eine ganz neue Kraft anderer Art wurde in mir lebendig, und ich war unzufrieden mit mir und voll Spott und Geringschätzung gegen mich selbst. Im Widerstreit meiner Gefühle blieb ich im Schloß, statt davonzugehen. Von heißer Selbstanklage bis zu den härtesten Vorwürfen gegen Teja, zermarterte ich mich mit der Frage nach der Ursache dieser trennenden Absage, die unausgesprochen Wahrheit zwischen uns geworden war. Für Augenblicke konnte mich zornige Empörung gegen Teja aus meiner Ungewißheit befreien: Ich verachte euch in eurem Genuß ohne Gewissen, in eurer Erniedrigung, die Entflammungen kennt, die fern aller edlen Hinneigung und außerhalb eurer selbst, die Speise von Leib und Blut zu den Tafelfreuden des Lebens gemacht haben. Ihr seid euch einig! Was fragt ihr nach der Gemeinschaft der Geister, wenn der Leib in die Gefangenschaft eurer entseelten Gier geraten ist, euch ist Mißbrauch Gewöhnung geworden, weil euch euer höchstes Anrecht versagt geblieben ist. Mit bitterer Deutlichkeit entsann ich mich der Worte, die Teja am Tage unserer ersten Begegnung zu mir gesagt hatte: „Ich vermag der Stimme meines Bluts zu lauschen,

wie ein Wanderer der Quelle im Wald, aber nicht wie ein Baum seinem Rauschen." Niemals hatte Tejas Liebe mir gegolten, sondern ihre Entflammung entstammte der Glut, die mit meinen Worten über das Leid derer, die in Wahrheit lieben, vor ihrem gierigen Heimweh nach Liebe entfacht worden war. Sie liebte in mir, was ihr versagt war, sehnsüchtig, neidisch und fröstelnd in ihrer sicheren Welt, die sie nicht lassen konnte. Aber mein Gram war durch keine Anklage und durch kein Eingeständnis eigenen Verschuldens zu tilgen, denn Liebe lebt nicht vom Wert ihres Gegenstandes, sondern weit eher zieht sie noch seinen Unwert in die selbstherrlichen Lichtbahnen ihrer Spur. Wer sich aber gar aus den Bereichen seiner Liebe in das Schattenland selbstgerechter Tugend zu flüchten vermag und dort Tröstung findet, ist armseliger als Einer, der niemals von Liebe berührt worden ist. So milderte nichts das unbarmherzige Bild des Daseins, das sich mir in strenger Macht zeigte.

Ich sah die Ereignisse des Tages wie ein beleidigter Zuschauer, bald auch als erlebte ich sie im Traum, die eifrige, festliche Freude, die Ausfahrt der Wagen, die Ankunft des Herrn, die hellen Fenster des Schlosses und ihr Ausblinken nach Mitternacht. Wie dieser Tag verstrichen war, so vergingen die nächsten, und ich kannte mich nicht mehr. Alles erschien mir denkbar, nur nicht, daß ich nun so lautlos und abseits davonschlich, ohne Abschied, ohne noch ein Zeichen der Gnade oder Ungnade empfangen zu haben. Ich wußte nicht, was ich erwartete, und manch klare Einsicht, voll geduldiger Erkenntnis, wechselte mit einer ohnmächtigen Wut der Machtlosig-

keit von Leib und Seele, so daß mir war, als ginge ich in tiefster Dunkelheit, zugleich gehorsam und närrisch. Ich verrichtete darüber mechanisch die Arbeiten, die sich mir boten, und kämpfte oft um ein paar unbefangene Worte mit dem Gärtner oder Verwalter wie um mein Seelenheil. Sahen nicht alle unsere Schmach? Dabei wartete ich ohne Unterlaß auf irgendeine Entscheidung, obgleich ich wußte, daß sie gefallen war. In einer bestimmten Region meines gequälten Daseins verachtete ich mich bis zur Selbsterniedrigung, aber in einer anderen lag eine heitere Ruhe der Erwartung über mir, ein tiefer Glaube. Aber je länger ich verweilte, um so fester band ich mein Herz an diese Stätte der Marter und Seligkeit, durch die ich aus weiter Ferne unverändert dieselbe Teja schreiten sah, die in meinen Armen gelegen hatte. So verharrte ich zwischen der Furcht vor einer unsagbaren Lächerlichkeit und dem Grauen vor einem Verbrechen.

Zu einer Morgenstunde, als die aufgehende Sonne mit dem Nebel kämpfte und es aus den Bäumen ins Laub und auf die welken Beete niedertropfte, war ich beschäftigt, hochstämmige Rosen im Garten für den Winter einzubetten. Ich befreite in müßiger Hantierung die Wildlinge von ihren roten Früchten, bevor ich sie beschnitt und die Kronen der edlen Stämme mit Stroh umhüllte, und der Rauch meiner Pfeife vermischte sich mit dem Morgennebel. Da sah ich den Schloßherrn den Weg herabkommen, grade auf mich zu, und ich glaubte mein Herz erstarren zu fühlen. Er ging gemächlich, wie beschäftigt mit seinen Gedanken, und es erweckte den Anschein, als bliebe er nur beiläufig und einer kleinen,

willkommenen Unterbrechung zugeneigt, bei mir stehen. Ich ließ die Arbeit sinken und sah ihn an.

„Sie sind noch nicht lange in meinen Diensten?"

„Nein, Herr Graf, seit sechs Wochen."

Er betrachtete mich freundlich, fast traurig. Seine Teilnahme schien herbeilassend, aber ohne Hochmut. Ich sah in sein feines, mageres Gesicht, das bartlos und unbewegt wie eine vornehme Maske dreinschaute. Die blauen Augen waren klar und von einer festen und kühlen Sicherheit, die Vertrauen einflößte. Ich sah, daß seine Schläfen ergraut waren, die Hände hatte er in die ziemlich hoch angebrachten Taschen des kurzen Jagdpaletots geschoben, der mit schmalem, grauem Pelz verbrämt war und zugleich leicht und wärmend aussah.

„Das Obst war reichlich, wie ich hörte, und ist gut eingebracht. Sie haben sich dabei behilflich gezeigt?"

„Ja, Herr Graf."

Mir war, als müßte ich mich abwenden und davoneilen, mein Herz brannte und bebte vor Scham, gebeugtem Stolz und dem Verlangen nach einem lauten, wilden Aufschrei. Aber diese prüfende Traurigkeit im Blick des Mannes bannte mich am Ort, sie schrieb mir diese Haltung tatlosen Abwartens vor. Ich hätte meine Beschäftigung fortsetzen können, aber ich fühlte deutlich, daß dies alles kein Zufall war, sondern daß etwas geschehen würde.

„Da nun der Winter kommt, ist für euch Gärtner wenig zu tun. Sie haben selbst genügend Einblick gewonnen, um zu begreifen, daß die Treibhäuser, die in der kommenden Zeit geringer Pflege bedürfen, von Gebhart versehen werden können. So wäre es wohl recht, man

bemäße die Zahl der Gehilfen nach dem Maß der Arbeit." Seine Stimme klang bedacht und freundlich, ohne Bewegung, als erwöge er eher seine Worte, als daß er sie wie eine Verfügung aussprach.

„Wenn es Ihnen nicht gerade um diese Zeit hart erscheint," fuhr er fort, „so wäre es vernünftig, Sie suchten sich für den Winter eine einträglichere Beschäftigung. Ich biete Ihnen meine Hilfe nicht an, denn ich weiß, daß Sie ihrer nicht bedürfen. Wollen Sie mir eine Antwort geben?"

Unter dem Tonfall dieser Frage und durch den Blick, der sie begleitete, begriff ich, und mir war, als stünde ich in glühendem Wind. Aber mich stärkte die Ahnung eines dritten Willens, dessen Kraft ich empfand und der über uns beiden waltete. Ich antwortete:

„Ich werde meiner Wege gehen."

Die kühlen Augen forschten ohne Groll und Liebe in meinen Zügen. Ein kurzes Schwanken, halb Bedauern, halb Entsagung, war das einzige Zugeständnis an meine Worte, etwas wie ein Eingeständnis, daß er mich durch Tejas Worte kannte und daß im Schleier eines gnädigen Lebensmitleids bleiben sollte, was für ihn, den Alternden, für mich und für Teja dahinten lag. Er nickte dann mit schräg gesenktem Blick langsam und sagte:

„Es möge Ihnen gut ergehen, wie uns allen."

Bei diesen Worten reichte er mir seine Hand, aber ich vermochte nicht, sie anzunehmen und schaute vor mich nieder, indem ich den Anschein erweckte, als sähe ich sie nicht. So griff der Wartende leicht an seinen Hut und wandte sich langsam ab, seinen Weg fortsetzend, als habe

nichts als ein gelegentliches Wort flüchtiger Teilnahme an meiner Beschäftigung ihn für diese Weile aufgehalten. Er sah ein wenig müde aus, aber keineswegs kraftlos. Eine Gruppe von Gartenbüschen schob sich zwischen ihn und mich, und seine Gestalt entschwand meinen Blicken

Ich ließ mich auf das Stroh nieder und hörte auf die Nebeltropfen, die in der Stille des Gartens ins Laub fielen. Sie hat mit ihm gesprochen, und nun spricht sie durch ihn zu mir. Ich hatte keine Bitte und keinen Befehl, keine Anklage und keine Hoffnung vernommen, sondern nur: „Es ist besser so." Diese lautlose Stimme vermischte sich mir mit den Geräuschen und den Atemzügen der Natur, sie duftete aus dem Bodenlaub empor und zog am Himmel mit den Nebelwolken. Sie drang wie eine Gewißheit aus dem kühlen Sonnenrot in den Baumkronen und lag als ein grauer Schimmer auf dem Weg.

Ich ging, wie im Bann meines Schicksals, in einer fröstelnden Hast auf meine Kammer und begann dort meine Habseligkeiten in mein Bündel zu schnüren. Meine alten Kleider fand ich nicht mehr, nur meinen großen Hut sah ich im Winkel des Schranks liegen, eine Maus sprang unter ihm hervor, als ich ihn aufhob. Es zog vom offenen, unverhangenen Fenster kühl zu mir hinein, und ich hielt einen Augenblick inne und sah in die Morgenluft hinaus, auf das bunte Laub und die bräunliche Wiese. Dann ordnete ich die Bücher, die auf meinem Tisch lagen, und nahm Abschied von ihnen, mir war, als fragten diese Undurchforschten nach mir, als seien wir einander in Unschuld etwas schuldig geblieben, und ich mußte lächeln,

als ich an die weiten Welten von Leid, Liebe und Luſt dachte, die ſtill in den unſcheinbaren Hüllen verborgen waren. Darüber ward ich froh, wie unter dem Glanz eines Wunders, und ein Gefühl ſeliger Unbeſchwertheit erhob mich, ſo daß meine Menſchenarmut wie ein großes, helles Segel im Weltwind vor mir ſtand. Ich habe nichts mehr und alles noch, dachte ich, verſtehe es, wer mag, auch ihr mit eurer Sicherheit und euren Sorgen. Vor mir breitete ſich das Meer der unſichtbaren Zeit aus, und in meiner Bruſt die Kraft. Ich habe alles verloren und ich ſtehe aufrecht, und in ein paar Jahren, ihr und ich, liegen wir alle unter der Erde.

Ich nahm meinen Stock und ging von dannen. Aus dem Schatten des Hofs trat ich in den Sonnenſchein der Straße, voll Traurigkeit, aber im goldenen Licht. Ich nahm den Weg, wie er mich führte, und ſolange ich ihn kannte, bedrückte er mich. Als ich aber zur Rechten und Linken den Wald hinter mir ließ, und die Landſchaft ſich vor meinen Blicken ausbreitete, umfing mich aufs neue die herbe Vertrautheit der Fremde, mein Lebensteil, und ich atmete leichter, wie Einer, der ſich der Heimat nähert. Nach einer Weile vernahm ich das Rollen eines Wagens hinter mir, den erregten Frohſinn eines ſcharf trabenden Zweigeſpanns. Es war das Jagdgefährt des Schloßherrn, blinkend, dunkel und ſtolz ſtürmte es durch das ſtille Bunt der Landſchaft auf dem hellen Band der Straße heran, und ich trat zur Seite, um es an mir vorüberzulaſſen. Teja führte die Pferde, die Leine lag feſt in den ein wenig gravitätiſch gehobenen Händen mit den hellen Handſchuhen, ihr knapper Herrenhut über

der kühlen, klugen Stirn und ihre Schultern gewannen ein seltsam gefestigtes, klares Leben durch einen mattfarbigen Schleier, der von ihrem Arm her lebhaft und wie in ausgelassenem Frohsinn nach hinten flatterte. Der Schloßherr saß zu ihrer Linken, ein wenig zurückgesunken, soweit die knappe Lehne des hohen Gefährts es zuließ, so daß er kleiner als Teja erschien. Seine Blicke, die ruhig gradeaus und in die Weite gerichtet waren, schienen, wohlwollend in ihrer leisen Müdigkeit, in den Anblick des herbstlichen Landes versunken, ohne Eifer beteiligt und ohne Grübelei bedacht.

Als Teja an mir vorüberfuhr, sah sie starr gradeaus und es rührte sich kein Zug ihres Gesichts, aber es grüßte mich durch seine bleiche Farbe zum Abschied, wie auch die Tage unseres Sommers, die Quellen ihrer Jugend im grünen Lebenstal und jenes Reich der Liebe, das keine Geltung, nicht Halt noch Ansehen auf der Erde schafft.

Die Staubwolke hatte sich längst wie ein feiner Schleier auf den Feldern ausgebreitet und gesenkt und das Rollen des Wagens war verklungen, als ich mit einem tiefen Atemzug von diesem Gruß erwachte. So schritt ich denn dahin und sagte zu mir: Weiter, mein Herz, wir müssen nun weiter. Ist mein Weg zu dir einst nicht der Weg zu Vielen gewesen, so ist der Weg der Besten doch immer der Weg zu dir.

Siebentes Kapitel

Scholander

Oft dachte ich: Heute bin ich dieser und morgen jener, niemals mir gleich und doch immer derselbe. Ich glaube, daß ich ein Mensch ganz ohne sogenannten Charakter bin, ohne Begrenzungen und ohne Hemmungen, stark und schwach, arm und reich. In meiner Brust wohnen Helden und Verbrecher, Heilige und Kinder, Götter und Tiere, und wen ich liebe, der bin ich. Ich verströme mich in jede Glut, rette mich in jeden Himmel, und in wie viele Abgründe bin ich gesunken, um aus allem doch in jenes wesenlos Gesicherte zurückzukehren, das mein Ich bedeutet. Ich bin trauriger und glücklicher als alle Menschen, die ich kenne, und doch beneide ich sie oft um ihre Gaben, annehmen oder ablehnen zu können, was sie für den Bau ihrer kleinen Welt glauben brauchen zu können oder verwerfen zu müssen. Sie stellen dieses oder jenes dar, ich dagegen bin alles und nichts.

Wohl sagte ich mir, daß dieser Zustand der Selbstbetrachtung eine Folge meiner ruhlosen Wanderungen und meines beständigen Alleinseins sein müsse, aber es bekümmerte mich oft, daß ich nicht begriff, wozu solche Beschaffenheit mir oder anderen dienlich sein könnte. Begegneten mir in Büchern, auf Bildwerken oder im täglichen Leben meiner Erfahrung Gestalten, deren Wesen mir

Achtung einflößte, so versuchte ich ihre Beschaffenheit recht zu begreifen und ahmte ihr Gehabe eifrig nach, in der Hoffnung, ihre Gestalt, ihre Sicherheit und ihren Wert damit zu erringen, aber entmutigt verstieß ich ihr Bild nach kurzer Zeit aus meiner Seele und trieb haltlos weiter, offen und, wie es mir erscheinen sollte, arm und leer. Dann war mir oft zumut, als sei der Haushalt meines Geistes voller Verwirrung, ich suchte beliebige, einfache Menschen auf, sprach mit ihnen und beobachtete meine Wirkung auf sie mißtrauisch und lauernd, und je mehr ich empfand, daß ich nicht ihrer Art war, um so bekümmerter trollte ich mich in die Schluchten und Höhenzüge meiner Verlassenheit zurück.

Ich begriff damals noch nicht, daß der Aufbau und das Wachstum der eigenen geistigen Form sich heimlich und unübersichtlich vollzieht, und daß alle jene Gestalten, denen wir in suchender Achtung und Liebe eine Herberge in unserer Seele gewährt haben, von ihrer Eigenart einen Baustein des Gewinns in uns zurücklassen, wenn sie wieder davonziehen. Manche Menschen sind in ihrer Jugend offene Türen, ragende Gerüste und unübersichtliche Grundrisse, es vollzieht sich weit mehr in ihnen, als sie selbst, und für gewöhnlich andere, zu übersehen vermögen, und die Qual ihrer Unsicherheit ist im Grunde nur eine Gewähr für ihren Umfang, ihre Weite und dafür, daß einmal auf breiter, vielgestaltiger Grundlage ein guter Bau entsteht. Aber sie wissen es nicht, und niemand kann ihnen ihr Leid abnehmen. Gefährdeter als Andere, die sich frühzeitig bescheiden, gehen sie oft ihrem Untergang entgegen, in ihrem Hang, sich um der Forderungen ihrer

Umgebung willen Gewalt anzutun, oder weil die Quellen ihrer Liebe in der Wüste der Menschenfremdheit versiegen. Da sie empfindsamer als andere sind, erliegen sie leichter, da sie andächtiger sind, gehorchen sie bereitwilliger, und ihr Verlangen, den Menschen etwas zu bedeuten, läßt sich voreilig in eine armselige Dienstbereitschaft locken, noch bevor sie ihre Kräfte zu wahrem Nutzen für die Menschheit erlangt haben. Denn Empfindsamkeit und Empfänglichkeit allein, ohne ihr Gegengewicht von Kraft im gesicherten Instinkt für die Rechte des Starken, sind schutzlose Gaben gutherziger Engel, die ohne Gott an unserer Wiege gestanden haben.

In meine Lebenstage solcher Gedanken und widerspruchsvoller Gefühle kam die Person Scholanders, wunderbar zu einer Zeit gesandt, in der ich ihrer bedurfte wie einer Lebensantwort, einer Warnung und eines Halts. Weil ich ihn lieben lernte, wurde sein Einfluß auf mich von Bedeutung, ich versuchte seine Wesensart ohne Vorurteile zu erkennen und zu umfassen, so daß ich ihn im Geist als das erblickte, was er hätte sein können, und ich blieb davor bewahrt, die abstoßenden Erscheinungen seiner Erniedrigung zu überschätzen. Ich sah die Lebenssonne, die in ihm unterging, und nicht die Schlacken ihrer Glut, die sie in seinem verfallenden Leib zurückließ. Andere mögen gewähltere Erzieher in ihrer Jugend gehabt haben, denen sie im Lichte einer ganz anderen Achtung gefolgt sind, und deren Einfluß sie in einem anderen Ton der Ehrerbietung gutheißen, als der Segenswunsch klingt, den ich über Scholander spreche. Selbständige Schüler des Lebens wählen sich ihre Erzieher nach dem heimlichen Anspruch

ihrer eigenen Wesensbeschaffenheit selbst, und wie viele unselbständige Lehrer haben deshalb die Hände gerungen über die Verworfenheit ihrer Zöglinge. Aber das Schicksal meiner Jugend richtete meine Augen auf das Herz des Lebens und nicht auf sein Kleid, niemand warnte oder bewahrte mich vor seinen Nöten, aber auch niemand hat vermocht, meine Augen gegen die verborgene Macht und Fülle zu schließen, die sich nur dem Mutigen offenbaren, der sich, keine Gefahr achtend, einsetzt und eine Lehre verachtet, die ihn zwar vor manchem beschützt, die ihm aber auch nur weniges offenbart.

Ich hielt mich damals aus irgendeinem Grunde in der Stadt auf, obgleich es Sommer war, ich war auf meinem Durchmarsch in die Enge der alten Gassen geraten und in ihnen steckengeblieben, angezogen durch ein vages Bedürfnis nach Lärm, Unruhe und Vergessen. Ich verkaufte Ansichtskarten und Zeitungen, Bücher und Zeitschriften auf der Straße oder in Gastwirtschaften, um meinen Unterhalt zu fristen, und bewohnte eine Dachkammer mitten in der Stadt in einem uralten Haus, das an einem dunklen, winkligen Platz lag. Von meinem Fenster aus sah ich, wenn ich mich ein wenig vorbeugte, über die Dachrinne dahin, auf den Scheitel einer Bronzestatue, die einen Herrn in den besten Jahren darstellte, der im Gehrock abgebildet war, und sich vor langer Zeit um das Wohlergehen der Stadt verdient gemacht hatte. Zwei halbverdurstete Linden beschatteten ihn so gut sie konnten, die Sperlinge schrien morgens in ihren Zweigen, wenn die Frühsonne sie streifte, und zuweilen regte sich ein matter Windhauch in ihren Wipfeln, der sich aus der grünen

Weite, meiner lieben Welt, in das Gemäuer des Platzes verirrt hatte. Ich fühlte mich seinem Schicksal verwandt und dachte oft an ihn, wenn ich spät in der Nacht in seinem geheimnisvollen Flüstern einschlief.

Das Geschäft, in dem ich meine Karten und Blätter bezog, gehörte einem bereits ergrauten Juden von großer Regsamkeit und kleinlichem Geschick, er betrieb außer diesem Handel, der die meisten Kolporteure der Stadt speiste, auch eine Druckerei, der der Verlag einer sozialdemokratischen Zeitung und billiger Bücher angegliedert war. Diese Bücher wurden mit Hilfe von Annoncen vertrieben, die, mit Überschriften wie etwa: „Reizender Herrenartikel!" oder „Sittengemälde der Neuzeit!" überschrieben, in Tageszeitungen erschienen und einen erstaunlichen Erfolg zeitigten. Hin und wieder bereitete ein Eingriff der Polizei dem dunklen Weg eines dieser Werke ein jähes Ende, aber für gewöhnlich erst, wenn der Verleger sein Schäfchen geschoren hatte. Er hieß Benjamin Elkan. Mürrisch, schweigsam und geschäftig bewegte sich der kleine, schwere Mann im schmutzigen, schwarzen Rock im engen Geleise seines Wirkungskreises, eigensinnig allem zugetan, was sich einmal als erfolgreich erwiesen hatte, mißtrauisch und blind gegen alle Aussichten, die sich ihm boten, sein Geschäft auf einen höheren Stand oder auf freiere Bahnen zu leiten.

Als ich das erstemal zu ihm kam, brachte er nach meinen einführenden Worten, die ihm mein Anliegen bekanntgaben, durch eine langsame, schräge Kopfneigung seine Blicke in das richtige Verhältnis zu seinen Brillengläsern und musterte mich in feindseliger Aufmerksamkeit, ohne

mich zu unterbrechen. Als ich schwieg, fragte er mich, ob ich nicht lieber bei ihm arbeiten wolle, im Hause, in der Redaktion, im Bureau, beim Bedienen der kleinen Händler. Ich lehnte es ab.

„Sie werden ein Dach über sich haben, einen Tisch vor sich, einen bequemen Stuhl und saubere Arbeit ohne Geschrei und Gelaufe." Er deutete die Form des Stuhls mit den Händen an, danach war es ein gepolsterter Sessel. Aber ich konnte nicht auf meine Freiheit verzichten und wußte, daß ich es keine Stunde lang in einem geschlossenen Geschäftsbureau aushalten würde.

„Wie Sie wollen", sagte Herr Benjamin Elkan, als gäbe er mich verloren. Dann kam ihm ein Mittelweg in den Sinn: „Korrekturen können Sie lesen, gebildete Sachen . . . Schauen Sie die Druckerei an, die Arbeitsstuben." Er lief mir voran, als sei er auf der Flucht, zugleich stolz und unbeholfen.

In einem hohen, treibhausartigen Verschlag stand ein langer Tisch, an dem Männer und Frauen, Burschen und Mädchen gereiht saßen, wie an einer Schulbank. Der Saal war Redaktion, Buchhalterei und Packraum zugleich. Der Ausblick auf die Straße war durch Scheiben aus Milchglas verhindert, kein Sonnenstrahl fand seinen Weg in das helle, öde Gefängnis. Das Stampfen der Schnellpresse erschütterte alles, und durch eine trübe Glaswand mit Fenstertürchen sah man in die Setzerei, so daß die Beschäftigten hier und dort einander kontrollieren konnten. Das war eine geschickte und häßliche Spekulation auf die Mißgunst der schlechtbezahlten Leute, die einander ihr armes Brot neideten. Auf dem Lager

waren die Wände bis an die Decke mit Zeitungen, Büchern und Broschüren angehäuft, es roch nach Leim und Pappe, wie in einer Buchbinderei. Benjamin Elkans Verhältnis zu seinen Angestellten war von einer derben Kollegialität, die er vergeblich zu vermeiden trachtete, er war zugleich mürrisch und vertrauensselig, gereizt und unterwürfig. Wo er hätte bitten müssen, befahl er und wo er hätte gebieten können, wurde seine Forderung zu einem vorsichtigen Ersuchen.

„Gut," sagte er, „Sie wollen nicht. Vielleicht werden Sie kommen, wenn die Witterung sich verschlechtert." Er rutschte auf seinen Bock, wie ein Schloß einschnappt, und überließ mich einem Angestellten, der mir gab, was ich brauchte. Merkwürdigerweise verlangte Herr Elkan keine Vorausbezahlung von mir, die in solchen Fällen üblich und notwendig ist, er sagte nur: „Sie werden kommen, mich zu bezahlen."

Als ich eines Tages anlangte, um mich aufs neue mit städtischen Ansichtskarten und einigen Dutzenden eines kleinen Reiseführers durch die Stadt und ihre Umgebung zu versehen, fand ich das Privatkontor des Herrn Elkan leer, in das man unmittelbar von der Straße her gelangte wie in einen Laden, und die Tür zum Redaktionszimmer stand weit geöffnet. Die laute Stimme des Juden klang in großer Erregtheit, andere mischten sich rasch und frech herein, es war offenbar ein Streit ausgebrochen. Am Ausgang in die Druckerei standen die Setzer und der Maschinenmeister in seinem fleckigen blauen Kittel und hörten mit Anteilnahme zu, eifrig beteiligt und mit Mienen der Verantwortlichkeit. Bei Elkans Beschaffenheit

war es nur zu erklärlich, daß das ganze Geschäftsgetriebe wie eine gemeinsame Familienangelegenheit gehandhabt und abgehandelt wurde, er wehrte sich dagegen, verspielte aber das Ansehen des Oberhauptes immer wieder dadurch, daß er sich mit seinen Angestellten zu weit einließ. So war es verständlich, daß die Ausbrüche wichtiger Meinungsverschiedenheiten nicht mehr anders als gewaltsam vor sich gingen, ich hatte schon zuweilen beobachtet, wie schwer es dem Eigentümer gemacht wurde, sich als solcher zu behaupten und daß doch allein er selbst schuld an der Verwahrlosigkeit der Beziehungen war.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, die Schnellpresse stand still, die Zeitung, die dreimal wöchentlich erschien, kam erst gegen Mittag heraus. Ich wäre fortgegangen, um zu gelegener Stunde aufs neue vorzusprechen, wenn nicht die Gestalt eines Mannes mich gefesselt hätte, der mit Elkan sprach wie mit einem Schuljungen. Unter merkwürdig traurigen Augen, die beinahe unbeteiligt erschienen, brüllte ein großes, bärtiges Maul den Juden an, eine graue Haarmähne, die von einer kahlen Stirn her in den Nacken stürzte, ein unglaubwürdig zerschlissener Rock aus braunrotem Tuch und eine karierte helle Hose, die fast bis an die Knie aufgeschlagen war, ergaben im Verein mit der Wildheit der Stimme ein so sonderbares Menschenbild, daß ich gebannt im Türrahmen stehenblieb, um den Verlauf der Dinge abzuwarten.

Es handelte sich offenbar um eine politische Arbeit, die dieser seltsame Kauz der Redaktion eingeliefert hatte, und an der von irgendeiner Seite her Änderungen vorgenommen worden waren, die der Verfasser nicht dulden

wollte. Ich begriff nicht, daß Elkan die geradezu brutal rohen Beschimpfungen des Mannes ertrug, ohne ihn vor die Tür setzen zu lassen, aber dies blieb mir nur eine kurze Weile unverständlich, dann überkam mich, wie ein warmer Luftzug, die noch ungesicherte, aber in ihrer Wirkung überwindende Meinung, daß man dieses laute, häßliche und bunte Wesen nicht wie andere Menschen behandeln konnte, daß es in den Herzen eine geheimnisvolle Teilnahme weckte, deren Ursprung schwer zu erkennen war, die aber eindringlicher wirkte als aller grobe Unverstand seines Gebarens. Es ist merkwürdig, daß von allem, was eines Menschen Eigentum ist, seine Gemütskräfte sich am schwersten verbergen lassen. Keine noch so böse Eigenschaft vermag sie völlig zu unterdrücken, nicht Selbstsucht noch Bosheit, ja nicht einmal Schmutz oder Niedrigkeit. Daher allein kommt es, daß wir manchen Leuten ihre ärgsten Fehler verzeihen und wieder anderen nicht einmal ihre kleinsten.

Dies war meine erste Begegnung mit Scholander. Ich nahm an meinem Beobachterstand mit dem Eifer meiner Jugend innerlich seine Partei, ohne noch recht zu wissen, um was es sich handelte, aber je länger um so fester von der Berechtigung seines Grimms überzeugt. Es war Herrn Benjamin Elkan gelungen, den Erzürnten in sein Privatkontor zu drängen und die Tür zu schließen, ich wurde mit hineingeschoben, ohne daß mich einer der Streitenden sonderlich beachtete. Scholander hielt zwei Abzüge des Satzes in zerknitterten Papierfahnen in der Hand und warf sie zugleich mit der Faust auf das Pult, wie eine Kiste.

„Wenn Sie das drucken, wie es hier zurechtgestutzt ist," schrie er, „so ist es das letzte Wort, das ich für Ihr schartiges Winkelblatt, für diese Wochenfuhre von Annoncenschund und Spießbürgerunrat geschrieben habe."

Elkan war etwas ruhiger geworden. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und wippte auf seinen Lederthron, als gebe ihm der gewohnte Sitz mehr Halt als seine Füße:

„Wenn wir es bringen, wie Sie es verfaßt haben, so ist es auch das letzte Wort, das Sie für mich geschrieben haben, denn man verbietet die Zeitung. Im letzten Strafverweis stand geschrieben, daß mein Blatt verboten würde, dann ist es aus für mich, und aus für Sie, aus für uns beide, bin ich ein Narr?"

„Selbstverständlich", sagte Scholander. „Was sollten Sie denn sonst sein? Wenn wir uns einschüchtern lassen, hat die Behörde so leichtes Spiel, wie sie selbst es sich am wenigsten hat träumen lassen. Je mehr wir nachgeben, um so mehr werden wir unterdrückt. Ist das neu? Wenn wir die Hälfte erreichen wollen, müssen wir das Doppelte wagen. Wodurch besteht denn Ihr Käseblatt, wenn nicht durch seinen Widerspruch? Kein anständiger Mensch nimmt es mehr in die Hand, wenn wir aufhören unanständig zu sein. Nichts langweilt dies schwerfällige Bürgerpack mehr, als seine eigene Tugend."

Er beugte sich über die Korrektur und begann zu lesen.

„Was sollen wir denn tun, wenn . . ."

„Seien Sie still!" brüllte Scholander, und Elkan, der ihn kannte, fühlte, daß er nachgeben würde, und beschied sich.

Scholander nahm eine Schachtel Streichhölzer vom Pult, an dem er stand, und zündete einen Zigarrenstummel an, den ich aber unter dem Bart erst entdeckte, als er die Lippen vorschob, so daß das Tabakrestchen zwischen ihnen hockte, wie ein Kork auf einem roten Flaschenhals. Er steckte die Schachtel lesend in die Hosentasche, sie kam aber sofort unten wieder zum Vorschein und fiel zwischen die zerrissenen Stiefel.

Scholander warf mir einen raschen Blick zu, hob die Schachtel auf und sagte: „Pardon." Ein kaum merkbares Lächeln der Verlegenheit, der Abwehr und des Spotts über sich selbst traf mich und sicherte diesem Mann meine Neigung für immer. Es war eine tiefe Rührung ohne Mitleid, die mich gefangennahm, jene zur Hälfte aus Beschämung und zur Hälfte aus Erleiden bestehende Rührung, die so oft der Anlaß einer Zuneigung in uns zu werden vermag. Wir erblicken bei einem Mitmenschen seine Haltung und sein Bescheiden in einer Armut, die wir um unsrer selbst willen nicht dulden wollen, und indem unser Verantwortlichkeitsgefühl erwacht, erinnert sich unsrer die Liebe, als der einzige Ausweg aus der Bedürftigkeit und dem Elend der Welt.

Scholander hielt meinen Blick fest: „Was will denn der?" fragte er Herrn Elkan ungeniert, und ohne deshalb seine Augen von mir zu wenden.

„Wer denn?" fragte der Jude, sah sich um und versuchte unter seiner Brille durchzukriechen. „Ach so, gut, sagen Sie, was Sie von mir wollen."

Scholander hörte uns zu. Als ich mich zum Gehen anschickte, warf er die Satzabzüge auf Elkans Schreib-

tisch, brummte ein mürrisches Zugeständnis und verließ mit mir das Kontor. Die Sonne schien auf die Straße, es war gegen zehn Uhr morgens und ein herrlicher Tag. Am Haus, auf der niedrigen Steinbank des Fensters und an einem Eisengitter um einen Kellereingang hockten und standen ein paar alte Weiber, die auf die Zeitung warteten, um sie auszutragen.

„Mir ist das im Grunde alles gleichgültig," sagte Scholander ruhig und als spräche er mit einem alten Bekannten, „aber das Verhängnis ist, daß man alles, was man tut, für den Augenblick doch mit seiner ganzen Person tun muß, mit einer lächerlichen Hingabe, die unsereins an und für sich hat, nicht etwa erst durch den besonderen Gegenstand gegeben. Ich beneide die Menschen, die sich, der Gelegenheit angepaßt, immer nach Bedarf und Verstand beteiligen können. Und doch treibt eine höhere Vernunft uns in unsere Dummheiten hinein, als dies Pack sie bei aller praktischen Geschicklichkeit jemals geahnt hat."

„Je höher die Anforderungen sind, die wir an uns stellen, umso eher werden die Verhältnisse sich, bei solcher Beschaffenheit, zu unserm Vorteil in uns verschieben", sagte ich.

Scholander blieb stehen.

„Das stimmt", sagte er laut und mit Nachdruck.

Er wunderte sich, jedoch offenbar ohne es zu wissen, er nahm hastig etwas als selbstverständlich an, auf das zu verzichten ihm trübe Gewohnheit geworden war. Rascher ausschreitend, lachte er schadenfroh vor sich hin, als behielte er durch meine Antwort heimlich allen denen gegen-

über recht, die ihn mißbraucht hatten. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß ich ihm folgte.

„Wohin wollen Sie denn?" fragte er, als sei ich ihm lästig.

„Ich gehe mit Ihnen", antwortete ich.

„Ah, ein freier Vogel, nichts zu tun, nichts zu verlieren, läuft einem nach. Nun, das bin ich gewohnt."

„Ich habe Hunger", sagte ich, da mir daran lag, daß wir irgendwo miteinander zu einer ruhigen Unterhaltung kamen.

„Ach so", sagte er freundlich. „Gut. Ich habe noch ein paar Mark in der Tasche. Deshalb also . . ."

„Hoffentlich nicht in der Hosentasche."

Scholander lachte laut und blieb wieder stehen.

„Da sieh einer an, was er für Witze reißt! Ich habe mir gleich gedacht, daß Sie das mit der Streichholzschachtel vorhin beobachtet haben. Aber bei mir ist es mit dem Geld ganz gleichgültig, wo ich es einschiebe, es bleibt in keiner Tasche bei mir."

„Ich habe selbst Geld", sagte ich, um ihm die Enttäuschung zu nehmen.

„Wozu also laufen Sie mit mir?" fragte er düster.

„Nun . . . nur so."

„Wir gehen in mein Stammlokal", brach er, plötzlich erheitert, los. „An solch schönem Tag muß man den Sonnenschein im finstersten Winkel feiern, da weiß man ihn erst recht. Dazu ein Schlückchen Wein mit Bergsonne aus den Jahren der Jugend darin, das ist eine Mischung für graue Herzen. Los also!"

Er schritt voran, als zöge er in den Krieg. Sein Rock

flog nach hinten, und auf den Schultern spiegelte sich das Licht. Die weiten, dünnen Beinkleider legten sich an, wie Fahnen um ihre Stangen, und die zerrissenen Stiefel flatterten. Er trug einen braunen und einen grauen Strumpf, es fiel aber nicht auf, da sie beide bis auf die Schäfte der Zugstiefel niedergerutscht waren. Die edel geformten, vernachlässigten Hände pendelten in weiten Abständen von den Hüften, man wich seinem breit angelegten Eroberungszug aus und sah uns nach.

Vielleicht ist er vierzig Jahre alt, dachte ich, vielleicht fünfzig. Welche Lebenswege mögen diese Füße gegangen sein. Er ist auch einer von den Vagabunden, die nicht aus der Gasse stammen, er ist im Wechsel zweier Zeiten als beider Kind herangewachsen und irrt zwischen ihnen dahin, wie ein Vogel zwischen zwei Wolkenzügen kämpft, in den Luftwirbeln ihrer Bahnen. Vom Alten gebunden, vom Neuen berührt, keinem gewachsen, unsicher aus Andacht und nur im unnützen Opfer stark. Ich empfand den Schweigenden und sein Wesen neben mir, als spräche er über sich. Ich fühlte mich ihm mit heimlichen Graun verwandt und verband ihn doch meiner besten Hoffnung. Was er auch sein mag, dachte ich, er ist ein Mensch. Ich wußte schon frühzeitig, wie schwer es ist, ein Mensch zu sein.

Ach, wieviel lieber waren mir die unvollkommenen Menschen, deren Herzen wärmten, als jene anderen, an denen die Erde in vielerlei wohlbestellten Formen so reich ist und als die ich alle aus meinem Leben verbannte, die herzlos waren. Ich dachte an Teja, und in der Trauer, die sich auf mich niedersenkte, erschien Scholander mir schön.

„Ich möchte aus der Stadt heraus," sagte ich zu ihm, „über Sommerfelder, durch Bergtäler oder zwischen weiten Horizonten unter dem Himmel dahin, nicht zwischen Häusern."

„Jawohl, jawohl," sagte er und zwinkerte mir in gutmütiger Schadenfreude zu, „wenn man seinesgleichen in Gefangenschaft vorfindet, denkt man am wehmütigsten an die eigene Freiheit. Etwas derart wollten Sie doch sagen? Aber uns Heutige hält die Stadt gefangen, und wer in ihr einen Gegensatz zur Natur erblickt, der ist in seinen Betrachtungen jämmerlich steckengeblieben, und das Wesen der Natur ist ihm nie anders als in Feld, Wald und Wiese begreifbar geworden. Grade diejenigen, welche glauben mit einem Bündel Heu die Risse ihrer Seele verstopfen zu können, halten es am wenigsten in der Natur aus, als ob zum Leben in der Fühllosigkeit der ungebundenen Natur nicht grade für uns Städter dieses Jahrhunderts viel, viel mehr Kraft gehörte, als zu einem Dasein in den Strömen der Menschenfülle, der ausgetretenen Bahnen, der lauen, lauten Luft, der gesicherten Meinungen."

Das Wirtshaus, in das Scholander mich führte, lag in einer engen Quergasse, im Schatten der Marienkirche. Es war von außen schwer als eine öffentliche Wirtschaft kenntlich, die Fenster waren mit altmodischen grünen Rollgardinen mit grellbunten Bildern zur Hälfte verhangen, und die Glastür trug keinerlei einladende Inschrift, noch irgendein Merkmal, das auf ein Gasthaus schließen ließ. Im Windfang lag ein kleiner schwarzer Hund, der beharrlich die Klinke der Tür anstarrte, die in die Gaststube

führte. Scholander ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und zögerte, aber das Tier wandte sich ihm nur einmal flüchtig zu, wie in Erstaunen darüber, daß jemand sich in diesem Verschlag ohne Not Zeit ließ, und sah wieder die Türklinke an.

Den eigentümlichen Reiz dieses Lokals, das mich zuerst öde, verlassen und unfreundlich anmutete, lernte ich erst nach und nach kennen, je mehr ich begriff, wie gut es in seiner unauffälligen Schlichtheit den Bedürfnissen der Gesellschaft angepaßt war, die es spärlich bevölkerte. Nur zu beiden Seiten des großen Kachelofens waren zwei Erker, die einluden; im übrigen standen die Holztische vor den Wandbänken rund im Raum umher, mit abgenutzten Holzstühlen und schmutzigen Decken. Ein paar Glasgeschirre, von denen man nicht festzustellen vermochte, ob es Trinkgefäße oder Fliegenfallen waren, blinkten schläfrig im Dämmerlicht, kein Sonnenstrahl fand zwischen diese Wände, und ein leicht betäubender, süßlicher Duft von Rum und Gas füllte die laue Luft. Am Abend saß für gewöhnlich der Wirt selbst, der Kalauer hieß oder genannt wurde, hinter dem Schanktisch, fett und schläfrig, aber doch voll heimlicher Aufmerksamkeit für seine Gäste, die allerdings mehr seinem eigenen Wohlergehen zu gelten schien, als dem seiner Schutzbefohlenen. Er verschenkte Wein und Schnäpse selbst, blies beim Verzapfen in jedes gefüllte Bierglas, um unter dem Schaum zu prüfen, ob das vorgeschriebene Maß schon erreicht oder noch nicht überschritten war, kaute Tabak und spuckte im Sitzen von seinem Hocker aus einen Halbkreis auf den Fußboden, der als ein dunkler Fleckenring, je nach dem Ablauf der

Tageszeit, mehr oder weniger deutlich erschien, wie der Ring des Saturn. Ich erfuhr später, daß hinter dem Schenktisch eine Tür in ein zweites Zimmer führte, das aber nur den Stammgästen und auch diesen nur bei besonderen Gelegenheiten zur Verfügung stand, es hieß das Brautgemach.

Jedoch der erste, flüchtige Eindruck, den diese Gaststube machte, war durchaus der einer harmlosen, etwas vernachlässigten Wirtschaft, die sich mühsam durch ein paar anspruchslose Stammgäste der näheren Umgebung erhielt, und von der ein Fremder sich nichts versprach als Langeweile und schlechten Wein.

Wie stets an einem vorläufigen Ziel, nach besonderen Erwartungen, bemächtigte sich unserer eine leise Ernüchterung, als wir nun an einem der Ofentische Platz genommen hatten. Es galt gewissermaßen einen neuen Anfang zu finden, nach einem zu hoch gestimmten Beginn. Scholanders joviale Herablassung war erzwungen, er rief laut nach dem Wirt und schien durch sein Gehabe die Gäste zu verstimmen. Es waren noch drei oder vier Leute anwesend, ein einfach, aber ordentlich gekleideter Mann, der an einem Fensterplatz vor einem Glas Rotwein saß und eifrig schrieb oder rechnete, ein junger blasser Mensch, der stumm und mißmutig neben einem Mädchen hockte und ein spätes Frühstück aus Papierhüllen verzehrte. Er würzte Brot und Wurst mit Schnaps, das Glas vor dem Mädchen, das traurig in das Licht der Fenster starrte, stand unberührt zwischen den Zeitungsfetzen, er reichte ihr ab und zu auf der Gabelspitze einen Bissen.

Der Wirt begrüßte Scholander gleichmütig und brachte uns Wein. Er musterte mich mit einem trägen

Blick und lächelte geringschätzig. Scholander wich einer Unterhaltung mit ihm aus, und der Wirt zog sich hinter seinen Flaschentisch zurück, ohne uns weiter zu beachten. Ob wir essen wollten, fragte er noch. Natürlich, was da sei. Er rief etwas durch eine halb offene Tür, aus der die Geräusche der Küche drangen, Mägdestimmen und das Klappern von Geschirr.

Scholander seufzte tief auf und trank rasch hintereinander zwei Gläser, als suche er Halt im Geist des Weins, Ansporn und Freiheit. So begann ich zu sprechen und erzählte ihm wie ich lebte, auch sagte ich ihm offen, was mich an seiner Person gefesselt habe und daß ich erfreut sein würde, ihn näher kennen zu lernen. Er hörte mir aufmerksam, aber mit einer heimlichen Gereiztheit zu, unterbrach mich jedoch nicht, sondern ermutigte mich vielmehr fortzufahren, wenn auch nur durch eine spöttische Teilnahme. Es schien ihn zu verstimmen, daß ich auf diese Art eine ihm unwillkommene Vorhand des Umgangs gewann; er fühlte, daß ich bei aller Zurückhaltung eine gewisse Nachsicht übte und Unbefangenheit herzustellen trachtete. Da ich selbst wußte, daß ich dies tat, und daß es seiner Art, besonders in seiner scheinbar so benachteiligten Lebenslage, zuwider sein mußte, auch nur für einen Augenblick als einer Nachsicht bedürftig zu erscheinen, verstand ich ihn, als er schroff sagte:

„Sie werden das rechte Bild von mir haben! Tun sich gar etwas darauf zugute, mehr an mir gesehen zu haben, als jeder Zweite sieht, und endlich langweilen Sie sich, deshalb hocken Sie hier. Niemand hält Sie, verstehen Sie?"

Ich hätte kein Elend kennen müssen, um die Sprache dessen nicht zu verstehen, der grade bei einem Schein von Verständnis für seinen Gram nicht trotzigen Stolz an Stelle eines beschämenden Eingeständnisses setzt. So wurde ich an meiner Einschätzung Scholanders nicht einen Augenblick irre, ich wußte, daß ich ihn enttäuscht und beleidigt haben würde, wenn ich mich nachgiebig unter seine Worte gestellt hätte. Es kam mir nicht darauf an, ihm für eine flüchtige und eitle Stunde zu Gefallen zu sein, oder daß er es mir war, sondern ich wollte Eingang in sein Wesen gewinnen, dessen tiefen Schlag ich in vertrauter Ferne vernahm, und wußte, daß dies niemals gelingt, wenn wir nicht ohne Rückhalt das eigene Herz ins Treffen führen

„Sie lügen," sagte ich kalt, „ich suche niemanden als mich selbst, grade wie Sie."

„Sie haben Angst vor Ihrem Geschick, mein Lieber, und wollen in mir ein wenig hinter die Kulissen Ihrer Zukunft schauen."

„Ich werde mir nicht antun, Ihnen dadurch gefällig zu sein, daß ich Ihrer Eitelkeit die Brocken hinwerfe, die Sie vielleicht verschlingen, um mich verachten zu können."

Scholander sah mich an wie ein Wolf.

„Schau einer! Kommt wie ein Schaf daher und hat Zähne im Hirn. Einverstanden! Prost Bruder."

Ich stieß mit ihm an, ohne zu lächeln. Angst, zu verlieren, was ich gewonnen hatte, ließ mich erzittern, mir war ernst zu Sinn und ich verstand die drängende Sorge nicht, in der ich um diesen Mann warb, wie um den

ersten Freund meines Lebens. Alle Menschen nennen sich einsam, und vielleicht sind sie es auch, jeder nach dem Maß seines Anspruchs, seiner Beschaffenheit und seines Werts, aber wahrhaft Einsamkeit empfinden doch nur diejenigen, die niemals einen Augenblick aufgehört haben, an die Verbrüderung aller Menschen zu glauben.

„So trifft man sich," sagte Scholander mit einem Seufzer, „und morgen geht es wieder in die Weite. Aber heute soll ein schöner Tag sein. Du hast dich nirgends aufgehalten und bist nirgends hängengeblieben, gut ist das, aber gefährlich. Wer die Gefahr liebt, ohne sie zu übersehen, tut sich leicht, aber sie zu sehen und mutig zu bleiben, das ist eine Sache. Ich, wie du mich hier siehst, — es ist ja nur ein Zufall, daß mir äußerlich letzthin nicht alles nach Wunsch gegangen ist, — habe es mit dem Leben aufgenommen. Da lädt es zuerst allen Schutt auf uns ab, wer aber durchkommt, hat es überwunden. Überrumpeln wird es mich nicht mehr, wie es die Mondsüchtigen umher eines Tages überrascht. Wandeln nicht die meisten wie im Schlaf? Unter ihnen sind die Dummköpfe noch die Erträglichsten, sie haben vom himmlischen Vater ihren Paß. Aber die Gescheiten, die sich selber ihre Scheuklappen anlegen, das ist der Feind. Prost!"

„So rasch komm ich nicht mit."

„Ich sollte mich auch zurückhalten, aber wenn ich mäßig bin, tauge ich nichts. Glaube es mir, Enthaltsamkeit, wo immer ich sie übe, verdirbt mich. Ich bin gemein, wenn ich nicht sinke, das Steigen bekommt mir nicht. Besitz, sei es nun im Blut, im Kopf oder in der Tasche, macht mich ungeduldig, lüstern, gierig und halt-

los im Seelengrund. Staut sich bei mir etwas, so verrotte ich, dagegen wenn alles fließt, finde ich Halt und habe Trost in warmen, guten Gedanken."

Er ließ den großen wilden Kopf ein wenig hängen und sah mit der ungewollten Traurigkeit, die den ruhenden Ausdruck seines Gesichts auszeichnete, in den matten Schimmer des Weinglases. Dann nahm er eine kurze Pfeife aus der Rocktasche, stopfte sie nachlässig mit plumpen Fingern, wie man Saatbohnen in die Frühlingserde drückt, und schob den Stiel zwischen die Lippen, durch den Bart hindurch, wie durch ein Gebüsch.

„Wie ich meine Freiheit liebe," sagte er, „da sitzt man nun, wie man will, der Tag geht herum. Man lebt, was sonst noch? Ich bin in das Leben verliebt, daher kommen meine Launen und Unarten, meine Unbeständigkeit, der Wechsel von Gram und Seligkeit. Andere stehen mit dem Leben in einem reellen Ehebund, aber die bleibenden Geisteskinder setzt doch unsereiner in die Welt, in Taten oder Gedanken."

Er sprach sich innerlich warm und blühte auf in dieser eigenen Glut. Bald hochfahrend, bald zerknirscht, nun in wegwerferischer Gleichgültigkeit gegen sich selbst, jetzt im heroischen Überschwang einer edlen Verstiegenheit, so wälzte er in ratlosem Eifer die bunten Bilder seines Lebens und seiner Gedanken vor mich hin. Er sprach fließend und wunderschön, zugleich herb und eitel; in farbigen Quellen und dunklen Morastbächen brach es aus seiner Seele, wahrsagerisch verzückt, schwermütig von tiefer Menschentraurigkeit, frivol oder voll seligen Hoffens.

Unser Essen war längst verzehrt, der Wein war mächtig

in uns geworden, draußen fiel die Nachmittagssonne schräg in die Scheiben der gegenüberliegenden Häuserwand, und die Wirtsstube hatte Gäste beherbergt, entlassen und wieder neue aufgenommen. Scholander schlug vor, in ein anderes Lokal überzusiedeln, in einen Schoppenkeller, am Rathausmarkt, zuvor jedoch einen Kaffee zu sich zu nehmen. Er winkte dem Wirt abwehrend zum Abschied zu, der Alte verstand und nickte. Die Frische der lebendigen Luft nahm uns auf und der wohltuende Lärm der Straßen. Scholander ergriff meinen Arm, und zu stummem Entzücken überflutete uns das Leben der Anderen, ihre geschäftige Hast, ihre ernste Bereitschaft, der Atem von tausend Pflichten und die schweigsame Last der Menschenmenge umher. Ich fühlte mich frei und glücklich, wie auf einer hellen Insel der Erwartung, im Weltgeist befangen, selig losgelöst und zugleich allen zugetan.

Zwei Stunden vor Mitternacht war Scholander besinnungslos betrunken, hätte man in der Kneipe, in die wir zuletzt geraten waren, seine Wohnung nicht gewußt, so wäre ich ratlos gewesen. So gelang es mir, ihn mit vieler Mühe in sein Quartier zu schaffen, irgend jemand half mir, und ich entsinne mich einiger mitleidiger Worte voller Teilnahme und Bedauern, aber ich lehnte diese Gemeinschaft mit meinen Gefühlen für Scholander ab und verabschiedete den Fremden, sobald ich seiner nicht mehr bedurfte.

Als ich an Scholanders Haustür die Klingel in Bewegung setzte, sah ich, daß im alten Haus neben der Tür ein Fensterlicht erlosch und hörte leise Schritte nahn. Im Schein der Straßenbeleuchtung erkannte ich eine Frau

von dem Benehmen und der Gelassenheit einer Dame guten Standes in einfachen Verhältnissen. Ein verhärmtes Gesicht, unschön und voll Sorge, beugte sich über den hilflosen Mann, kaum daß ich durch einen flüchtigen Gruß Beachtung fand. Aber das Wesen dieser stillen Gestalt verriet weder Unwillen noch Abscheu, kaum Erregtheit oder Ungeduld. Alles schien in grausamer Gewohnheit vor sich zu gehn. Ich erkannte im Schein einer Kerze ein fast leeres Zimmer mit einem Bett, einem Schreibtisch mit einer Wildnis von Büchern und Papieren, einem Schrank und einer Waschkommode. Außer dem überladenen Schreibtisch war alles in fast nüchterner Ordnung verwahrt und besorgt, nur die merkwürdigen Bildwerke an den Wänden schienen in einem Bereich zu hausen, das die ordnenden Hände, die hier walteten, nicht berührten. Als ich Scholander in Obhut sah, ging ich davon, ruhlos aufgewiegelt, müde und zugleich erhoben und enttäuscht. Ich sah erst nun, daß ich mich auf einem schmalen, alten Platz befand, der rechteckig war und mit gleichmäßigen Häusern, so still und dunkel, wie ein Hof. Über der Baumreihe, dem Hause gegenüber, stand der weiße Vollmond und legte die Schatten der Bäume wie Teppiche auf die Straße. Ich sah eine Bank im Mondschatten, ging hinüber und sank erschöpft darauf nieder. Eine Uhr klang, mir war, als sei ich in eine ganz fremde Stadt verschlagen worden, bei Tage war ich niemals in diese Gegend gekommen.

Langsam beruhigten sich meine Sinne und Gedanken, aber ich wurde nicht froh. Mich ängstigte dieser verwüstete Schauplatz des grausamen Lebens. Wohl spiegelt

sich der Himmel in trüben Fluten, aber er klärt sie deshalb nicht. Aber gaben sie sein Licht nicht in reinen Strahlen wieder? Meine Ungewißheit quälte mich, ich verstand noch nicht, die Welt der Tatsachen und die Welt der Ideen zu meiner Beruhigung zu scheiden, sowenig wie Scholander es jemals verstanden hatte. Aber ich ahnte, daß hier sein Verhängnis lag, und mit Beengung und Zorn begriff ich, daß das wahre Leben im Geist erst nach einer Willensscheidung beginnt. Aber je mehr ich mich zu retten trachtete, um so verarmter kam ich mir vor.

Da erlosch das Licht in Scholanders Zimmer. Gleich darauf öffnete sich die Haustür vorsichtig, und ich sah die Frauengestalt, die mir bei ihm begegnet war, achtsam und lautlos das Haus verlassen. Klanglos glitt ihr Fuß über die Steine, als huschte sie wie ein Schatten dahin, und bei einer Querstraße verschwand sie um die Ecke. Etwas wie ein schwesterlicher Gruß blieb in der Nachtstille zurück, die Ahnung und die Wehmut einer Menschenliebe ohne Ruf und Namen, eines schmucklosen Werts, den nur die Augen der Engel sehen.

* * *

Ich vermochte lange nicht einzuschlafen, meine kleine Kammer war voll nächtlichen Lichts, und ab und zu klang ein Schritt über den Platz, und sein Echo lief in den Häuserwinkeln mit. Schwerfällige Wagen bewegten sich in der Ferne, langsam gewann durch die Dämmerung der Sommernacht der neue Tag Gestalt. Mein Fenster zeigte die Weite des Himmels offen und hell, wie mein Leben. Als ich endlich einschlief, träumte mir, die Welt sei erfüllt mit der Forderung, daß etwas geschehen müsse,

wie mit einem heißen Wind. Die Menschen irrten ratlos in ihm umher und riefen einander zu: Es muß etwas geschehen! Jeder schien zu wissen, um was es sich handelte, jeder für sich, aber keiner vermochte es zu nennen. —

Als ich erwachte, blendete mich das Tageslicht, das in einem breiten Sonnenstrom in die Kammer fiel, und auf einem Stuhl vor meinem Bett saß Scholander. Er hatte einen Hut auf dem Kopf, so groß wie ein Schirm und zwischen seinen Knien ragte die Krücke eines mächtigen Stockes empor.

„Schönsten guten Tag," sagte er heiter, „man macht es sich bequem. Ich war bei Elkan, und als ich über den Platz ging, kam mir in den Sinn, daß diese Scheune dich in ihrem Giebel beherbergt."

„Habe ich es erzählt?"

„Das muß wohl so sein, vielleicht auch Elkan. Wache getrost ganz auf. Erwachst du zumeist fröhlich am Morgen? Wie sollte es anders sein, auch ich erwachte glücklich, als ich jung war. Aber nun ist mein Erwachen zuweilen ein heftiger, böser Schreck, dann rufe ich: Es ist aus mit mir, aus ... und taumele vor Traurigkeit, wenn ich den Sonnenschein am Fenster sehe. Aber heute war mir wohl. Wollen wir vor die Stadt gehen?"

Ich war mit vielen Freuden bereit. Alles Bedrängende der verflossenen Stunden schien mir für immer ausgelöscht, wie selbstverständlich nahm dieser sonderbare Mann alles, was ihn betraf, sein Ungemach, das goldene Wirrwarr seiner Gedanken, unsere Freundschaft. Er sah sich im Zimmer um.

„Du bist arm?"

„Ich besitze nichts."

„Tut nichts, Bruder. Es ist der Jugend gut, arm zu sein. Sieh dir die jungen Leute an, die über uneigenen Besitz verfügen, er hält sie gefangen, verdirbt ihre Kraft, ihren Wagemut und die schöne Freiheit, die das Bewußtsein gibt, nichts zu verlieren zu haben. Ihrer Sorge, etwas einzubüßen, opfern sie die Bildung ihrer Fähigkeit etwas zu gewinnen. Nur im Kampf läßt sich gewinnen, auch wenn er verlorengeht."

Er zog seine Pfeife hervor, sah aber dann auf meinem Tisch Zigarren liegen, nahm eine davon, und bot mir die andere an.

„Hier, rauche, rauche im Bett. Oder willst du schon aufstehen?"

Ich sprang empor und dachte: Er gehört zu den Menschen, die sich nicht deshalb überlegen fühlen, weil sie früher aufgestanden sind als andere. Das ist selten.

Scholander spuckte die abgebissene Spitze der Zigarre aus dem Fenster und begann zu rauchen, wie ein Ofen ohne Rohr. Ein mörderischer Hustenanfall zerriß ihm den Satz, als er zu sprechen begann. Er winkte mir mit der Hand ab, als wollte er sagen: Nur Geduld, du bekommst schon noch alles zu hören. „Hast du heute etwas zu tun?" fragte er endlich.

„Ich habe nur etwas zu tun, wenn ich will."

„Gut, wir werden uns verstehen. Ich will nur etwas tun, wenn ich nichts habe, das ist deinem Grundsatz sehr ähnlich. Nimm zum Beispiel diesen Elkan mit seiner polemischen Schmierfahne, glaubst du, ich schriebe zu meinem Vergnügen für sein Blatt? Aber es ist jetzt der

einzige Ort, an dem ich zu Worte komme. Tut nichts, das wird schon einmal anders."

Er prüfte mich, als bäte er um ein Zeichen des Glaubens an ihn. Da ich schwieg, seufzte er und holte den eigenen Glauben hervor:

„Die Zeit, in der ich sagen kann, was ich im Leben zu sagen habe, muß für mich kommen, es hat mir nur immer an Ruhe, an Sammlung gefehlt. Früher war es anders, aber da verachtete ich die Mittel, die mich hätten fördern können. Kann man seine Zeit verpassen? Glaubst du das?"

„Für den, der in Wahrheit etwas zu sagen hat, ist es immer Zeit."

„Nicht wahr? Sieh', du denkst vernünftig, machst einem Mut. Ich habe wohl Lust an meiner Fülle, aber zu meiner ganzen Fülle doch nicht die rechte Lust. Das ist mein Verhängnis. Dies versteht nur einer, der sich in seinem geistigen Haushalt zu schaffen macht."

Betroffen sah er vor sich hin und schwieg. Oft schien es, als überraschten ihn seine eigenen Aussprüche und als überdächte er sie erst, nachdem sie aus ihm hervorgebrochen waren. Diese rauhe, derbe Hülle in ihrer Sinnenwelt schien bisweilen nichts von den Quellen zu ahnen, die in dem Geistesgrund unter ihr entsprangen. Sein Bewußtsein war urteilslos und sich seiner selbst nicht bewußt, er dachte wie andere sehen oder fühlen, und die Welt der Erscheinungen spiegelte sich in ihm, ohne daß seine Gedanken sie anders als zufällig zu ordnen oder auf ihren Ursprung zurückzuführen wußten. Aber diese Zufälle waren oft von einem wunderbaren Glanz.

Irgendwie ahnte ich in ihm den tragischen Geistestypus meiner Zeit, aber was ihn weit über die bunten und im Geist gewissenlosen Fanatiker der raschen Wirkung und des unlauteren Pathos hob, war seine hellseherische Ergriffenheit dem menschlichen Gemüt gegenüber. Ihm fehlte, wie ich viel später erkannte, jene entscheidende Gabe des Geistes, die als schöpferische Phantasie die Einheit schafft, aber er war viel reicher, als manche, die im kleinen über diese Gabe gebieten, und ihr für kurze Tage einen armseligen Ruhm verdanken.

Scholanders Art zu denken und zu sprechen war für einen Menschen bezeichnend, der gewohnt ist, gläubige Zuhörer zu haben, die ihn nicht kontrollieren, sondern sich mit guter Meinung, mit Bewunderung und neidlos unterordnen. Nur wer viel allein ist, lernt gut denken, weil niemand schwerer zu überzeugen ist, als die Stimme der eigenen Zweifel oder des eigenen Widerspruchs. In der Einsamkeit sterben die Eitelkeit und die Genügsamkeit bei allen Aufrichtigen, und eine edle Bescheidenheit ordnet die Werte nach dem natürlichen Gesetz des eigenen Vermögens und der eigenen Rechte. Wie viele im Grunde ehrliche Naturen haben sich dadurch zu Unwahrhaftigkeiten und zur Übertreibung verleiten lassen, daß sie die Erwartungen eines andächtigen Dummkopfs oder eines kritiklosen Publikums nicht haben enttäuschen wollen.

Auf unserem gemeinsamen Weg durch die Stadt erfuhr ich nun Scholanders Leben, das er merkwürdig gleichmütig und ohne einen Hang zu Entschuldigungen oder Erklärungen mitteilte. Er klagte weder sich noch andere an, und stellte kein Geschehnis in ein Licht, das ihm

günstig war, sondern er berichtete mit der beharrlichen, fast nüchternen Sachlichkeit Eines, der seinem Zuhörer den Schluß aus den Ereignissen selbst überläßt. Einmal, nach einer Pause der Besinnung sagte er herzlich: „Nur lügen zu müssen, erbittert, wenn man Vertrauen genug hat, um die Wahrheit wagen zu dürfen, ist man schon halb versöhnt. Lügen kann man nur mit Witz, der Humor aber gesellt sich immer der Wahrheit zu."

Er war als Sohn eines Geistlichen auf dem Lande geboren und im frühen Alter in der Fremde erzogen worden, da sich seinem Vater keine Aussichten erschlossen hatten, seine dörfliche Pfarre gegen ein städtisches Amt einzutauschen. Seine Jugend überging Scholander fast ganz, ich erfuhr nur, daß seine Mutter ihren Gatten verlassen hatte und nach wunderlichen Geschicken verschollen war. „Ich weiß aus diesen Tagen bis zu meinem fünfundzwanzigsten Jahr so gut wie nichts von mir zu sagen," erzählte er, „was ich erlebte, blieb äußerlich und ist deshalb gleichgültig. Ich lebte unbewußt und glaube, daß es den meisten Menschen bis zu dieser Zeit so geht, erst später legen sie Sinn in ihre Erinnerungen, mit vollem Bewußtsein und ganzer Kraft leben wir alle nur ein paar Jahre."

Dann waren Mädchen und Frauen in sein Leben gekommen und hatten es bis an die Neige seiner Jahre ausgeschöpft. Er sprach nicht über Einzelheiten, aber aus seinen zurückhaltenden Hinweisen ging hervor, daß diese blasse Flut ihn ganz getragen und endlich vom Ziel seines Lebens verschlagen hatte. Er sprach zuweilen traurig und immer ohne Prahlerei, der Tonfall und die bekümmerte

Vorsicht seiner Andeutungen gab allem einen Widerschein von fast schauriger Wahrhaftigkeit. Er erzählte Dinge, die niemand erfinden kann, aber sein natürlicher Takt, der ihn stets stützte, wenn er ernst war, hinderte ihn daran, melancholisch zu werden, oder seine Niederlage unwürdig einzugestehen. So kam es, daß zuweilen ein grausamer Spott über sich selbst ihm die Worte fügte, wohl vermied er es, verächtlich von den Frauen zu sprechen, aber es gibt nun einmal Dinge auf diesem Gebiet, die man in der Erinnerung, selbst bei guten Vorsätzen, nicht feierlich behandeln kann, wenn man unbeteiligt an sie gebunden war und ebenso an sie zurückdenkt.

„Die Frauen wechselten in meinem Leben wie an einem Postschalter, es war schrecklich. Zu Anfang glaubte ich noch in jedem Fall mit ganzer Liebe beteiligt zu sein und wunderte mich nur etwas über meine Unbeständigkeit. Welche Rolle meine Eitelkeit dabei gespielt hat, kann ich nicht sagen, wer will die Wechselwirkungen, in denen die Leidenschaft sich nährt, genau auf ihre Maße prüfen? Sicher ist, daß ich die Frauen im Grunde immer zu ernst genommen habe, sowenig es den Anschein gehabt haben mag, zu ernst in einem ganz bestimmten Sinn und sicherlich in einem falschen. Ich glaubte von allen etwas ganz Bestimmtes, auf mein Seelenleben Bezügliches, was sie mir sein sollten, und übersah darüber, was sie sind. Wie leicht sie es mir gemacht haben, mit Anstand schwach zu sein, mit Würde treulos und mit Selbstachtung schlecht! Sie lehrten mich, den Genuß, der durch sie kam, für mein erstes Recht zu halten und bekränzten mich wie einen Sieger, wenn sie mich überwunden hatten. Bald war

ich zu tief im Bann dieser Lebensform, als daß ich mich noch zu retten vermochte, aus seinem Unglück befreit man sich weit leichter, als aus seinem verhängnisvollen Glück. So verlor ich meinen Weg in die Welt. Ich war damals Student und blieb es, als mein Vater starb und seine Zuschüsse aufhörten. Fast unvermerkt begann ich dann von Frauen zu nehmen, was ich zum Leben brauchte. Mit wieviel mehr Anmut, Takt und Selbstverständlichkeit weiß eine liebende Frau ihren Mann zu ernähren, als umgekehrt. Eine Frau, die sich selbst gibt, gibt auch alles andere, ein Mann glaubt in der Regel, mit seiner Person habe er schon zuviel gegeben. So blieben meine Studien und meine Arbeit liegen. Zwar habe ich immer den Kopf voller Pläne gehabt, aber sorglosen Frauen, die ihrem Genuß leben, sind Pläne beim Manne viel bequemer als Taten, denn Pläne entziehn ihn ihnen nicht. Mein Selbstvertrauen wurde so bereitwillig genährt und befriedigt, daß Handlungen sich eigentlich erübrigten. Ich proklamierte in großen Worten, was ich zu tun gedächte, und mein Zimmer war voller Weihrauch, der der Vollendung meiner Leistung galt, noch ehe ich begonnen hatte. Ich sah die schöne, harte, helle Welt der Taten vom Bett aus, und du glaubst nicht, wie rasch sie sich von dort aus in einen Wattebausch verwandelt. Und doch, zuweilen gelang mir Gutes, ich glaubte ein Künstler zu sein. Ich erlebte herbe Stunden der Heimkehr zu mir selbst, aber ich war zu verzärtelt, um nicht von der Kunst zu erwarten, was die Frauen mir boten. Aber sie verwöhnt niemanden, sie ist ein Weib, das Treue fordert, ein eisernes Herz, ein kühles Haupt . . ."

Er stockte und schwieg lange. Endlich sagte er einfach:

„Wo sind sie alle geblieben? Nur eine hat bei mir ausgehalten, du hast sie gestern gesehen. Nicht mein armer Wert hält sie bei mir, sondern der ihre. Ich habe die Gemüter und das Blut der Frauen zu entzünden gewußt, aber für lange zu fesseln vermochte ich keine. Weiß der liebe Gott, was sie alle zu mir hingetrieben hat, ich war weder schön noch reich. Oft glaubte ich, daß mein Ruf und meine Erlebnisse sie abschrecken müßten. Aber es war gerade umgekehrt. Sollte man nicht glauben, nichts sei einer Frau ärger, als sich mit anderen in einen Mann teilen zu müssen, oder viele Vorgängerinnen gehabt zu haben? Es ist grade umgekehrt. Es ergeht dieser Art Frauen, wie den Bienen bei einer Schale Honig, eine entdeckt sie, und nach kurzer Zeit sind alle da. In der Regel verachtet die Frau den Mann ein wenig, dessen einzige Liebe sie ist, sie denkt nicht hoch genug von sich selbst. Auch ist ein Gemisch von Neugierde, Neid und Eitelkeit im Wesen des Weibes, vor dem kein Charakter völlig schützt. Vielleicht ruht dieser Hang begründet in ihrer einfachen Natur, vielleicht ist er eine Folge der Nüchternheit, Leblosigkeit und Einseitigkeit der Männer unseres heutigen Berufslebens. Wer will es entscheiden? Die Natur treibt ein fühlloses, oft grausames Spiel mit allen, die nicht die Kraft haben, ihr frühzeitig mit dem Willen zur Erkenntnis entgegenzutreten, oder die nicht durch die Gnade der Liebe in ihre mütterlichen Arme genommen werden. Mir wurde erst klar, wie sehr ich mich hatte mißbrauchen lassen, als ich an dem Mißbrauch kein

sonderliches Vergnügen mehr empfand; ich lernte meine Kräfte kennen, als ich sie nicht mehr besaß."

Wir hatten uns am Wiesenhang eines Flusses niedergelassen, der auf die ferne Stadt zueilte, die er durchfloß. Sie lag im feinen Dunst des warmen Sommertags und ihre Türme, die Wahrzeichen vieler Jahrhunderte, boten ein blaues Traumbild dar, geweiht durch Ferne und Alter. Scholander zog seine Pfeife hervor und begann schweigend zu rauchen, er lächelte mit einem Ausdruck von Trotz und Ratlosigkeit und sah das dahinziehende Wasser an. Weidenbüsche boten uns Schatten, am anderen Ufer stand ein Hirt unter einer Schar weidender Schafe und sein Hund witterte zu uns hinüber. Je länger ich Scholanders Gesicht betrachtete, um so deutlicher begriff ich, daß einst dieses verwilderte Herz voll Leben und unbedenklicher, zielloser Kraft die Seelen der Frauen und Mädchen mit leidender Hoffnung, mütterlichem Erbarmen und blinder Gier erfüllt haben mochte, dieser nie ruhende Geist, dieses unendlich reizbare Gemüt, dieser laute Frohsinn in starker Bewegung aller Sinne und dies tyrannische Knabentum voll Hochmut und Treuherzigkeit. Ich begriff die Gefahr, die für Frauengemüter im Widerschein einer ungreifbaren und doch nicht zu widerlegenden geistigen Lebenskraft erstehen kann, die die ungefestigten Naturen aller Leichten unter ihnen in jenes Schwanken von Liebe und Hilfsbereitschaft reißt, dem sie ihren Leib zum Pfand geben.

Aber wie grausam hatten sie sich für ihre Enttäuschungen gerächt! Ich fühlte mit Zorn und Erbarmen, daß dieser Geist keine Auferstehung mehr erleben würde, daß

seine Schwingen gebrochen, sein Glanz getrübt und seine Bahn unter Trümmern verschüttet lag. Scholander sah sich plötzlich nach mir um, als weckten meine Gedanken seine Hoffnungslosigkeit.

„Wir wollen gehen, Bruder," sagte er tiefaufatmend und weich, „und mutig eins trinken. Ich weiß eine Waldkneipe in der Nähe, bei deren Anblick du Weib und Kind vergißt. Zum Teufel, es muß ein doppelter Kater ertränkt werden, der von gestern, und der, welcher sich langsam aus meinem Geschwätz von heute morgen aufrichtet. Wollen wir wetten, daß ich beide umbringe?" Er wartete auf meine Antwort, indem wir dahinschritten. Da ich schwieg, fuhr er fort: „Du machst mit, ich muß es schon zugeben, aber immer als Gast. Was hindert dich, dich hinzugeben? Ich weiß nicht, ob ich dich beneiden soll, manchmal denke ich, ich könnte dich hassen. Erschrickst du? Tu es nicht, du sollst nur Treues von mir erfahren, auch begreife ich, daß du vielleicht warteſt, bis es dich einmal ganz überwindet, du kannst nicht anders ... nun, Gott mit dir, zürne mir nicht."

Ich drückte ihm die Hand und kämpfte mit Macht gegen meine Bewegung. Teja stand im Geist vor mir, und sagte zu mir: „Deine Hand entgleitet, noch ehe man sie recht hält." War es nicht die gleiche Frage und Anklage, in Scholanders und ihren Worten, jenes dunkle Drängen auf die Wohltaten hin, das die Preisgabe der einen, der heiligen Forderung mit sich bringt? Es hat meine ganze Jugend bedroht, und umlauert die Jugend aller Reichen wie ein Versucher im Priestergewand. Die Worte aber, die Scholander seinem Vorwurf hinzufügte, die Teja

nicht fand, waren der erste wahrhaftige Trost meines Lebens, ein helles Licht.

Die Waldkneipe, in die Scholander mich führte, stand nicht hinter den Erwartungen zurück, die er in mir erweckt hatte. Das alte Haus lag unter Buchen in einem verwilderten Garten voller grüner Winkel und Lauben, die Anlagen gingen auf verwachsenen Wegen langsam in den Wald über. Überall leuchtete das stille goldene Licht der Sonne im Grün, Hühner bewegten sich zwischen den Tischen und am Dachfirst gewahrte ich einen fröhlich bevölkerten Taubenschlag. Die Wirtin empfing Scholander in einer derben Vertrautheit, die ihm peinlich zu sein schien, obgleich er sich ihrer sichtlich freute. Wir wählten eine dicht umgrünte Laube am Waldrand und ließen uns dort nieder, im kühlen Sommerduft, um nicht mehr aufzustehen, bis die Nacht hereinbrach.

Wieder erwachte im Wein Scholanders gärender Geist, wie zu einem zweiten und anderen Leben, er entwand mir alle Fesseln und ich erschrak darüber, daß dieser Mann, den ich glaubte bedauern zu dürfen, und den ich bald fürchtete, bald bewunderte, mich zu Geständnissen öffnete, die ich mir selbst zum erstenmal machte. Aber es gibt nichts Mitreißenderes, als eine edle Verschwendungssucht, und Scholander stimmte meine Seele auf eine ganz neue ungestüme Kühnheit und auf eine beseligende Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht im Bereich dieses heißen Genusses der Selbstschätzung und der Hoffnung lag.

Du kurzer, schöner Tag meiner Jugend! Ich trank aus Scholanders Becher den Vorgeschmack einer Erfüllung, die ich nicht kannte, das Lebensleid meiner zukünfti-

gen Kämpfe ohne Namen und die Ahnung des Todes, die der Jugend lieblicher schmeckt, als der feurigste Wein, wenn sie sie in Gemeinschaft mit der Fülle des Lebens empfindet. In einer erregenden Wechselwirkung von Widerspruch und Vertrauen folgte ich Scholanders Wahn und seiner Erkenntnis, seinem Schmerz und seinem Glauben.

Es war schon der Mond, der uns leuchtete, als er mit schwerem Mut und trauriger Mühe sagte:

„Einmal entstand mir mein Bestes, als ich jung war, in irgendeinem Schubfach magst du es finden, oder auch längst nicht mehr. Niemand hat es gewollt. Nenne mich deshalb nicht schwach, weil ich aufgegeben habe, nur noch darin zu leben. Das Leben lockte mich, die Brüder und Schwestern, die Teilnahme Vieler, die rasche Liebe, die tägliche Wärme, und so wurde ich, wie es die Nächsten wollten. Sage nur nicht, das sei nichts als Schwäche. Es liegt eine furchtbare Gewalt in den Forderungen, die unsere Zeit an uns stellt, wie viele sind nicht das Opfer ihrer Zeit, und das Opfer der Erde sind im Grunde auch die Besten. Die größten Geister aller Zeiten haben doch nur ihr Geringstes geben können, so erhaben es uns auch erscheint, ihr Bestes dagegen nahmen sie mit sich, da niemand es forderte. Das Entstehen eines vollkommenen Werkes setzt eine vollkommene Welt des Anspruchs voraus, eine Ermutigung aus dem Himmel, darum erschufen die Besten keine Werke, sie entbehrten und glaubten ... aber du verstehst mich nicht mehr, scher dich zum Teufel!"

Er schüttelte sich und trank.

„Einsam sind wir, wie Tiere."

„Und sind doch die Wohnung der Liebe."

„Wahr, wahr", antwortete Scholander ruhiger und faßte wieder Mut zu seinen Gedanken, aber er fand sie nicht mehr. „Brauchst du das mir zu sagen? Wann hast du es von mir gehört? Aber das Zugeständnis verdirbt uns. Wenn wir keine Zugeständnisse machen, so können wir wohl zugrunde gehen, aber niemals verderben. Das Kompromiß verdirbt uns, die laue Mitte, sie ist die schleichende Seuche der Menschheit, die trübe Dämmerung der Seelen, nicht Tag und nicht Nacht. ‚Weil du aber lau bist, habe ich dich ausgespien aus meinem Munde', wo steht doch das große Wort? Bei Johannes, natürlich, er ahnte am tiefsten, was los war, am klarsten, als er versank. Wir werden alle ausgespien."

„Ich mache keine Zugeständnisse", sagte ich.

„Rede nicht. Natürlich machst du keine, denn du machst überhaupt nichts. Warte bis dich der Ehrgeiz packt, dies Feuer, das entsteht, wenn Gott und der Teufel sich in uns balgen. Warte und schau. Vielleicht ergreift es dich eines Tages, dann denke an Scholander. Ich habe Zugeständnisse gemacht, aber ich habe einen Trost, ich weiß, daß ich es getan habe. So lange, meine ich oft, ist noch nicht alles verloren. Ich selbst, ich bin natürlich verloren, aber noch nicht alles, verstehst du das? Ich möchte sagen, ich glaube noch . . ."

„Ich verstehe dich und glaube, daß es viel ist, was du von dir sagst."

„Vielleicht ist es alles. Ich weiß es nicht. Aber oft, wenn mir zumut ist, als würde ich vor Traurigkeit bewußtlos, dämmert es in mir empor wie eine fremdartige

Lichtflut, und ich ahne, daß es allein auf den Glauben ankommt. Mir ist dann, als sei der Glaube der mystische Sinn, die ewige Seele dessen, was Erlösung bedeutet. Der Glaube in uns ist etwas wie Gottes Tat für unsere Tat. Man sollte den Glauben achten, wie man die Liebe achtet, an sich und als eine Kraft, aber nicht gemessen am Wert oder an der Wahrheit seines Gegenstandes. Ein Gott, wie ich ihn mir in meinem Elend oft ersinne, wird niemanden fragen: ‚Glaubst du an mich?' Er wird fragen: ‚Glaubst du?' Welch innige Heiterkeit, welch wahrhaftige Seligkeit muß ein Gemüt verklären, das einfach und ohne Zweifel darauf antworten könnte: ‚Ja, ich glaube.' Als ob Glauben eine Angelegenheit einer bestimmten Überzeugung wäre! Glauben ist das Herz der echten Frömmigkeit, der Gesundheitszustand starker Seelen, Glauben ist das ewige Ja."

Es schüttelte ihn plötzlich wild von innen her. Er griff nach dem Glas wie nach einem Halt, stieß es jedoch um und ließ die Hand fallen. Der schwere Kopf sank ihm nach vorn, und sein Mund verzog sich, wie bei einem Kind, das mit den Tränen kämpft. —

Die Wirtin bot uns gutmütig an, uns in ihrem Hause unterzubringen. Scholander torkelte durch die Mondflecken unter den Bäumen dahin, wie ein unförmiges Gespenst, und sang laut. Der nächtliche Wald hallte wider von diesen Tönen, die wie das traurige Gebrüll eines Tieres klangen. Ich erhielt ein Heulager an einem Herd in einem kleinen Backhaus, in das durch eine zerbrochene Scheibe der Mondschein fiel. Die Welt kreiste und mitten in ihr sang ein Heimchen, mit mütterlicher Stimme.

Ich sah mit weit offenen Augen in das stille Licht und das Bewußtsein meines Lebens erfüllte mich in einem Taumel von schwermütiger Neugier. Ich erblickte, schon halb im Traum, eine Wiege, die unter einem hellen Stern schaukelte, als schwebte sie. Sie bewegte sich langsam zur Melodie eines qualvollen und süßen Liedes, von Pol zu Pol der Welt unserer Tage. Die Pole waren hier Eros, dort die Evangelien, und ich ahnte in der unaussprechbaren Zuversicht, die eine Vision vermitteln kann, daß einst, wenn sie zur Ruhe kommen würde, ein neuer Gott ihr entsteigen sollte, mit den heiteren Zügen eines klugen und guten Menschen.

* * *

Die kommende Zeit brachte es mit sich, daß ich, um Scholander zu begegnen, Kalauers Wirtsstube aufsuchte und dort ein oft gesehener Gast wurde, obgleich ich Scholander dort selten antraf und zumeist in Gesellschaft, die mir wenig behagte. Dann wieder, nach Tagen der Trennung, fand ich ihn unvermutet in meiner Kammer, wenn ich abends heimkam, oder am Morgen aufbrach. Als ich ihn einmal in seiner Wohnung suchte, begegnete mir dort an seiner Statt jenes stille weibliche Wesen, das in unserer ersten Nacht, und in mancher späteren ebenso, seiner gewartet hatte. Wir wechselten ein paar Worte, sie antwortete mir gleichmütig und freundlich, aber ihre Augen ließen den fremden Blick nicht zu sich ein, und ich verließ sie in dem Bewußtsein, ihr nicht nur gleichgültig zu sein, sondern daß ich überhaupt von ihren Augen nicht anders als ein Gegenstand wahrgenommen worden war. Ein anderes Mal versuchte ich, das Gespräch auf Scho-

lander zu bringen, indem ich eine gemeinsame Sorge um sein Wohlergehen zum Vorwand machte, und mit meiner Neigung für ihn nicht zurückhielt. Sie schob mir einen Stuhl hin, saß still und für sich auf der Bettkante und hörte mir aufmerksam zu, aber ihr kluges, sonst so wenig schönes Gesicht belebte sich nur, wenn ein gutes oder bewunderndes Wort über den Mann fiel, den sie liebte und dem sie diente. Mich befiel zum erstenmal eine Ahnung von der seltenen Ausschließlichkeit, in der sie nur für ihn und nur in ihm lebte, bis mir später die kurze Geschichte ihres Lebens das Bild einer unvergeßlichen Hingabe und einer Opferwilligkeit ohne Grenzen erschloß. Aber sie selbst sprach nicht über sich und über ihr Schicksal, noch über ihn, der es ihr bereitet hatte. Es schien für sie kein Leben und keine Menschen auf der Welt zu geben, sondern nur Gelegenheiten, etwas für Scholander tun oder erleiden zu können. Diese Preisgabe ihrer ganzen Person und aller ihrer Rechte war lauter und innig, aber ohne Frohsinn, das Lichtlein ihres schmerzhaften Glücks flackerte unter der dunklen Wolke des herannahenden Verhängnisses, das über Scholanders Leben schwebte. Das gab der Macht ihrer Treue etwas unsagbar Trauriges, da sie ohne Hoffnung bestand und lebte. Ihr Urteil über diesen Mann war völlig erloschen, da sie es mit ihren Empfindungen und dem Pflichtbewußtsein ihrer einfachen aber eigensinnigen Natur nicht in Einklang zu bringen vermochte, und der Konflikt sie wahrscheinlich zerstört haben würde, wenn sie ihm nachgegangen wäre, denn sie hatte Verstand und Charakter. Scholanders Wesensart hatte ihr keinen anderen Weg gelassen, als den der blin-

den Zustimmung oder den der Trennung, und da ihre Liebe später seine Abhängigkeit von ihr erkannt haben mochte, verwandelte sie sich langsam von einer gescholtenen, mißachteten und betrogenen Geliebten in eine nachsichtige und duldende Schwester.

Es wunderte mich deshalb nicht, daß sie ihn mit den Blumen ihres verachteten Werts schmückte, und ihn verherrlichte, um vor sich selbst gerechtfertigt dazustehen. Ich erkannte in ihren Zügen langsam die Wahrzeichen eines Frauenleids, das mir neu und unbegreiflich war, und das das Leben mir niemals zuvor gezeigt hatte, ich begriff, daß niemand sie liebte, und daß alle, die über sie sprachen, es mit einem Lächeln taten, das mich zugleich empörte und befriedigte. Bald erschien sie mir vom Glorienschein einer Heiligen umgeben, die an der Seite eines Verbrechers dahinschritt, dann wieder dachte ich, von Mitleid und Verachtung bewegt, an eine würdelose Unterwürfigkeit. Aber sie selbst ging, wie in einem schmerzlichen Traumzustand, ohne Lächeln und ohne Tränen, den Weg, der ihr bestimmt war, und hörte auf keine Warnung, auf keine Anklage und auf kein Lob.

Sie war die Tochter eines wohlhabenden Fabrikbesitzers und hatte Scholander in seinen besten Jahren der Kraft und Erwartung kennen gelernt, als schon ein Altersunterschied von etwa zehn Jahren sie voneinander trennte. Nach und nach hatte sie ihm ihr ganzes Vermögen geopfert. Sie sah es zerrinnen, aber sie gebot ihm niemals Einhalt, weil sie ihrem Glauben an den Wert und an die Kraft des Geliebten auch nicht den Schatten eines Zweifels zuzugesellen vermochte. Sie gestand ihm Rechte

gegen alle Gesetze der Menschlichkeit und Sitte zu, sah andere Frauen die Vorteile ihrer Opfer genießen, schwieg, duldete es um seinetwillen, und gab endlich ihr Letztes dahin. Eine zähe Gewißheit stärkte sie, sie fühlte, zuletzt würde er ihr, nur ihr bleiben, ihre letzte Hoffnung blickte auf seine Hilflosigkeit, und sie tröstete sich mit ihrer Fähigkeit für ihn arbeiten zu können, wenn alle ihn verlassen hätten.

Mein Verkehr mit Scholander führte es herbei, daß ich ihr später häufiger begegnete. Als ich ihre Geschichte kannte, verwandelte sich mir ihr Bild langsam, und ich bat ihr, überwunden durch das ruhige Leidenslicht in ihren Augen, manchen Zweifel an ihrer Würde und an ihrem Stolz ab. Wie wenig offenbart uns das Leben, wenn wir die herkömmlichen Maße von Wert, Tugend, Gerechtigkeit und Güte an sein mächtiges, tausendfältiges Angesicht legen! Alles zu verwerfen, alles, sollte der Lebensbeginn der gesunden Jugend sein, als ob sich reinen starken Herzen der echte Wert nicht immer doch erschlösse! Er ruht in ihnen wie der Duft und die Farbe einer Blume in ihrer Knospe, und ihr Gemüt gesellt sich dem Guten, Wahren und Erhabenen in der Welt auf dieselbe Art zu, wie das Licht der Sonne dem erschlossenen Kelch, der sich der Helligkeit zuwendet, derer er bedarf, und der sich in ihr öffnet, wie seine Schönheit ihr Werk ist. Nur der Glaube an die Gesetzmäßigkeit dieser Zusammenhänge verbürgt uns ein Selbstbewußtsein, das nicht schwankt, und eine Menschenwürde, die nicht von unserem Geschick abhängt.

Heute sehe ich, im Widerschein meiner Erinnerung, das Bild dieser Frau von allem befreit, was einst der All-

tag der Gegenwart an Staub und Schutt auf sie gehäuft hat. Sie ging ihren Weg wie über einen Teppich von Dornen, der Teppich hieß Scholander, er trug sie, gab ihr Leben und verwundete sie, auf ihm wollte sie eines Tages sterben. Sie kannte keine Gefahren und keine Freuden, nur ihn, sie sah keine Menschen keinen Gott, keinen Himmel, nur ihn. Mir war, als sagten ihre Augen, wenn sie von seinem verwüsteten Angesicht in gedankenloser Gleichmütigkeit zu den Formen und Gestalten der Umwelt zurückkehrten: So ist nun einmal dieser Mann beschaffen, dem ich durch meine Liebe angehöre. Ob ihr ihn gut oder böse, reich oder arm, bewundernswert oder verkommen nennt, höre oder weiß ich nicht, denn ich nenne ihn meine Liebe und sehe ihn, wie sie ist. Warum soll ich ihm für die armen paar Tage, die wir irdisch verweilen, nicht sein Wesen so lassen, wie er nun einmal ist? Habe ich etwas für ihn getan? Meine Handlungen sind wie meine Atemzüge gewesen, sie waren mir zum Leben notwendig, und ihr solltet mich weder loben noch tadeln. Wenn ihr sagt, daß ich ein armseliges und bedauernswertes Dasein führe, so seht ihr nicht mein Herz. Ich weiß, eines Tages wird er, beruhigt über die Geister seines Haupts, auf seinem Totenbett liegen, für den irdischen Abschied in Blässe und Kälte gefestigt, in Frieden. Wie sollte ich diesen Anblick ertragen können, wenn ich meiner Liebe etwas schuldig geblieben wäre? War er an sich und der Welt schuldig? Wie glücklich bin ich, daß diese Frage nur euch und niemals mich beschäftigt, an mir war er nicht schuldig, denn er liebte mich weniger, als ich ihn. —

Ein unvergeßlicher Abend, den ich bald nach unserm Gang vor die Stadt mit Scholander erlebte, eröffnete mir einen erneuten Ausblick auf die Leidenswelt dieser seltsamen Frau, zugleich aber lernte ich besser als zuvor verstehen, daß der Mann, der ihr ihr herbes Schicksal bereitete, zugleich doch im Grund seines Wesens einer solchen Neigung und Hingabe wert war.

Ich kam ziemlich spät noch zu Kalauer, die Türen und Fenster standen, der immer noch drückenden Tageswärme wegen, weit geöffnet, ich hörte Scholanders Stimme schon dröhnen, als ich noch unter den Fenstern dahinschritt. Er saß mit zwei Burschen und einem Straßenmädchen am gewohnten Ecktisch und predigte vor dieser spöttisch entzückten Zuhörerschaft eine verworrene Litanei von praktischer Lebensweisheit und mystischem Unsinn herunter, an sich selbst leidend und doch gierig das bewundernde Staunen seiner kleinen Runde einsaugend. Ich kannte ihn in diesen Ausbrüchen von flacher Wirkungssucht und Eitelkeit und setzte mich zögernd an seinen Tisch, weil ich wußte, daß ich ihm in solchen Augenblicken unwillkommen war. Er konnte die Stufe unseres Umgangs unmöglich mit der in Einklang bringen, auf welcher er mit seinen Kumpanen Gemeinschaft suchte und schämte sich ihrer sowohl vor mir, wie er sich auch ungern in ihrer Gegenwart zu mir bekannte. Ich für mein Teil machte niemals einen Hehl aus meinem Abscheu vor seinen Gefährten dieser Art. In einer sicherlich übertriebenen Deutlichkeit übersah ich ihre Zutunlichkeit, die sich bei solchen Menschen stets erst dann befriedigt zeigt, wenn sie ihr Opfer auf die Niedrigkeit der eigenen Lebens-

form herabgezerrt haben. Ich fühlte die Feindschaft besonders eines nicht mehr jungen, sehr intelligenten Lithographen, der viel um Scholander war, und dessen unterwürfige und schlaue Art den Freund auszubeuten, und ihm zugleich zu schmeicheln mich empörte. Er gehörte zu jenen Menschen, bei denen ich auf den ersten Blick die Gewißheit hatte, den Feind meines Lebens vor mir zu sehen. Es gibt Wesen, die völlig das verkörpern, was die verneinenden und zerstörenden Elemente unseres Daseins sind und unsere Instinkte lehnen sich gegen sie auf, oft noch ehe ein Wort gewechselt ist. Es gibt keinen Weg, kein Mittel der Versöhnung, und jeder Versuch zu einem Ausgleich ist unsauber.

Weit mehr zuwider als dieser Mann war mir jedoch das Mädchen, das ich ebensooft in seiner wie in Scholanders Gesellschaft gesehen hatte. Sie wurde von allen nur Jona genannt, und war alles eher, als schön, aber sehr klug und von jener giftigen, aufreizenden Lebendigkeit, die oft die Schrankenlosigkeit der Verderbnis dem Wesen reich veranlagter Mädchen zu geben vermag. Ihre Schlechtigkeit war von einer traurigen und kalten Großartigkeit, keine Regung ihres erstorbenen Gemüts durchzog mehr die leidenschaftslosen Gewitter ihrer Sinnlichkeit und die schillernden Fäulnisfarben ihres Verfalls. Mit ratlosem Entsetzen sah ich, als ich ihr zum erstenmal begegnete, in die klaren Abgründe ihrer unverhüllten Schande, und ich begriff, daß das Weib, sehenden Auges und wachen Sinns, mit Lachen, die Stufen der Hölle hinabzusteigen vermag bis zu einer Tiefe, in die niemals ein Mann ohne Betäubung gelangen wird.

Im Grunde gehörte sie allen und niemandem, aber im Besonderen Scholander und jenem Lithographen, der sie zu fesseln schien, weil ihre Instinkte ihm vertraut und eigentümlich waren, während sie an Scholander etwas wie ein geistiger Ehrgeiz, eine Sucht zur Fülle band, die sich oft bei herzlosen Frauen dem genial veranlagten Manne gegenüber findet. Sie verachtete ihn und war zugleich auf die Beachtung stolz, die er ihr entgegenbrachte. Ich übersah das Verhängnisvolle dieser dunklen Gemeinschaft zu Dreien damals nur in einer erschrockenen Ahnung, zumal da Neigung und Abneigung mir die Klarheit der Einsicht trübten, aber später verstand ich die Verachtung und den Haß, die sich in den Seelen bilden mußten, grade bei einer Rivalität, die sich auf beiden Seiten nicht in echter Leidenschaft, sondern hier in großmütigem Aberglauben, dort in berechnender Niedrigkeit entwickelte.

Es gibt Zustände in uns, bei denen sich Triebe unserer Natur gegen jede Warnung der Vernunft erheben, ihr aus der Tiefe kommender Drang verdunkelt zuweilen jede Wachsamkeit des Geistes und wir erkennen weder den Ursprung noch die Gefährlichkeit unserer Handlungsweise. Ich sagte plötzlich laut:

„Kalauers Wirtsstube ist ein Schweinestall."

Scholander, der mich sofort verstand, sah betroffen auf, sein Gefährte wandte sich mir langsam und lauernd zu, und während die hellen trüben Augen unter den rötlichen Brauen mich musterten, antwortete er kalt und herausfordernd:

„Darum zieht sie dich an."

Jona lachte aufreizend auf, aber sie sagte ausgleichend:

„Laß doch, ihn plagt die Moral. Das tut sie uns allen, bis wir geheilt sind."

„Oder verwest", sagte ich, und machte mich auf eine Schlägerei gefaßt.

Scholander begriff, um was es ging. Er erhob sich, laut grollend wie ein Bär:

„Ihr schweigt! Keiner sagt noch ein Wort, solange ich hier stehe."

„So setz' dich", sagte der Andere trocken.

Die vereinzelten Gäste sahen sich an ihren Tischen nach uns um, Kalauer schlich plump heran, sein Kopf hing herab und die trüben Augen schauten von unten schräg auf uns. Scholander hatte niemanden angeredet, wandte sich aber den Anderen zu und deckte mich mit seinem breiten Rücken, ohne zu wissen, daß er mit dieser Stellung Partei ergriff.

Jona erhob sich nachlässig.

„Das wird langweilig, fang deine Grillen allein mit deinem Jonathan, Alterchen." Sie zog ihren Freund mit sich fort, in der vorsichtigen Entschiedenheit einer stets Berechnenden, die genau weiß, daß ihr aus einem Skandal nur Nachteile erwachsen können. Man folgte ihr und die Gesellschaft trollte sich, mein Gegner weit eher gleichmütig, als noch erbost. Es gab für ihn nichts mehr zu gewinnen, da das Mädchen zu ihm hielt. Er rief Scholander von der Tür aus ein ausgleichendes Abschiedswort zu. Mir kam erst nun der Zorn, mir war, als hätte ich unrecht getan, und fände nun keinen Weg es

gutzumachen. Ich hörte von draußen her das verächtliche Lachen der Davongehenden, es wehte mit der Nachtluft zu uns herein und verklang mit den Schritten.

„Du verkommſt," ſagte ich zu Scholander, „du wirfſt dich fort. Dieſes Weib iſt eine Kloake."

„Du biſt ein Philiſter", antwortete er böſe.

„Wenn du alles philiſtrös nennſt, was nicht ſchmutzig iſt, ſo bin ich ein Philiſter."

Wütend fuhr er auf, mäßigte aber ſeine Stimme:

„Willſt du mir Moral predigen? Wieviel weißt du von der Welt, wieviel erkennſt du von den Beziehungen eines fremden Gemüts zu den Dingen, die dir zuwider ſind? Es kommt nur auf das an, was ich empfinde, nicht darauf, wieviel der Gegenſtand wert iſt, vor dem ich erlebe."

„Auch ich ſpreche nur von dem, was ich empfinde. Wieviel ich weiß iſt mir gleichgültig, aber ich weiß, was ich verachte und haſſe, und was ich bewundere und liebe."

„Scher dich zum Teufel, du Schwätzer!"

„Gut. Ich gehe. Leb' wohl."

Scholander ſprang auf und ergriff mich am Arm:

„Was läufſt du denn gleich davon, du Narr, wenn ich beſcheiden meine Anſicht vortrage. Dazu werde ich doch wohl noch ein Recht haben?"

„Und ich?"

„Natürlich, du auch, wie zankſüchtig du biſt. Komm, ſetz' dich, wir ſprechen. Ich halte dich, weil ich reden muß, ich komme um vor Traurigkeit, wenn ich mich nicht vor mir ſelbſt rechtfertigen kann. Das können nur Schur-

ken zu ihrer Zufriedenheit, wenn sie allein sind, ich nicht. Gleich, wenn du mich verlassen hast, denke ich, ich habe dir unrecht getan. Also hör mir zu. Nicht, daß ich mir erst glaubte, wenn ich dich überredet habe, ich habe gar nicht den Wunsch mir zu glauben, aber ich erfahre erst, wie es um mich steht und wie ich denke, wenn der Widerspruch die Engel und Raubtiere in mir aus Kapellen und Höhlen treibt. Du verstehst mich, denn du lächelst. Ach, glaube doch, es ist eine eigentümliche Sache um das Böse in seiner Wirkung auf mich. Willst du von mir zugestanden haben, daß dieses Frauenzimmer ein schmutziges Luder ist? Nein, das willst du nicht. Es ist wahr, sie weckt das Böse, Niedrige in mir, die Verworfenheit, die Schande und meine Begegnungen mit ihr sind meine Niederlagen. Ihr Wesen bedeutet jenes dunkle Element in der Männerwelt, über das die Menschheit wie in einem heimlichen Einvernehmen schweigt, ich will nicht entscheiden, ob mit Recht oder Unrecht, aber sicher ist, daß dieses Schweigen unter den Menschenseelen wütet, wie ein Wolf in Schafskleidern unter einer Herde. Überall siehst du die Wunden dieses Schweigens in den Gesichtern der Frauen. Aber nun höre an, wie es um mich steht, und was ich erlebt habe. Immer war es nach Tagen solcher Erniedrigungen, daß in mir, wie nach einer Reinigung, die Stimmen der Engel erwachten. Wenn der Körper sinkt, so steigt die Seele empor, das wißt ihr alle noch nicht, obgleich ihr es in anderer Form, zum Beispiel als nach dem Tode, täglich behauptet. Aber es ist auch schon im Leben so. Wir werden in der Angst der Selbstbewahrung die Seele nicht erheben, am wenigsten zur

Tat, denn im Wohlbefinden des Leibes vergißt sie ihre Flügel. Mit dem Bestand des Vergänglichen ist nur die Geburt vergänglicher Güter gesichert, die Seele aber hat eine nahe Beziehung zum Verfall des Leibes, und erhebt ihre Schwingen oft nur nach dem Sturm der zusammenbrechenden Erdensicherheit, oder in der Trauer, die über den Trümmern des Vergänglichen herrscht."

Er schwieg und sah mich an. Seine Augen leuchteten, und ich kam, wie immer, wenn er in echter Ergriffenheit sprach, rettungslos in den Bann seines geistigen Lebens. Ich sah ihm mit Angst und Liebe in die hellen Augen, die in der Wahlstatt seines Gesichts wie zwei Lichter im Moder brannten.

Er schien zu sich selbst zu sprechen, als er langsam fortfuhr:

„Wie vielen ist nicht aus ihrer Krankheit, ihrem Elend, ihrer Schmach ihr Gott erstanden! Sie haben ihn, solange sie gesund und sauber waren, weder gekannt noch gesucht. Oft denke ich an Christi Wort: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Bösen." Du kennst es natürlich nicht, wie die Meisten, es steht in der Bergpredigt. Gewiß, im Zusammenhang seiner Worte bedeutet es, jenem Bösen, das uns geschieht. Es ist eine Mahnung zur Duldsamkeit gegen Andere. Aber, wie die meisten Worte Christi, hat es neben seinem praktischen Sinn noch einen heimlichen Wert des Zusammenhangs mit dem Menschlichen in seiner reinen Geistesgestalt. Wäre es gut auf der Erde, so sehnte sich niemand nach seinem Vater im Himmel, verstehst du den Anteil des Bösen am Weg der Seele? Ich glaube dies nicht etwa,

und lasse mich deshalb zuweilen los, sondern weil ich mich zuweilen fallen lassen muß, tröste ich mich mit diesem Glauben. Nun, rede du, auch du hast deine Gedanken."

„Du hast vielleicht recht, mich bewegt, was du sagst, und doch muß es etwas in uns geben, das nicht vom Bösen berührt werden darf, das der ewige, unvermischbare Feind des Niedrigen ist; Gott läßt sich nicht mit dem Satan ein, um zu triumphieren."

„Mag sein," sagte Scholander mit ruhlosen Augen, „aber wie willst du dich retten?"

„Durch einen Kampf ohne Ende, und wenn es sein muß, ohne Besinnen durch den Tod. Nur in diesem Sinn wird er zur Pforte des Lichts."

„Wie du sprichst. Bedenke, wir sind nur Menschen."

„Nur? Weshalb nur? Wir sind Menschen! Es gibt nichts Größeres. Wir sind es nicht zu unserer Entschuldigung, sondern zu unserem ewigen Ruhm. Welch voreiliger Idealismus, etwas zu erstreben, das höher stehen soll, als der Mensch. Erstrebenswert kann zuerst immer nur sein, den Menschen hoch zu stellen."

Scholander sah in die Leere, dann sagte er ruhig und so einfach, wie nur ein aufrichtiges Herz uns sprechen lehrt:

„Du darfst nicht vergessen, ich bin nur berufen, aber nicht erwählt."

Als ich in sein elendes Gesicht schaute, das zur Hälfte abgewandt war, überwand mich der Ausdruck einfältiger Traurigkeit darin zu einem Schweigen voller Achtung vor seinem unabwendbaren Schicksal. Ich fühlte die

Aufrichtigkeit seiner Worte bis in die Grundfesten der Gewißheit, und ihre Demut versenkte meine Gedanken in die Dämmerwelt einer tröstenden Ahnung. Mir war, als müßte sich dieser Gesinnung das Reich der unberührbaren Helligkeit zuletzt dennoch öffnen, und als wären diejenigen, die das Feuer des Kampfes in Wahrheit kennen, niemals fähig die schimmernden Tore dieses Reichs zu schließen.

* * *

Meine immer wachsende Teilnahme am Wesen Scholanders und meine Neigung für ihn, warfen meine Gedanken, mein Urteil und meine Schlüsse ruhlos hin und her. Er füllte mich völlig aus und ich vermochte mich der Aufgabe nicht zu entziehen mich ganz und aufrichtig mit ihm, seiner Beschaffenheit und seiner Anschauungswelt abzufinden. Aber ich besaß damals noch nicht die Kraft dazu, sein Bild vor mir ganz zu entfalten und es gerecht einzuschätzen. Heute weiß ich, daß ihm die höchste Befriedigung versagt war, weil seine Ideale und Forderungen niemals zu einem wirklichen Bestand seines eigenen, natürlichen Lebens wurden.

Die Bedrängnis in mir wuchs und mein Leben ging unruhig und gequält dahin, ich fühlte mich bald angezogen, bald abgestoßen, und konnte keinen dieser Zustände mit Überzeugtheit erdulden. Es ergab sich von selbst, daß ich einmal offen mit ihm über die Empfindungen redete, aber seine Antwort befriedigte weder ihn noch mich, denn er sprach immer schlecht und unsicher, wenn er sich vor eine Aufgabe der Überlegung gestellt sah, dagegen überzeugend und gut, wenn irgendein leidenschaftlicher Ge-

fühlssturm die Schleusen seiner Brust öffnete. Meine Fragen quälten ihn, er beantwortete sie mürrisch oder frivol, und ich gewann den Eindruck, als erblickte er Geringschätzung oder Zweifel in ihnen. „Denk gut von mir," sagte er einmal mit versöhnlichem Lächeln, „und sei gewiß ich werde es sein. Ich bin immer gehorsam, jedem Anreiz, aber ich vermag keinem festgelegten Vorsatz nachzudenken oder -zuleben."

Im Widerstreit unserer Gedanken entfuhr ihm einmal in Erregung ein Wort, das ich nicht vergessen habe, und dessen Wahrheit Bedeutung für mich gewonnen hat. Ich mag ihm vorgeworfen haben, daß der Schluß, den er aus einer Tatsache zog, mich nicht zufrieden stellte, da antwortete er kurz und abweisend:

„Wer schaut und Gestalt sieht, dessen Gedanken sind etwas wert, mögen sie auch ohne diesen Zustand glücklicher Kraftverhältnisse wenig zu taugen scheinen. Wer aber schaut, und nichts wird ihm Gestalt, dessen Gedanken sind schlecht, mögen sie auch um ihrer Schärfe willen eine Welt in Erstaunen setzen. Ich habe Gestalten gesehen, Freund, von deren Glanz und Hoheit ihr euch keine Vorstellung machen werdet, aber es war mir nicht gegeben zu bewirken, daß auch Andere sie sehen. Das ist mein Verhängnis, denn ich war dazu berufen, so bin ich nun ein armer Umhergetriebener. Glaube nur nicht, ich wüßte nicht, was mir fehlt, daß ich es weiß, ist mein Stolz und zugleich die Quelle meiner Trauer, der Ursprung meiner Rastlosigkeit, meines Unfriedens und endlich meines Niedergangs. Ich verdiene, was mir geschieht, halte mich nicht für hochmütig."

Im Verlauf des kommenden Tages bemerkte ich, daß das letzte Ereignis in Kalauers Wirtsstube einen Schatten in Scholanders Gemüt zurückgelassen hatte. Er konnte in erbittertes Grübeln sinken, und kämpfte mürrisch, aber vergeblich gegen eine Qual in seinem Herzen an, die er verachtete, aber nicht zu überwinden vermochte. Endlich brach sein Zorn los:

„Was kümmern dich die Dinge meines Lebens, daß du dich hineinmischst? Ist es etwa nun besser, daß sie mit diesem Lümmel durch jeden Morast steigt?"

„Wer?" fragte ich erstaunt, „wovon sprichst du?"

„Er fragt noch! Bin etwa ich es gewesen, der sie davon gejagt hat? Was schert mich das Urteil Anderer über sie, mir bedeutet ihre Liebe etwas. Ist es etwa ihre Schuld, daß sie nicht tändeln und schmachten kann, wie Gretchen und Annchen?"

„Du sprichst von . . ."

„Dieser Schmutzfink schleift sie durch alle Pfützen seiner Niedrigkeit. Was liegt denn an mir! Ich kann Jona nicht verkommen sehen . . ."

Ich schwieg in heißem Erschrecken. Einen Augenblick wallte es glühend in mir empor und mein Wille schickte sich jählings zur unvernünftigen Kühnheit leidenschaftlicher Überredung an. Dann war mir, als bedürfe es nur eines Anstoßes, eines Aufblicks, um Scholander auf das Gegenteil seiner Betrachtung zu bringen, als müsse er selbst es sein, der mich und sich über seinen verderblichen Irrtum belehrte. Aber es legte sich eine unsichtbare Hand auf meine Lippen.

„Niemals", sagte ich laut.

„Was denn, ‚niemals?‘ Wer will denn etwas von dir?“

Ich kannte seinen Eigensinn, wenn ich auch damals noch nicht die rechte Vorstellung davon hatte, zu welchem Dämon er, einem Weib gegenüber, in den Jahren des Alterns werden kann. Die lange mißbrauchten Sinne erwachen zu Furien, und jedes Gegengewicht erstickt in der Angst, die Zeit der Genüsse möchte dahin sein, in dem Grauen vor der herannahenden Leere, in die kein Klang der Versöhnung dringt, weil die niegefragten Geister der Brust, die retten könnten, ihre tröstende Stimme verloren haben.

„Weshalb schweigst du?“ rief Scholander gereizt. „Du bist mir verhaßt in diesem Schweigen, verstehst du, widerwärtig bist du mir.“

„Ich kann dir nicht helfen.“

„Helfen? Wer bittet dich um Hilfe? Du bist ein Narr.“

„Ich habe Angst um dich, ich bin traurig, weil ich dich lieb habe.“

„Seit ich dich kenne, hat mich mein altes Glück verlassen, meine Geschicklichkeit, mein froher Mut. Du hast die Toten aus meiner Brust gezerrt, die Fackeln der Jugend, der alten Zeit, die lieben Gesichter, die längst gebettet waren, das Leben, das ich verloren habe. Helfen, sagst du? Du stößt mich in die Nacht, du, nur du!“

Ich war ratlos, aber wie hätte ich ihm verweigern können, daß er den dumpfen Zorn seiner Verzweiflung bei mir ausließ? Ich fühlte, daß er die andere Seite dieser Dinge wußte, und fürchtete, ihn nur noch ärger

zu reizen, je mehr ich schwieg oder sprach, deshalb ging ich davon, aber am Abend trieb meine Unruhe mich zu Kalauer.

Ich kam mitten in das Getümmel hinein. Jona, die ich zuerst erblickte, stand in einem grellroten Kleid unter der Gasflamme mitten im Raum, hell beschienen im Dunst und Rauch des Lokals, und das senkrecht niederfallende Licht verlieh ihren Zügen eine harte, graue Farbe, und eine böse Schärfe, die durch den Ausdruck von Angst und Spannung noch erhöht wurde. Kalauers feuchte, heisere Stimme gröhlte und überschlug sich, er drängte ein paar Leute von Scholanders Tisch zurück, an dem jener dem Lithographen gegenüberstand, betrunken, sinnlos erregt und bebend, wie ein gereiztes und gefesseltes Tier. Der Raum zwischen den beiden Männern war ein Abgrund. Die geduckte und abwartende Haltung seines Gegners war von unsagbarer Bosheit, sicher im Bewußtsein einer Hölle von Niedrigkeit, vorsichtig, berechnend und ohne erkennbare Erregtheit. Der Wirt sprach auf Scholander ein, mir schien, als suchte er den Streit zu schlichten, der offenbar, wie oft zuvor, zwischen den beiden ausgebrochen war, aber sein grobes Ungeschick mußte im Zorn ein Wort gewählt haben, das Scholander in Raserei brachte. Da alle durcheinander riefen, verstand ich niemanden, aber nun plötzlich entstand für einen kurzen Augenblick eine Stille der Erstarrung; ein unbegreifliches Etwas, wie es böse Geschehnisse einzuleiten pflegt, hielt jeden Atem im Bann und entnervte alle Tatkraft. Ich sprang vor, stieß Kalauer zur Seite und schrie Scholanders Namen, aber noch im Sturz meiner Bewegung geschah es: Scho-

lander war vorgetreten, hatte, vor Wut brüllend, den Gegner am Genick gepackt, und ich sah den schlanken, grauen Menschen in einer Bewegung zur Seite sinken, als fiele er, wie ein Betrunkener um eine Säule, die er umklammerte. Aber diese Wendung hatte zugleich eine widerliche Geschmeidigkeit, ich begriff den Sinn dieser Verschlingung, noch ehe ich recht erkannte, mit allen Sinnen zugleich, und wußte die Tat, als ich Scholander den Kopf heben sah, und ihn, offenen Mundes, sinnlos sehnsüchtig, wie ein Verdurstender, mit weit aufgerissenen leeren Augen an der Decke suchen sah.

Ein langgezogener, heller Aufschrei hinter mir zerriß den schaurigen Nebel unseres Zustandes, das war Jona. Der Lithograph stürzte gebückt an mir vorbei, einen Stuhl mit sich reißend, fallend, dann verschlang ihn der Ausgang, ohne daß er sich voll wieder aufgerichtet hatte. Scholander hatte beide Hände in den Rücken gestemmt, er drückte die Hüften vor, fiel mit Krachen auf die Knie, der Oberkörper bog sich vornüber und dann sank er langsam zur Seite. Dadurch schob die eine Hand sich kraftlos vor, und ich sah einen roten Schleier darauf, feucht und verwischt, grauenerregend durch die Geringfügigkeit der Befleckung, das Wahrzeichen des Endes.

Als Scholander mich erkannte, rang er schon mit dem Tode, der Anfall von Wut, der seinen Körper aufgebäumt hatte, war in Flüchen und Geschrei verrauscht. Das Messer seines Mörders war ihm durch den Rücken in die Lunge gedrungen und hatte das Herz verletzt, so daß seine Atemzüge und die Sekunden seines Bewußtseins gemessen waren.

„Es ist Wirklichkeit," stammelte er mit einem lichtlosen Lächeln in mein Gesicht empor, „das bunte Märchen Leben liegt abseits, Bruder. Es ist Wirklichkeit geworden, es hat mich getroffen . . . ich muß jetzt sterben. Hörst du . . . nein, ihr könnt es nicht hören. Wie sonderbar wirklich ist mir zumut, so war es nie — ich muß sterben, wirklich ich — Bruder."

Seine Augen sahen mich leer und fern an, voll grauenhaften Erstaunens. Aber dann füllten sie sich noch einmal mit der Wärme des Menschseins, mit Nähe und der holden Trübung des Lebens. Sein verscheidender Geist rang wie in wechselnden Wellen von Dasein und Tod, in der letzten Brandung, und er sagte:

„Ich habe es nicht vermocht — das Eine — aber ich habe es geglaubt . . . seid mir gnädig."

Sein Beben teilte sich mir mit, und als ich seine Worte vernahm, erfüllte sich mir alles umher mit Helligkeit, meine Ergriffenheit verbannte Angst und Schmerzen, denn das letzte Wort des Sterbenden erschütterte mich, wie noch kein Wort zuvor. Wie ein Lichtstrom brach die Antwort der Erlösung herein: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein." Ich begriff nicht, wie dies geschah, denn ich glaubte die Worte erschallen zu hören, eine heilige Ahnung berührte mich, daß die Liebe mir, über die wehenden Grenzen des Bewußtseins dahin, einen kurzen Ausblick in das Reich der Wandlung und Verklärung aufgetan hatte.

Durch Scholanders Körper ging ein furchtbares Erbeben, er warf den Kopf zur Seite, atmete viele Male mit keuchendem Stöhnen rasch hintereinander, und starb.

Da es nun geschehen war, löste sich die Erstarrung meiner Brust, es waren nicht mehr die Höhen und Abgründe von Licht und Finsternis, zwischen denen ich gestaltlos mit dem Sterbenden geweilt hatte, es waren die Wirtsstube, die Stimmen und Körper der Menschen, es war ich selbst und das alte Leben. Aber aus ihm brach, wie ein Raubtier, die Herzenswut meines Schmerzes auf mich ein.

„Mein armer Bruder!" Ich hob seinen schweren, erblaßten Kopf, drückte ihn an meine Brust und küßte ihn auf den Mund, dessen Lippen noch eine letzte Wärme ausströmten, aber schon zu erstarren begannen; diesen irdischen Weg der wilden traurigen Seele, der leidenschaftlichen Gedanken, der Flüche, des Heimwehs. Er war nicht verzerrt und die einst schön geschwungenen Lippen gewannen in der bleichen Farbe des Todes ihre Unschuld zurück, Schutt und Blumen, ein verlassener Kampfplatz.

Wir hoben den Toten auf, um ihn in das anstoßende Gemach zu tragen. Die Stimmen der Menschen drangen wieder verständlich an mein Ohr. Man stritt über den Täter. „Ihm kann man nichts anhaben, ein jeder hat gesehen, daß er angegriffen worden ist." Das Gastzimmer hatte sich mit Leuten gefüllt, man hatte zur Behörde geschickt. Ein alter Händler, den ich kannte, trat dicht herzu, und sagte in der etwas lächerlichen Feierlichkeit der altmodischen Sprechweise, derer sich einfache Leute in Augenblicken der Ergriffenheit zu bedienen pflegen:

„Dieser Mann ist verschieden."

Er schlug ein Kreuz und verbeugte sich, dann ergriff er mich an der Schulter, und als ich ihn ansah, sagte er zu mir:

„Trösten Sie sich. War dies Ihr Vater? Wir müssen zuletzt alle daran glauben, auch uns trifft es eines Tages.“

Wir legten Scholanders Körper auf eine Bank im Nebenzimmer, der Wirt verwehrte allen den Eintritt und drängte die Männer hinaus, die mit angegriffen hatten. Er selbst kam zurück und blieb, nachdem er die Tür geschlossen hatte, noch eine Weile bei mir stehen, schüttelte ratlos und angstvoll den Kopf, zuckte die Achseln und hob die Hände, indem er sie öffnete, als ließe er Vögel aus ihnen auffliegen. Nach einem scheuen Blick auf mich ging er hinaus.

Als ich eine Weile bei dem Toten gewartet und seine Augen geschlossen hatte, öffnete sich die Tür aufs neue und ich erkannte die in ein Tuch gehüllte Gestalt von Scholanders schwesterlicher Freundin. Sie sah mich mit weit aufgerissenen Augen an, aus denen mir eine starre helle Nacht entgegenkam, und blieb stehen, als wartete sie. Da verstand ich, und erhob mich sogleich, um ihr den Menschen ihres Lebens für die kurze Spanne Zeit zu überlassen, in der er ihr endlich allein gehörte.

* * *

Als ich wenig Tage nach diesen Ereignissen die Stadt verließ, war es Herbst geworden und das weite, bunte Land öffnete sich meinen Blicken unter dem klaren Himmel. Ich lauschte wieder dem Klang meiner Schuhe auf dem beschienenen Boden der Erde, die mich noch trug, in der Scholander begraben lag. Die Vögel zogen dem Licht, dem Süden entgegen, wie in meinem Geist die Worte

und Gedanken des Toten. Mir war, als führte meine Straße mich nicht von hier nach dort, nicht von einem Ort zum anderen, sondern von einem verlassenen Kampfplatz einem neuen entgegen. Unser irdisches Leben ist eine kurze Gelegenheit, Brüder, eine Morgenstunde.

Ende

Demnächst erscheint
bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M.:

Waldemar Bonsels
Eros und die Evangelien
Aus den Notizen eines Vagabunden

Im Verlag von Rütten & Loening in Frankfurt a. M. erschien ferner:

Waldemar Bonsels

Indienfahrt

125. Tausend

Aus Urteilen der Presse:

Waldemar Bonsels' Buch ist nicht nur das Schönste, das ich je über Indien gelesen habe, auch ohne Rücksicht auf den Gegenstand muß ich es zu den wenigen großen Kunstwerken der Literatur der Gegenwart zählen, die an sich vollkommen sind. In meiner tiefen Ergriffenheit möchte ich auf dieses Buch alle die Lobsprüche häufen, wie sie schlagwortartig bei Anerkennungen wiederkehren. Nach Jahren erst hat Bonsels seine reichen, in der Zeit kaum bemessenen Eindrücke gestaltet, ein großes Kunstwerk entstand, von wundervollem Aufbau der sich entschleiernden Wunder Indiens. Ich kannte diesen großen Dichter kaum, auf den das deutsche Volk gerade inmitten seiner Not stolz sein darf und von dem es Außerordentliches für die Befreiung einer seelischen Zukunft erwartet.

„Die Hilfe", Berlin

Es ist unmöglich, die Glut dieses Buches aus Rausch, Fieber, Weisheit und Liebe zu zergliedern! Das Erlebnis Indien ist für Waldemar Bonsels das Erlebnis der Natur ohne Konventionen, ohne Zivilisation, ohne Mechanisierung des Lebens. Der Dichter durchstreift den Dschungel, immer auf der Suche nach reiner ungetrübter Natur, voll Qual und Lust, voll Größe und Einsamkeit. So wird der Leser vom stofflichen Reiz, vom Interessanten zur Philosophie, zur Betrachtung, zum Miterleben einer Dichtung geleitet, deren Gegenstand ein wirkliches Land ist, und aus einer Summe von Eindrücken wird ein phantastisches, großartiges und kühnes Gemälde des Lebens, wie es überall aus Gott fließt und zu seinem Urgrund zurückflutet.

„März", München

Bonsels zeigt sein Indien, das Indien eines Menschen, der mit durstiger Seele durch die Wälder und Berge zieht. So, aus dem Persönlichen heraus, erwacht dieses Land mit einer Lebendigkeit vor unseren Augen, als stünden wir selber auf seiner Erde, als quölle der Dunst seiner Frühe und die Glut indischen Mittags vor uns aus dem Boden mit all seinen Gefahren und mystischen Verlockungen. „Berliner Tageblatt"

Im Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin erschienen:

Waldemar Bonsels
Die Biene Maja und ihre Abenteuer

315. Auflage

Gebt dieses Buch euren Kindern, es ist ein herrliches Buch!
„Die deutsche Frau", Berlin

Es ist das Werk eines Dichters und Sehers, der eine große Offenbarung über das tiefste Wesen der Dinge zu verkünden hat. „Straßburger Post"

Waldemar Bonsels
Das Anjekind

Eine Erzählung

49. Auflage

In diesem Buche schlägt das Herz einer dichterischen Wahrhaftigkeit, das zu schlagen nie aufhören wird. Es ist ein Einklang zwischen Natur und Mensch dargestellt, wie er ergreifender kaum gedacht werden kann.
„Hannoverscher Courier"

Waldemar Bonsels
Himmelsvolk

Ein Buch von Blumen, Tieren und Gott

240. Auflage

Dies zarte, berauschende Buch ist ein Buch des Kämpfens, des Sieges und des Untergangs. Alle Entwicklungen des Buches, sein inneres Ereignis werden dargestellt in Unterhaltungen mit Blumen, in Gesprächen von Tieren, deren Ernst von einer kaum glaubbaren, niegekannten Heiterkeit getragen ist. Jedes Wort aber scheint hingeschrieben in großer Leidenschaft, tief erfühlt und in dem Willen, durch sein Werk beizutragen zu einer kommenden, reineren, alles auf das Erleben stellenden, um Gott wissenden Menschheit.
„Berliner Börsen-Courier"

Im Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin erschienen:

Waldemar Bonsels
Wartalun
Eine Schloßgeschichte

56. Auflage

... das ist der Sinn des Geschehens zu Wartalun, einer Geschichte von so hohem dichterischen Gewicht, daß ich sie nach den Maßen anderer Romane nicht messen möchte. Der sie schuf, ist ein großer Künstler, wer sie liest, empfängt eines der schönsten, um Natur und Menschengeheimnis gewebten Gedichte. Es klingt wie Urweltrauschen durch dies Buch, Winde, Bäume, Tiere, die Erde selbst scheint zu reden, und das Tun der Irdischen ist wie ein Glied der großen, unendlichen Kette, die alles Leben bewegt. „München-Augsb. Abendzeitung"

Waldemar Bonsels
Der Tiefste Traum
Eine Erzählung

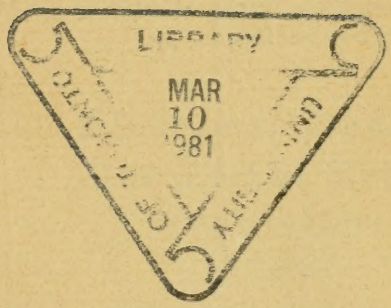
46. Auflage

Ein Stimmungszauber geht von dem Buche aus, der die Sinne mit lockender Gewalt zur innigsten Anteilnahme zwingt. Der eigenartige Zauber liegt auf der rein menschlichen Seite des tiefen Problems, und die ganze Entwicklung der beiden Charaktere ist einzig darauf gerichtet, alles in eine ungemein vertiefte und goldverklärte Harmonie ausklingen zu lassen.
„Generalanzeiger für Elberfeld"

Waldemar Bonsels
Don Juan
Eine epische Dichtung

7. Tausend

Erschien 1919


LIBRARY
MAR
10
1981

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSIT

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 10 10 12 007 7